Schauplatz der Welt,

oder

merkwürdige Sammlung

von

See- und Land-

Reisen,

aus den Schriftstellern aller Nationen
gewählet,

worinn die Muthmassungen und Zusätze verschiedener
eiteler Herausgeber und Uebersetzer ausgemerzt, jede Erzählung kurz und deutlich gefaßt, und die Abtheilungen der
Länder und Reiche sorgfältig bemerket sind:

Nebst einer Menge
von Charten und Kupfern
von Meisterhänden

Aus dem Englischen.

Ersten Bandes Dritter Theil.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Stutgard,
bey Christoph Friederich Cotta. 1767.

Inhalt
des dritten Theiles.
I.) Die
Entdeckung vom goldenen Castilien,
oder Castilien del Oro.

Erstes Hauptstück. Vasquez Nunez de Balboa schikt zween Agenten ab, von Jacob Columbus und dem spanischen Hofe Verstärkungen zu verlangen. Er besiegt den Caciquen Careta: schließt ein Bündnis mit ihm, besucht den Caciquen Comagre, und erhält daselbst die erste Nachrichten, von der Sudsee und den Reichthümern von Peru. Er kehret nach Santa-Maria zurück, bekommt daselbst schlimme Nachrichten aus Spanien, und entschließt sich, eine Entdeckung dieses reichen Landes zu versuchen in Hofnung, den König Ferdinand und seine Minister dardurch zu befriedigen. = = S. 1.

Zweytes Hauptstück. Nunez begiebt sich auf den Marsch, die Südsee zu entdecken, erwirbt sich die Freundschaft des Caciquen Ponca; schlägt den Quarequa, und besichtiget die Südsee. Er besiegt auch den Caciquen Chiapes, und erhält nachher seine Freundschaft: er nimmt einen feyerlichen Besitz von der Südsee, und ihren Küsten nnd Insuln für den König von Spanien; geräth aber bey einem Versuch, einen Meerbusen zu durchschiffen, in Gefahr, mit 80. andern Spaniern zu Grunde zu gehen. Er widersetzt sich hierauf dem Tumaco

einem

einem mächtigen Caciquen, schließt aber, nachdem er ihn zum Rückzuge genöthigt, einen Frieden mit ihm, und bekommt eine grosse Menge Perlen und Diamanten. = = = = S. 11.

Drittes Hauptstück. Nunez schikt einen andern Agenten an den spanischen Hof, mit einem kostbaren Geschenke an den Bischof von Burgos, der schon zuvor den Pedrarias zum Statthalter vom goldenen Castilien ernennet hat. Diesen neuen Statthalter verfolgt Nunez de Balboa, auf eine grausame Art, und behandelt die Indianer mit unmenschlicher Tyranney, wodurch sie gezwungen werden, die Waffen wider ihn zu ergreifen. Doch Nunez vermittelt die Wiederherstellung des Friedens, erbauet eine Stadt an der Südsee und wird zulezt enthauptet. = = = S. 21.

Viertes Hauptstück. Pedrarias erbauet die Stadt Panama, und läßt sich in einen langwührigen und unglücklichen Krieg mit dem Caciquen Urraca ein. Der spanische Hof, wird endlich der vielen Beschwerden, wieder ihn überdrüßig, und schikt einen neuen Statthalter ab, worauf er sich nach Nicaragua begiebt, und daselbst unter der Form des Rechts, den Franciscus Hernandez ermordet, der diese Provinz erobert hatte. S. 29.

Die

Inhalt.

II.) Die
Eroberung von Peru, durch
Franz Pizarro.

Erstes Hauptstück. Franz Pizarro, unternimmt, mit dem Beystand zwoer anderer Personen, die Entdeckung von Peru, geräth aber in viele Wiederwärtigkeiten, bis er endlich, nach Erhaltung einer ausführlichen Nachricht von den unermeßlichen Reichthümern des Landes, so er aufgesucht, nach Panama zurückkehret, und da ihm der Statthalter zuwider ist, nach Spanien segelt. = = = S. 35.

Zweytes Hauptstück. Pizarro langt in Spanien an. und wird von Carl dem Fünften, günstig aufgenommen: der ihm Commißionen und Vollmacht gibt, seine Eroberungen fortzusetzen. Er kehret nach Panama zurücke, von dannen er seinen Lauf nach der S. Matthäus Bay fortsezt, wo er die unbewafnete Indianer, ohne Ursache angreift, und sich dardurch in Verlegenheit wegen Mangels an Lebensmitteln stürzet. Er landet, den Einwohnern zu Trotze, zu Tumbez, die über sein Geschütze und seine Pferde erschrecken, weiter ins Land hinein fliehen, und unermeßliche Reichthümer zurücke lassen, deren sich Pizarro bemächtigt, und ein Fort auf der Küste erbauet. S. 46.

Drittes Hauptstück. Nachricht von den Uneinigkeiten in Peru, zur Zeit, da Pizarro dieses Reich entdekte. Pizarro wird von den streitigen Partheyen um seinen Beystand ersucht. Ferdinand Pizarro und Ferdinand Soto begeben sich als Abgesandte zu Atabali-

ba, und werden günstig aufgenommen. Der Inca besucht die spanischen Feldherrn in Begleitung seines Heeres, wird aber auf eine unmenschliche Art angefallen, viele von den Soldaten in kaltem Blute ermordet, und er selbst gefangen genommen. Er bietet ein Lösegeld für sein Leben an, welches angenommen wird, er wird aber nachher auf eine niederträchtige Art, unter dem Scheine des Rechts, ermordet. S. 55.

Viertes Hauptstück. Verwirrter Zustand von Peru nach dem Tode des Inca, verschiedene Spanier werden in einem Hinterhalte getödtet, und einige gefangen genommen, welche auf sehr großmüthige Bedingungen in Freyheit gesezt werden. Manco-Capac wird als Inca von Peru erkannt. Pedro de Alverado dringt mit einem Heere in Peru ein, läßt sich aber bewegen, sich wieder nach seiner Statthalterschaft in Mexico zurücke zu begeben. Pizarro legt den Grund zu den Städten Lima und Truxillo. Almagro maßt sich die Statthalterschaft von Cuzco an; läßt sich aber bereden, dieselbe niederzulegen. = = = S. 77.

Fünftes Hauptstück. Almagro ziehet mit einem mächtigen Heere von Spaniern und Peruvianern aus, Chili zu erobern, verlieret aber viele von seiner Mannschaft, und stehet erschreckliche Widerwärtigkeiten in seinem Zuge über die Cordilleras, aus. Er verläßt Chili, um die Statthalterschaft von Cuzco, welche von den Indianern angegriffen wird, zu übernehmen: Der Inca läßt seine Macht auseinander gehen, und ziehet sich in die Gebirge: indessen wird die Stadt Cuzco von Almagro überrumpelt, welcher verschiedene Vortheile über den Pizarro erhält: aber nachher einen

Vertrag mit ihm schließt. Dieser wird von Pizarro gebrochen: und es kommt zu einer blutigen Schlacht, worinn Almagro gefangen, und nachher verhöret, verdammt, und hingerichtet wird. = = S. 91.

Sechstes Hauptstück. Der Marquis Pizarro dehnet seine Eroberungen gegen Süden aus, und bezwingt die Provinz Charcas, worauf er seinen Bruder Gonzalo, den er zum Stadthalter von Quito gemacht hatte, auf neue Entdeckungen ausschikt; dieser gehet gegen Osten, in Hofnung noch reichere Länder als Peru zu finden, wird aber zulezt von Orellana verlassen, der den Amazonenstrohm hinab segelt, und von dannen nach den spanischen Pflanzstädten auf der andern Seite des festen Landes von America zurückkehret, welches den Gonzalo nöthigt, nach Quito zurückzugehen. = = = = S. 109.

Siebentes Hauptstück. Die Grausamkeit des Marquis Pizarro gegen die Anhänger des Almagro verursacht, daß er ermordet wird. = = S. 121.

Achtes Hauptstück. Der junge Almagro findet Widerstand. Vaca de Castro, ein Mann von einem vortreflichen Charakter langt aus Spanien an, mit Vollmacht. die Streitigkeiten in Peru beyzulegen: und verschiedene Officiers tretten auf seine Seite. Er liefert dem Almagro eine Schlacht und sieget. Almagro wird nachher gefangen, des Hochverraths überwiesen, und mit vielen von seinen Anhängern hingerichtet. = = = = S. 126.

Neuntes Hauptstück. Weise Verfügungen des de Castro: nachdem er die Empöhrung unterdrückt hat.

Blasco Nunez bekommt sein Amt und den Titul eines Unterkönigs. Er nimmt den de Castro in Verhaft: allein, Gonzalo Pizarro widersezt sich ihm, und nimmt ihn gefangen, er entwischt zwar, wird aber endlich in einer Schlacht getödtet, und Gonzalo als Statthalter von Peru erkannt. = = S. 135.

Zehentes Hauptstück. Pedro de la Gasca, ein vorzüglich tugendhafter Mann, wird zum Statthalter von Peru, mit dem Titul eines Präsidenten, ernannt: worauf Gonzalo Pizarro allenthalben schwächer wird, aber endlich den Centeno, einen von den de Gasca, Feldherren, schlägt, und nachher durch Verwerfung des Raths des Carvajals sich selbst zu Grunde richtet: dann, da Ihn seine Mannschaft bey der Zusammenkunft beyder Heere verläßt, ergibt er sich selbst zum Kriegsgefangenen, und wird verdammt und enthauptet. De Gasca wird nachher über die Theilung der Länder verlegen, und kehret nach Spanien zurücke. = = = = = S. 140.

III.) Die Niederlassungen der Portugiesen, in Brasilien und die verschiedene Revolutionen derselben.

Erstes Hauptstück. Don Pedro Alvarez de Cabral entdekt Brasilien: man erwartet Anfangs geringe Vortheile davon. Einige Nachrichten von dem Lande, und seinen alten Einmohnern, und der Art, womit sich die Portugiesen zuerst darinn nirdergelassen haben. = = = = S. 149.

Zweyte Hauptstück. Die französische Versuche, eine Pflanzstadt in Brasilien anzulegen, durch den Herrn de Villegagnon, Capitain Riffaut, und Herrn Rivardier, schlagen fehl. = = = S. 161.

Drittes Hauptstück. Die Holländer machen sich Meister von Brasilien, werden aber durch die vereinigte spanische und portugiesische Macht, wieder herausgejagt. Dem ohnerachtet entschliessen sich die Holländer zu einem neuen Versuch, und schicken eine starke Flotte, unter dem Befehl des Admirals Lonk, nebst einem Korps Landtruppen, unter dem Commando des General Wardenburg dahin. Lezterer erobert die Stadt Olinda, und die ganze Küste gegen Süden; indessen da der Admiral Lonk eine Insul erobert, der sandigte Receif genannt. Admiral Pater wird nachher mit einer starken Flotte aus Holland abgeschikt; die Holländer nöthigen die Portugiesen die Belagerung von Olinda aufzuheben, und dieser tapfere Admiral, schlägt sich bloß mit sechs Schiffen, mit der portugiesischen Flotte von vier und fünfzig Segeln, und kommt mit Ehren ab. = = = = S. 168.

Viertes Hauptstück. Das erstaunliche Glük der Holländer, wider die vereinigte spanisch- und portugiesische Macht, bewegt die Directors der westindischen Gesellschaft, den Grafen Moriz von Nassau, als Statthalter, nach Brasilien zu schicken. der durch seine weise Maasregeln, und kluge Regierung den besten Theil dieses Landes einnimmt und anbauet. S. 179.

Fünftes Hauptstück. Graf Moriz von Nassau macht einen Entwurf, ein holländisches Reich in America zu errichten, das der Spanier ihrem gleich, wo

nicht überlegen seyn solte. General Browers Feldzug nach Chili, und dessen unglücklicher Erfolg, der durch die schlechte Aufführung der Holländer, und die Zurückberufung des Grafen verursacht wird. = = S. 183.

Sechstes Hauptstück. Die holländische westindische Gesellschaft entschließt sich nunmehr, aufs sparsamste zu verfahren: entblößt das Land von den Truppen, die zu dessen Vertheidigung nöthig waren; schikt neue Stadthalter dahin, welche den Aufwand der Gesellschaft vermindern, ihren unmittelbaren Profit vermehren, die Festungswerke vernachläßigen, und die ihnen unterthänige Portugiesen unterdrücken: worauf diese zur Erlangung ihrer Freyheit die Waffen ergreifen, und nach einem langwührigen Kriege, die Holländer aus dem Lande jagen. = = = S. 194.

Siebentes Hauptstück. Beschreibung des jetzigen Zustandes derer verschiedenen Capitainschaften, oder Provinzen von Brasilien, und ihrer Landesgüter. Die Art den feinsten Zucker zu machen; und eine Nachricht vom Brasilienbaume. Die vornehmste Haupt= und andere Städte jeder Provinz, und die Entdeckung des Goldes und der Diamanten in diesem Lande. = = = = = S. 207.

Achtes Hauptstück. Nachricht von einem Volk in Brasilien, die Paulisten genannt; nebst einer Beschreibung der Einwohner überhaupt. = = S. 221.

Neuntes Hauptstück. Nachricht von den Pflanzen, Thieren, Vögeln und kriechenden Thteren, so in Brasilien gefunden werden. = = S. 233.

Die
Entdeckung
vom
goldenen Castilien.

Erstes Hauptstück.

Vasquez Nunez de Balboa schikt zween Agenten ab, von Jacob Columbus und dem spanischen Hofe Verstärkungen zu verlangen. Er besiegt den Caciquen Careta: schließt ein Bündnis mit ihm, besucht den Caciquen Comagre, und erhält daselbst die erste Nachrichten, von der Sudsee und den Reichthümern von Peru. Er kehret nach Santa-Maria zurück, bekommt daselbst schlimme Nachrichten aus Spanien, und entschließt sich, eine Entdeckung dieses reichen Landes zu versuchen in Hofnung, den König Ferdinand und seine Minister dardurch zu befriedigen.

Sobald **Vasquez Nunez de Balboa** die Regierung auf die Art angetretten hatte, die wir in unserer Nachricht von den Entdeckungen vom Tode des **Columbus** bis zu des **Cortez**

Feldzuge, bereits erzählet haben; so beschloß er sogleich, die grosse Gewalt, so er erlangt hatte, sich zu Nutze zu machen, um die Entdeckungen zu erweitern, und mehr Gold zu bekommen: indem er voraus sahe, daß dieses das einzige dienliche Mittel seyn würde, ihm den Besitz der Stadthalterschaft zu versichern, worzu er auf eine so sonderbare Art gelanget war.

Seine erste Sorge war, jene Vorräthe herbeyzuschaffen, deren die Pflanzstadt bedurfte. Zu diesem Ende schickte er seinen Freund Valdivia nach Hispaniola, um den Stadthalter und den Rath zu bewegen, ihn und sein Volk mit allem nöthigen zu versehen: er hatte desto grössere Hofnung, hierinn glücklich zu seyn, da der Admiral Diego Columbus damals daselbst war, der, wie er wußte, geneigt war, alles, was in seinem Vermögen stund, zur Beförderung des Dienstes des Königs beyzutragen. Hierauf bewog er die Pflanzstadt, jemand geraden Weges nach Spanien zu schicken, um dem Hof ihre Umstände und die grosse Wahrscheinlichkeit zu melden, daß sie sehr vortheilhafte Entdeckungen und Eroberungen machen könnten. Zu dieser wichtigen Verrichtung empfahl er den Zamudio, seinen Collegen in der Regierung: wordurch er sich die ganze Gewalt allein versicherte, und zu gleicher Zeit die Sorge für seine Angelegenheiten jemand auftrug, der einerley Interesse mit ihm hatte, indem er in die Veranstaltung der Revolution eben so tief verwickelt gewe=

Franz Pizarro wird mit sechs Spaniern von 400. Indianern, unter dem Comando des Zemaco angegriffen.

gewesen war, als er selbst: und wie damals ein kleines der Colonie gehöriges Schif im Hafen lag; so lies er es so gut als möglich, ausrüsten, um die beyde Abgeordnete seinem alten Widersacher Enciso, zu überbringen. Wie aber dieser leztere sein Verfahren auf eine Art schildern konnte, die ihm eben nicht sehr vortheilhaft seyn möchte: so gab er dem Valdivia eine beträchtliche Menge Goldes mit, welches er ihm empfahl, des Königs Ober-Schazmeister zu S. Domingo zu überreichen, der vielen Credit bey dem spanischen Ministerio hatte.

Um diese Zeit kamen viele Indianer nach Darien, um zu beobachten, ob die Spanier wieder wegziehen wolten, und was ihre Absichten waren? Um aber ihre Beweggründe zu verbergen, brachten sie Indianischen Waitzen und andere Lebensmittel, um solche gegen Knöpfe, Messer, und andere geringe Sachen zu vertauschen, und bestrebten sich, sie zum Abzuge zu bereden, indem sie ihnen sagten, daß in der Provinz Coyba, welche 30. Meilen von dannen lag, viel Gold und ein Ueberfluß an Lebensmitteln anzutreffen wäre. Hierauf schickte Nunez de Balboa den Franz Pizarro mit sechs Mann ab, das Land zu besichtigen, welche kaum den Strohm drey Meilen hinauf gereißt waren, als sie von 400. Indianern unter der Anführung des Caciquen Zemaco angegriffen wurden. Doch, nach einem hitzige Gefechte, worinn ohngefär hundert von den Indianren getödet wurden, ergriffen die übrige die Flucht,

und die Spanier kehreten nach Darien zurücke. Weil sie aber Einen von ihren Mitgefehrten zurück gelassen hatten, war Nunez so verdrüßlich darüber, daß er dem Pizarro befahl, mit einem frischen Detaschement zurücke zu marschiren, welches er auch that, und denselben nach der Pflanzstadt zurück brachte.

Hierauf schikte Nunez zwo Brigantinen nach denen Spaniern ab, welche zu Nombre de Dios waren zurük gelassen worden. Wie diese Schiffe längst der Küste hinsegelten, gelangten sie in einen Hafen, der dem Caciquen von Coyba gehörete, woselbst zween ganz nackte und roth bemahlete Spanier zu ihnen kamen. Diese und eine andere Person waren aus dem Schiffe des Nicuessa entwischt, um der Strafe für einige von ihnen begangene Verbrechen zu entfliehen. Sie hatten sich den Händen des Caciquen Careta anvertrauet, und waren gütig behandelt worden. Weil sie aber unter sich selbst nicht einig waren; so verwundete einer derselben, Nahmens Juan Alonzo, den andern gefährlich: worauf der Cacique, der ihn seiner Tapferkeit wegen bewunderte, ihn zum Oberbefehlshaber seiner Macht in einem Kriege machte, worein er damals verwickelt war, und nichts ohne seinen Rath thun wolte.

Diese zween Männer waren denen in den Brigantinen sehr willkommen. Sie beobachteten, daß das Land einen Ueberfluß an Gold hatte, und wenn Nunez dasselbe besetzen wolte, sie insgesamt grosse

Reich=

Reichthümer erlangen könnten. Auf diese Nachricht wurden sie einig, daß einer von ihnen nach Santa Maria gehen, und dem Nunez den Zustand des Landes melden, und daß die andere zurück bleiben solten, um bey ereignenden Gelegenheiten Dienste zu leisten.

Als die Brigantinen nach Santa Maria zurück kehreten, war Nunez über die Nachricht, so sie von diesem reichen Lande brachten, und darüber sehr vergnügt, daß er spanische Dollmetscher hatte, welche die Sprache der Eingebohrenen verstunden. Er schikte die Brigantinen zurücke, um die übrige Spanier von Nombre de Dios (als welche sie vorher, nicht insgesamt hatten einnehmen können,) weg zu bringen: worauf er 130. von den tapfersten aus seiner Mannschaft aussuchte, die bey der Rükkunft der Brigantinen, mit einem hinreichenden Vorrathe an Waffen und Lebensmitteln absegelten, den Caciquen Careta aufzusuchen, welcher 30. Meilen weit von dannen lebte.

Als der Cacique seine Ankunft erfuhr, erwartete er ihn in seinem Hauße: und wie Nunez daselbst ankam, verlangte er Lebensmittel für seine Mannschaft, auf ihre Reise nach Darien. Allein, Careta entschuldigte sich unter dem Vorwande seines Krieges, den er mit einem benachbarten Caciquen führete, wordurch seine Leuthe an der Saat wären verhindert worden. Nunez stellete sich, auf den Rath des Juan Alonzo, als kehrete er eben

denselben Weg, den er gekommen war, zurücke: kam aber um Mitternacht wieder; grief die Stadt an drey Orten an, nahm den Caciquen mit seinen zwey Weibern und Kindern gefangen, die er insgesamt nach Santa Maria schikte, nachdem er die Brigantinen mit Lebensmitteln beladen hatte.

Nach ihrer Rückkunft nach Darien, bat Careta den Nunez, ihn nicht gefangen zu behalten, und versprach, für seine Freyheit, ihn mit Lebensmitteln zu versehen, und ihm alle Dienste zu leisten, die in seinen Kräften stünden. Er bot ihm eine von seinen Töchtern, welche sehr schön war, zu seiner Gemahlin an, und bat ihn um seinen Beystand wider seinen Feind Ponca, einen benachbarten Caciquen, damit sein eigenes Volk Zeit haben möchte, das Feld zu pflügen und zu besäen.

Nunez nahm diese Anerbiethungen mit Vergnügen an, nahm seine Tochter, behielte sie zu seiner Beyschläferin, und führete sich sehr liebreich gegen sie auf, welches den Indianern ungemein gefiel. Da Careta nun zurük kehren durfte; so bewirthete er den Nunez und 80. Mann, die ihn begleiteten, so wohl, daß sie beschloßen, ihm in seinen Kriegen beyzustehen: welches Ponca kaum erfuhr, als er in die Gebirge flohe. Worauf die Spanier in sein Land eindrungen, und einige Lebensmittel und eine beträchtliche Menge Goldes wegnahmen.

Kurz nachher meldete Careta seinen Gästen, daß er einen andern Nachbar habe, der mächtiger sey, als

als Ponca, der, sowohl als sein Land, Comagre, hieße; daß er in einer größeren Pracht, als irgend ein anderer Cacique lebte, und sehr begierig wäre, mit den Spaniern bekannt zu werden. Wie das Gebiethe dieses Fürsten groß und fruchtbar war; so verlangte Careta vom Nunez, demselben einen Besuch abzustatten, und erbot sich, ihn zu begleiten.

Bey ihrer Ankunft bey dem Pallaste des Comagre, fanden sie, daß es ein großes hölzernes Gebäude 150. Ellen lang und 80. breit, und mit einer guten steinernen Mauer umgeben war. Sie wurden sehr freundschaftlich und freygebig bewirthet: Comagre und sein Sohn gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihren Aufenthalt angenehm zu machen, und entdekten in ihren Gesprächen eine Einsicht und Höflichkeit, welche aller Indianer, die sie bisher angetroffen hatten, ihre weit übertraf. Sie wurden mit allerley Lebensmitteln im Ueberfluße, und mit verschiedenen Gattungen von Getränken von allerley Farben bewirthet, die dem Wein weder an Stärke noch Geschmacke vieles nachgeben. Der Cacique und sein Sohn machten ihnen Geschenke an Gold und Perlen; Sie hatten also keine Ursache, ihre Reise zu bereuen, oder ein Mistrauen in den Careta zu setzen, der über die höfliche Aufnahme seiner Freunde sehr vergnügt zu seyn schiene.

Wie der älteste Sohn des Comagre besonders begierig war, seine Gäste zu verpflichten; so ließ er verschiedene Stücke Goldes bringen, die sowohl ihrer

Bearbeitung als ihrer Feinigkeit wegen, kostbar waren, und dieses Gold, welches ohngefehr 4000. Stücke von Achten wog, gab er nebst 70. Sclaven dem Nunez und Colmenares, welche augenbliklich anfiengen, es zu wägen, um das Fünfttheil des Goldes für den König bey Seite zu legen, und das übrige, unter sich selbst zu vertheilen. Da aber einige von diesen Leuthen sich wegen der grössesten und besten Stücke entzweyeten; so rannte der junge Prinz an die Wagschale, stieß sie mit beyden Fäusten, und warf alles Gold auf den Boden, mit dem Zusatze, daß sie nicht nöthig hätten, über dergleichen Kleinigkeiten zu zerfallen: wenn sie aber so sehr darein verliebt wären, daß sie friedsame Völker deshalb stöhren, und ihr eigenes Vaterland verlassen könnten, um dergleichen aufzusuchen; so wolle er ihnen ein Land zeigen, worinn sie so viel bekommen könnten, als ihr Herz wünschte: sie müßten aber in stärkerer Anzahl kommen, weil sie sich einem Monarchen widersetzen müßten, der seine Länder mit grosser Tapferkeit vertheidigte: Zuerst würden sie einen Caciquen antreffen, der eine grosse Menge von demjenigen besässe, was sie für Reichthümer hielten, und sechs Sonnen, oder sechs Tage-Reisen von dannen wohnete, wobey er mit seinem Finger gegen die Südsee wieß, die sie, wie er sagte, erblicken würden, sobald sie gewisse Länder würden zurük gelegt haben. Er sezte hinzu, daselbst gäbe es andere Völker, welche Boote mit Segeln und Rudern hätten, und daß sie

jenseits

jenseits dieser See, eine unendliche Menge Goldes in Gefäße verarbeitet finden würden, woraus diese Völker äßen und tränken. Und wie er von den Spaniern vernommen hatte, daß es in Spanien einen grossen Ueberfluß an Eisen gäbe, so gab er ihnen zu verstehen, daß in diesen Gegenden mehr Gold, als in Biscayen Eisen anzutreffen wäre. Diß war die erste Nachricht, welche sie von dem weitläuftigen peruvianischen Reiche bekamen, wohin er sie zu begleiten sich erbot. Diese Rede wurde von den zween Spaniern verdollmetschet, welche dem Nicuessa entflohen waren, und sich bey Careta aufgehalten hatten.

Nach einem kurzen Aufenthalte in den Ländern des Comagre, kehrete Nunez de Balboa in seine Statthalterschaft nach Santa Maria zurücke, um den dienlichsten Maasreguln, diese wichtige Entdeckungen zu machen, desto bequemer nachzusinnen.

Indessen war Valdivia von Hispaniola mit den stärksten Versicherungen zurük gekommen, daß Diego Columbus ihn hinlänglich unterstüzen wolle. Dieses bewog den Nunez, ihn zum zweytenmale mit eben den Verhaltungsbefehlen als zuvor, aber mit frischen Proben der Dienste, die er der Krone geleistet hatte, und neuen Geschenken für diejenige abzuschicken, welche er am fähigsten hielte, seinen Credit zu unterstüzen. Allein, das Schif, worinn Valdivia nach Hispaniola zurück segeln wolte, litte zum Unglücke unter Wegens, an der Küste vor Yucatan, Schiffbruch, und die Mannschaft rettete

sich mit grosser Schwierigkeit ans Land, wo sie sogleich von den Eingebohrenen umringt, und gefangen genommen wurden, welche sie grausamer Weise ihren Göttern opferten. Nur zween entwischten, wovon der eine Aguilar war, der dem Cortez nachmals so grossen Nutzen schafte.

Nunez de Balboa wurde über die Nachricht von dieser Begebenheit sehr bestürzt: und um den schlimmen Folgen, welche daraus entstehen möchten, vorzubeugen, gerieth er bisweilen auf den Gedanken, nach Spanien zu reisen. Allein, die Pflanzstadt wolte dieses nicht zugeben, und er fand bald hinreichenden Grund, zu glauben, daß sie recht geurtheilet hatten. Denn er erfuhr aus den Depeschen, welche er von Zamudio empfieng, daß Enciso den Hof dergestalt wider ihn aufgebracht habe, daß man die Minister nicht überreden könne: daß er nicht ein Verbrecher wäre, der die königliche Authorität, im höchsten Grade unter die Füsse getretten habe.

Als Nunez de Balboa den Inhalt dieser Brief überlegt hatte, sahe er handgreiflich, daß nichts seinen Charakter in Spanien wieder herstellen könne, als wenn er sich die empfangene Nachrichten augenbliklich zu Nutze machte, und seine Entdeckungen grösserer und reicherer Länder, als die Spanier bisher gewußt hatten, zu Stande brächte. Dieses glaubte er, würde alle seine vergangene Fehler bedecken, und jede Missethat, so er verübet hatte, aussöhnen. Er überredete daher, ohne der Pflanzstadt alle in sei-

nen Depeschen enthaltene Nachrichten mitzutheilen, dieselbe, einen solchen Zug, als das wahrscheinlichste Mittel, sie alle reich und glüklich zu machen, zu unternehmen: worauf sie auch diesen Vorschlag mit Freuden annahmen.

Zweytes Hauptstück.

Nunez begiebt sich auf den Marsch, die Südsee zu entdecken, erwirbt sich die Freundschaft des Caciquen Ponca: schlägt den Quarequa, und besichtiget die Südsee. Er besiegt auch den Caciquen Chiapes, und erhält nachher seine Freundschaft: er nimmt einen feyerlichen Besitz von der Südsee, und ihren Küsten und Insuln für den König von Spanien; geräth aber bey einem Versuch, einen Meerbusen zu durchschiffen, in Gefahr, mit 80. andern Spaniern zu Grunde zu gehen. Er widersezt sich hierauf dem Tumaco einem mächtigen Caciquen, schließt aber, nachdem er ihn zum Rückzuge genöthigt, einen Frieden mit ihm, und bekommt eine grosse Menge Perlen und Diamanten.

Als Nunez de Balboa sich entschlossen hatte, gegen die Südsee zu ziehen, segelte er in der Mitte des Septembers 1513. von Santa Maria ab, bis an die Länder des Caciquen Careta, der ihn sehr freundlich empfieng. Hier lies er einen von seinen Brigantinen und einen Kahn zurücke, und rückte in Begleitung eines Korps von den Unterthanen des Careta gegen die dem Ponca gehörige

hörige Gebirge an. Der Cacique Ponca erfuhr die Annäherung der Spanier bald, und verstekte sich: worauf Nunez einige von denen Indianern des Careta abschickte, ihn zu versichern, daß er nichts zu befürchten habe, und daß er blos seine Freundschaft verlange. Ponca kam ihm hierauf mit einem Geschenke an Gold von 110. Peso's am Werthe entgegen, welches alles war, was er hatte. Da Nunez einsahe, wie nöthig es sey, daß er keinen Feind hinter sich lies; so empfieng er den Caciquen mit grosser Freude, gab ihm viele Knöpfe, Falbenschellen, Spiegel, und, was diese Indianer am höchsten hielten, einige eiserne Aexte: und verlangte alsdenn Wegweiser und Leuthe von ihm, welche Lasten die Gebürge hinauf trügen ——

Der Cacique bewilligte ihm gern, alles, was er verlangte, und versahe ihn mit einem Ueberfluß an Lebensmitteln. Die Spanier marschireten hierauf in die Länder eines grossen Herrn, Nahmens Quarequa, welcher gefaßt war, sich ihnen zu widersetzen, und eine zahlreiche Mannschaft auf die Beine gebracht hatte, die mit Bogen und Pfeilen und einer Art von Schleudern bewafnet waren, Spieße, zu schleudern, die aus Holz bestunden, so im Feuer war gehärtet worden. Auch hatten sie Keulen, die aus einer sehr harten Art von Holz gemacht waren, und die sie mit beyden Händen gebrauchten. Auf diese Art begegneten die Indianer denen Spaniern, fragten sie, was sie hier zu suchen hätten, und befahlen

fahlen ihnen, nicht weiter zu gehen. Als sie aber sahen, daß sie sich sehr wenig um das, was sie sagten, bekümmerten, kam der Cacique selbst, der nebst einigen seiner vornehmsten Leuthe in Cotton gekleidet war, (denn alle übrige waren ganz nackt,) heran, und grief die Spanier augenbliklich mit entsezlichem Geschrey an. Nunez befahl sogleich seinen Soldaten, ihre Feuerröhren und Armbrüste los zu schießen, worauf einige todt nieder stürzten. Sobald die Indianer das Feuer sahen, und den Knall höreten, schlossen sie natürlicherweise, daß die Spanier Donner und Bliz gebrauchten, und eine übernatürliche Gewalt hätten, sie zu zerstöhren: und ergriffen daher in äusserster Bestürzung die Flucht. Die Spanier verfolgten sie, und hezten ihre Hunde an dieselbe, welche einige von ihnen zerrissen, indessen da die Spanier mit ihren Schwerdtern ein grosses Blutbad anrichteten. In diesem Gefechte wurde der Cacique selbst mit ohngefehr 600. von seinen Leuthen getödet; einige wurden gefangen, und die Sieger plünderten die Stadt, worinn sie eine beträchtliche Menge Goldes fanden. Unter den Gefangenen war der Bruder des Caciquen, und einige andere, wie Weiber gezieret. Nunez schlos aus diesem Umstande, daß sie der Sodomiterey schuldig wären, und lies sie, ohne einigen andern Beweis von den Hunden zerreissen.

Wie einige von den Spaniern aus Hunger und Abmattung kränklich geworden waren; so lies Nunez sie in der Stadt, die dem lezten Caciquen gehöre-

te, nahm daselbst neue Wegweiser und Lastträger, und entlies des Careta seine. Hierauf sezte er seinen Weg nach dem Gipfel der Gebirge fort, welcher ohngefär sechs Tagereisen davon lag: brachte aber wegen der Schwierigkeit der Wege, und der Mühe, womit man Lebensmittel zusammen bringen mußte, fünf und zwanzig Tage unterwegens zu. Als endlich Nunez Nachricht bekam, daß sie nahe am Gipfel wären: so befahl er seiner Mannschaft, anzuhalten, gieng allein hinauf, und sahe die Südsee, die er kaum erblickte, als er auf seine Knie niederfiel, und dem Himmel dafür dankte, daß er der erste Europäer gewesen, der solche gesehen habe. Sobald dieses geschehen war, rufte er seiner Mannschaft, fiel hierauf wieder auf seine Knie, worauf sie seinem Beyspiele folgten; indeßen da die Indianer ganz außer sich waren, als sie solche Ausdrücke der Freude und des Erstaunens sahen. Nunez erhub hierauf die Nachrichten, welche ihm des Comagres Sohn gegeben hatte, und versprach seinen Leuthen, Reichthümer und Glücke. Sie glaubten ihm alles, was er sagte: denn er wurde, wegen seiner Tapferkeit, seines Mitleydens für die Kranke und Verwundete, und deswegen, sehr geliebt, weil er zwischen sich selbst und dem gemeinesten Soldaten keinen Unterschied machte. Hierauf lies er eine Acte aufsetzen, wordurch er diese See, und alles, was darinn wäre, für die Krone Castilien in Besitz nahm, zu deßen Zeugnis er Holz fällete, Kreutze aufrichtete, Haufen von Steinen

Der Caciquen Quarequa und seine Indianer fallen den Nunez und seine Spanier an, werden aber geschlagen, und eine grosse Menge derselben von Hunden zerrissen.

nen aufwarf, und den Nahmen des Königs von Spanien in einiger von den Bäumen einschnitte. Als dieses geschehen war, beschloß er, die Gebirge herab, und nach der Seeküste zu gehen.

Als Nunez erfuhr, daß sich nahe an diesem Platze eine andere Stadt befände, die einem Herrn, Nahmens Chiapes gehörete; so rückte er mit großer Vorsichtigkeit an. Sobald dieser Cacique die geringe Anzahl der Spanier sahe; zog er gegen sie aus: wurde aber bey seiner Annäherung von denselben zuerst mit ihrem Schießgewehr, denn mit ihren Armbrüsten empfangen, worauf sie ihre Hunde an sie hezten. Die Indianer erschracken über diesen Empfang, und flohen in der äußersten Geschwindigkeit. Die Spanier verfolgten sie, machten einige zu Gefangenen, und entließen hierauf einen Theil derselben, nebst einigen von den Leuthen des Quarequa, um den Chiapes zu versichern, daß sie seine Freundschaft verlangten. Auf diese Botschaft hielte es der Cacique für das rathsamste, sich selbst den Händen dieser fürchterlichen Feinde anzuvertrauen; und machte ihnen daher mit ohngefär 400. Stücken von Achten, Werthes an Gold, seine Aufwartung. Nunez empfieng ihn sehr gnädig, gab ihm Knöpfe, Spiegel und einige Beile: und als er hier auch den Indianern des Quarequa einige Kleinigkeiten geschenkt hatte, entlies er sie, über ihre Behandlung sehr vergnügt.

Hierauf schickte Nunez, der Capitain Franz Pizarro, den Juan, und Alonzo Martin jeden

mit zwölf Mann ab, den kürzesten Weg nach der See aufzusuchen. Alonzo Martin entdeckte den besten Weg, und kam in zween Tagen an einen Plaz, wo er zween Kähne auf trockenem Lande fand, aber keine See erblickte. Als er aber nachdachte, wie diese Kähne dahin gekommen wären, kam die Fluth heran, und hub sie auf. Denn an dieser Küste ist jede sechs Stunden Ebbe und Fluth zwo bis drey Klaftern tief, und so stark, daß grosse Schiffe trocken liegen bleiben, und man wenigstens zwo oder drey Meilen weit kein Seewasser erblicket. Als Alonzo Martin die Kähne schwimmen sahe, gieng er in einen davon, und hieß seine Mitgefährten Zeugen seyn, daß er der erste sey, welcher die Südsee beschifte: ein anderer that eben dergleichen, und hies sie zeugen, daß er der Zweyte sey: worauf sie umkehreten, dem Nunez diese Nachricht zu überbringen. Nunez beschloß hierauf selbst, mit dem Caciquen gegen die See zu reisen, und zu versuchen, was man für weitere Entdeckungen machen könnte. Als sie das Gestade erreichten, marschirete dieser spanischer Befehlshaber, in seinem Harnisch voran, bis ihm das Wasser bis an die Mitte gieng: und lies hierauf einen Notarius ein öffentliches Instrument des Innhalts aufsetzen, daß er diese See, ihre Küsten, und die darinn befindliche Insuln, zum Behufe der Krone Castilien in Besiz genommen habe: die Indianer erstauneten über diese Ceremonie, —— und zwar nicht ohne Ursache.

Hierauf gieng er über die Mündung eines grossen Strohmes, und landete auf der andern Seite, im Gebiethe eines andern Indianischen Fürsten, Nahmens **Coura**; der sich Anfangs zur Wehre setzen wolte, als er aber fand, daß es vergebens war, seinen Sohn zu ihnen gehen, und mit ihnen traktiren ließ: und er selbst überbrachte ihnen kurz nachher ein wichtiges Geschenke.

Als **Nunez de Balboa** zulezt einen grossen Busen dieser See erblikte, beschloß er, denselben zu beschiffen, und verlangte deshalb von den Indianern, ihn mit Kähnen zu versehen. Sie thaten es, und erboten sich, ihn zu begleiten, ermahneten ihn aber zugleich, diesen Versuch aufzuschieben, weil die Regenzeit heran kommen, und dieser Meerbusen gar nicht sicher sey. Allein, er weigerte sich hartnäckig, dieser Ermahnung zu folgen, und gieng mit achtzig Spaniern, nebst dem **Chiapes** und einigen von dessen Begleitern, an neun Kähne an Bord.

Am 29sten des Septembers lichteten sie die Anker: und daher nannte er solches **S. Michaels Bay**. Als sie aber in einige Entfernung vom Lande kamen, fiengen die Wogen an so hoch aufzuschwellen, daß **Nunez** bereuete, daß er dem Rathe des **Chiapes** nicht gefolgt hatte, und bald in der äussersten Gefahr war, zu Grunde zu gehen. Doch, die Indianer nahmen ihre Zuflucht zu ihrem gewöhnlichen Hülfsmittel; sie befestigten zween Kähne mit Stricken aneinander, damit sie nicht so leichtlich umstürzen konnten, und eileten geschwinde nach einer Insul, wo sie landeten, und ihre Kähne an die

Felsen oder Bäume banden. Hier blieben sie die ganze Nacht über in der grösten Verlegenheit: denn, zur Fluthzeit wurde das ganze Eiland mit Wasser bedekt, und sie mußten fast bis an ihre Mitten, im Wasser stehen —— Als der Tag anbrach, und die Ebbe kam, suchten sie ihre Kähne auf; fanden abr einige derselben zertrümmert, andere meistens zerrissen, und die übrige mit Wasser und Sand angefüllet; und von ihren Gütern oder Lebensmitteln war nirgends das geringste zu finden. In dieser Noth zogen sie die zarte Rinde der jungen Bäume ab, zerstiessen sie mit Gras und andern Kräutern, verstopfeten die Ritzen derer von den Kähnen, die nicht zertrümmert waren, und giengen hierauf für Hunger halb todt, an Bord.

Sie steuerten hierauf nach dem Gebiethe eines Caciquens Nahmens **Tumaco**, das in einer Vertiefung des Meerbusens lag, wo sie ihn bereit fanden, sich ihnen zu widersetzen. Wie **Nunez** seine Mannschaft schwach und hungerig sahe; so kam er nicht sobald aus Land, als er einige wenige von den stärksten aus denselben auslas, die er in das vordere Glied stellete. Die Spanier fiengen das Gefechte mit ihren Schwerdtern und Hunden an, womit sie ein grosses Blutbad anrichteten: **Tumaco** selbst wurde verwundet, und die übrige in die Flucht geschlagen. Kurz nachher schikte **Chiapes** einige von seinen Leuthen ab, dem **Tumaco** die Macht der Spanier, und die Freundlichkeit zu melden, womit sie diejenige behandelten, die ihre Freunde wären. Doch, der Cacique konnte nicht überredet wer-

werden, ihrem Berichte Glauben beyzumessen: wiewohl ein zweyter Botschafter bewog ihn, daß er seinen Sohn abschikte, welchen Nunez sehr höflich empfieng, ihm ein Hemde und einige Spielsachen schenkte, und ihn ermahnete: seinen Vater zu bewegen, selbst zu kommen, und einen Theil an seiner Freundschaft zu haben. Worauf Tumaco in Begleitung vieler seiner Unterthanen hinkam, aber kein Geschenke mitbrachte. Nichts destoweniger behandelte ihn Nunez sehr höflich; und Chiapes gab ihm zu verstehen, er halte es für nicht mehr als billig, denen Spaniern beyzustehen, weil sie Fremdlinge wären.

Wie der Cacique nunmehr befriediget war, und alle seine Sorgen hatte fahren lassen; so schikte er einige von seinen Bedienten nach Hause, welche Gold, am Werthe von 614. Stücken von Achten, und was noch sonderbahrer war, 240. feine grosse Perlen, mit vielen andern brachten, welche helle, wiewohl klein waren; Bey diesem Anblicke waren Nunez und seine Mannschaft voller Freuden, und glaubten, daß die unermeßliche Schätze, deren des Comagres Sohn erwähnet hatte, nunmehr vorhanden wären. Die grosse Perlen waren sehr kostbar, und würden noch kostbarer gewesen seyn, hätten nicht die Indianer in Eröfnung der Austern, Feuer gebraucht, welches machte, daß sie nicht so weiß waren, als sie natürlicherweise sind. Als Tumaco sahe, daß die Perlen den Spaniern eine so grosse Freude machten, so zeigte er, daß er selbst dieselbe sehr geringe schätze, indem er einige Indianer

aufs Fischen ausschikte, welche innerhalb vier Tagen so viele brachten, daß sie nicht weniger als 96. Unzen wogen. Sowohl die Spanier als die Indianer waren sehr vergnügt. Die erste mit der Aussicht unermeßlicher Reichthümer, und die andere, insbesondere die Caciquen darüber, daß sie die Freundschaft der Spanier für etwas erhielten, das sie so geringe schäzten, als Gold und Perlen. Doch, Chiapes freuete sich am meisten, weil er zur Erlangung der Freundschaft des Tumaco behülflich gewesen war.

Diese zween Caciquen versicherten den Nunez, daß an diesem Meerbusen, ohngefehr fünf Meilen von dannen, ein Land sey, welches von einem mächtigen Caciquen regieret würde, wo es viele grosse Austern gebe, die Perlen enthielten, welche so gros wären als Bohnen. Nunez befahl hierauf, die Kähne augenbliklich auszurüsten: allein, die Caciquen baten ihn, dermalen an keinen solchen Zug zu gedenken, sondern bis auf den Sommer zu warten, wenn die See stille sey, und er mit Bequemlichkeit dahin gehen könnte, und alsdenn versprachen sie, mit ihm zu gehen. Nunez billigte diesen Vorschlag. Tumaco sezte hierauf hinzu, daß die Küste sich einen erstaunlichen Weg erstrecke, wobey er auf Peru wieß; daß sich daselbst eine unermeßliche Menge Goldes befinde, und daß sich die Eingebohrene gewisser Thiere zur Fortbringung ihrer Lasten bedieneten, welches die Schafe des Landes waren: ja, er stellete dieselbe so gar in Leimen vor. Die Spanier erstauneten. Einige sagten, es seyen

Ca=

Cameele —— andere, es seyen Rehe, wovon es viele auf dem festen Lande giebt, die ohngefehr so gros sind, als kleine Kälber: allein, ihre Hörner sind klein, und ihre Beine in Proportion ihrer Leiber, kurz.

Drittes Hauptstück.

Nunez schikt einen andern Agenten an den spanischen Hof, mit einem kostbaren Geschenke an den Bischof von Burgos, der schon zuvor dem Pedrarias zum Stadthalter vom goldenen Castilien ernennet hat. Diesen neuen Stadthalter verfolgt Nunez de Balboa, auf eine grausame Art, und behandelt die Indianer mit unmenschlicher Tyranney, wodurch sie gezwungen werden, die Waffen wider ihn zu ergreifen. Doch Nunez vermittelt die Wiederherstellung des Friedens, erbauet eine Stadt an der Südsee und wird zulezt enthauptet.

Um die Mitte des Januars kehrete Nunez nach Santa Maria zurük. Er brachte einen beträchtlichen Schaz an Golde, und einen noch viel grösseren an Perlen mit sich; den er sehr billig vertheilete, indem er den fünften Theil für den König bey Seite legte, und das übrige dergestalt unter die Soldaten austheilete, daß sie mit seiner Aufführung vollkommen zufrieden waren. Er glaubte nunmehr, wie es auch sehr wahrscheinlich war, die Dienste, so er geleistet hätte, würden die Ministers ausser Standes sezen, zu leugnen, daß er jeden Fehltritt, den er gethan haben möchte, wieder gut gemacht habe. Er beschloß daher,

her, einen andern Agenten, mit dem Gelde des Königs, und einem beträchtlicheren Geschenke, als er mit dem vorigen hatte thun können, nach Spanien zu senden. Er schikte also in dieser wichtigen Verrichtung den Pedro Abolanchos, ab, einen fähigen Mann, und woran noch mehr lag, einen Mann von unerschütterlicher Redlichkeit und Treue.

Als dieser Mann bey Hofe anlangte, wendete er sich an den berüchtigten Bischof von Burgos, der seine Briefe sehr höflich annahm, und diese Höflichkeit in die grösseste Vertraulichkeit und Freundschaft verwandelte, sobald er die Perlen und das Gold sahe, so ihm Nunez schikte —— denn diese überzeugten ihn vollkommen von seiner Unschuld, und daß er ein guter und getreuer Officier sey. Er gab sich demnach grosse Mühe, ihn bey König Ferdinand zu rechtfertigen, der bisher einen grossen Widerwillen gegen Nunez de Balboa gehabt hatte. Allein, die Freundschaft dieses Prälaten kam zu späthe, denn er selbst hatte diesem unglüklichen Mann bereits einen Schaden gethan, den er nicht mehr ersetzen konnte. Dieser Bischof hatte einen Grundsaz, daß nichts so gefährlich sey, als die grosse Leuthe, welche Entdeckungen in America gemacht hatten, dieselbe vollenden zu lassen: und sobald sie daher den Weg in die neue Länder eröfnet, und die erste Schwierigkeiten, welches allezeit die gröste sind, besieget hatten, pflegte er irgend einen von seinen eigenen Anhängern abzuschicken, um die Früchten ihrer Arbeiten einzuerndten.

Vor

Vor der Ankunft des Agenten des Nunez, hatte er den Pedro Arias d'Avila zum Stadthalter von Castillo del Oro erwählet, den die spanische Schriftsteller, mit Zusammensetzung seiner zween Vornahmen Pedrarias nennen. Er war ein Edelmann, bey Hofe erzogen worden: aber stolz, hochmüthig, falsch, ungerecht, unmenschlich, grausamer als man sagen kan, und gedachte, die einzige Vergeltung dafür, daß er sein Vaterland verliesse, sey die Erlangung eines unermeßlichen Vermögens: und wie es ihm an Fähigkeit fehlete, solches auf eine ehrliche Art zu erlangen, so beschloß er, sich solches durch die Mittel zu verschaffen, die er verstund: diese waren Gewaltthätigkeit, Betrug und Unterdrückung, und in allen diesen war er ein vollkommener Meister. Sein Charakter ist nach dem Leben, von der Hand des menschenfreundlichen und würdigen Bischofs von Chiapa geschildert worden, der ihn, als das schlimmste Ungeheuer vorstellet, das jemals in diesen Welttheil ist geschikt worden.

Dieser neue Stadthalter segelte am 12ten April 1514. mit einer Flotte von fünfzehen Segeln von Spanien ab, an deren Borde sich 2000. Soldaten, ein Mönch Nahmens Johann de Quevedo, der vor seiner Abreise zum Bischof von Darien war eingewey-het worden, nebst vielen andern wichtigen Beamten befanden, worunter Enciso, der Todtfeind des Nunez, und Hofmarschal des Pedrarias, war. Diese Flotte langte gegen das Ende des Julius, im Meer-

busen von **Uraba** an, und segelte von dannen nach **Santa Maria**, wo der Befehlshaber von dem **Nunez de Balboa** mit aller ersinnlichen Ehrerbietung empfangen wurde.

Pedrarias erstaunete sehr über den Aufzug des vorigen Stadthalters, und über den Zustand, worinn er die Pflanzstadt fand. Er traf in der That, ein sehr festes Fort, und eine Besatzung von 450. tapfern Männern darinn an: allein, des **Nunez** Hauß, oder wenn man will, sein Pallast, bestund nur aus drey Zimmern. Seine Kleidung kam mit seiner Wohnung überein: er hatte einen Rock von Kannevaß, und eine cottonene Weste über sein Hemde, und diß war alles. Seine Kost schikte sich zum übrigen. Denn an seiner Tafel fand man nichts als ein Stücke Schweinsbraten. etwas Grünes, und einiges Obst: und man trank keine andern Liqeurs, als gutes Brunnenwasser an derselben. So lebte dieser Eroberer: seine Kost war nichts besser, als des geringsten von seinen Soldaten seine. Allein, man hörete kein Murren, keine Klagen. Er behauptete seine Gewalt, durch die Mittel, wodurch er sie erworben hatte, das ist, durch sein Verdienst; seine Soldaten liebten und fürchteten ihn als einen Vater. Sein einziger Fehler war sein Ehrgeiz, der ihn zu einigen ungerechten Dingen verleitet hatte, um Gewalt zu erlangen: sobald er sie erlangt hatte, bedienete sich niemand derselben, besser. Seine Rechnungen waren richtig. Er bewieß und hielte jeden Punkt, den er nach Spanien geschrieben hatte.

Er zeigte, daß er den Weg nach der Südsee eröfnet hatte. Für diese gute Dienste, nahm und gab ihn Pedrarias in enge Verhaft, unter der Aufsicht des Enciso, und sezte ihn nicht eher in Freyheit, als nachdem er ihn um mehr als die Hälfte seines Vermögens gestraft hatte.

Um dieses Verfahren zu rechtfertigen, schikte er einen sehr falschen Bericht an den spanischen Hof, und erwartete, daß er sich hierdurch die Gewalt verschaffen würde, noch weiter zu gehen. Doch, er irrete sich. Er hatte einige rechtschaffene Leuthe mit sich gebracht, welche es wagten, dem Hofe die reine Wahrheit zu schreiben, und diese fand allen Credit, den sie verdienete.

In Antwort auf diese Vorstellungen bekam Pedrarias frische Erinnerungen von S. Majestät, worinn sich der König erklärete, daß er mit der Aufführung des Nunez de Balboa vollkommen zufrieden sey, und ihn zum Unterkönig der Länder an der Südsee ernannt hatte; daß Seine Majestät erwarte, daß der Stadthalter seinen Rath einholen solte, und daß er von der Ehrerbiethung, die er dem Nunez de Balboa erzeigen würde, auf dessen Gehorsam gegen die königliche Befehle schliessen wolle —— Pedrarias war äusserst bestürzt und misvergnügt; trug Sorge, seine Verhaltungsbefehle zu verhehlen, und entschloß sich, als ein ächter Hofmann, dem Scheine nach, den Befehlen seines Herrn gemäß zu handeln, in der That aber, dieselbe nicht zu befolgen, und kein Mittel un-

versucht zu lassen, und den Mann, den er haßte, zu Grunde zu richten.

Um nun den Ruhm seines Vorfahren zu vermindern, und seinen eigenen zu erhöhen, schikte **Pedrarias** verschiedene von seinen Officiers auf Streifferey-en in das Land aus, die, wie er glaubte, neue Entdeckungen veranlassen würden, wie sie auch wirklich thaten. Allein, sie gereichten weder der Pflanzstadt, noch der Kron Spanien zum Nutzen, indem sie bloß dieneten, den Geiz und die Grausamkeit der Spanier handgreiflich zu zeigen. Seine Officiers wußten, daß das einzige Mittel, seine Gunst und Freundschaft zu erlangen, war, daß man ihm grosse Geschenke machte, und alle Caciquen ohne Gnade plünderte: so, daß in wenigen Monathen jener Ruhm der Ehrlichkeit und Menschenliebe, den **Nunez de Balboa** der Pflanzstadt mit Mühe erworben hatte, ganz verlohren war, und zwischen derselben und den Eingebohrenen ein heftigerer Krieg, als jemals ausbrach, und er eben keine grosse Hofnung hatte, einige Progressen zu machen. Als er dieses ernstlich überlegte, machte er einen neuen Entwurf, und söhnete sich durch Vermittelung des Bischofs **Quevedo** wieder mit dem **Nunez** aus, der sich, wie zuvor, sehr ernstlich, und zwar mit seinem gewöhnlichen Glücke, der öffentlichen Wohlfarth annahm.

Allein, dieses dienete nur darzu, den Neid des **Pedrarias** zu vergrössern; ohnerachtet er dem **Nunez** seine Tochter versprochen, und ihn öffentlich seinen Sohn genannt, und demnach behandelt hatte. Er

hatte

hatte ihn zur Erbauung einer Stadt, Anlegung eines Hafen, und Erbauung von Schiffen auf der Südsee gebraucht. Alles dieses hatte er mit unglaublicher Mühe und Arbeit endlich zu Stande gebracht, und seinen bisherigen erworbenen grossen Ruhm dardurch vermehret. Als Pedrarias dieses sahe, und bemerkte, daß die meiste Leuthe in seiner Stadthalterschaft geneigt waren, weg zu ziehen, und sich in der von Nunez de Balboa erbaueten Stadt niederzulassen, sobald solche vollendet seyn würde: so beschloß er einen Mann, dessen überlegener Verdienst je länger je grösser strahlete, unverzüglich aus dem Wege zu räumen, und ließ ihn zu diesem Ende nach Santa Maria hohlen.

Nunez de Balboa verließ sich auf seine eigene Unschuld, und glaubte nicht, daß es in der Macht des Stadthalters stünde, ihn anzutasten. Er machte daher keine Schwierigkeit, dessen Befehlen zu gehorchen. Allein, sogleich nach seiner Ankunft fieng Pedrarias einen neuen Proceß wider ihn, unter eben denselben Vorwänden an, derenwegen er ihn zuvor gestraft hatte, denen er noch eine andere sehr sonderbare Beschuldigung beyfügte; nemlich, eine verrätherische Absicht, sich die Domainen des Königs anzumassen, welche sich auf nichts mehrers gründete, als daß er, ohne die Erlaubniß des Stadthalters, einiges Holz zur Aufrichtung öffentlicher Gebäude gefället hatte: und zur Bestürzung der Pflanzstadt und dem Schrecken der Einwohner ließ er ihn, auf eine solche Anklage, zum

Tode

Tode verdammen, und diesen unglüklichen Herrn auch wirklich, öffentlich, enthaupteten.

Diß war das Schiksal des Vasquez Nunez de Balboa, der im 42sten Jahre seines Alters, als ein Verräther hingerichtet wurde, weil er seinem Prinzen mit zu grossem Eyfer und Treue gedienet hatte. Dieses ereignete sich im Jahre 1517. und im dritten der Stadthalterschaft des Pedrarias. Doch die königliche Audienz zu S. Domingo, verdammte diese That, als einen offenbahren und handgreiflichen Mord. Allein, man siehet nicht, daß Pedrarias jemals deshalb zur Rechenschaft gezogen worden: sondern man ließ ihn im Gegentheil noch viele Jahre nacheinander in eben demselben niederträchtigen und grausamen Wege fortgehen.

Viertes Hauptstück.

Pedrarias erbauet die Stadt Panama, und läßt sich in einen langwührigen und unglüklichen Krieg mit dem Caciquen Urraca ein. Der spanische Hof, wird endlich der vielen Beschwerden wider ihn überdrüßig, und schikt einen neuen Stadthalter ab, worauf er sich nach Nicaragua begiebt, und daselbst unter der Form des Rechts, den Franciscus Hernandez ermordet, der diese Provinz erobert hatte.

Nachdem **Pedrarias** sich solchergestalt auf Kosten der Geseze und aller Gerechtigkeit von einem Manne befreyet hatte, den er zu gleicher Zeit fürchtete und haßte; beschloß er, eine neue Pflanzstadt an der Küste der Südsee anzulegen: wiewohl der hierzu erwählete Plaz wegen der Hitze und Nässe der Gegend sehr ungesund war; so war er doch bequem zur Handlung, und neue Entdeckungen zu machen. Hier erbauete er einen Pallast; hieher verlegte er den Siz der Regierung: und da andere hierdurch bewogen wurden, es zum Orte ihres Aufenthaltes zu wählen, so wuchs die Zahl der Einwohner in kurzer Zeit, und die Stadt wurde zimlich wohl befestiget.

Diese Stadt, welche den Nahmen **Panama** bekam, verdienet eine Beschreibung ihres jetzigen Zustandes. Sie ist nur von einem geringen Umfange, wegen eines Morastes, der sie auf der einen Seite einschliesset, und die Dämpfe, welche aus dem Moraste aufsteigen, machen den Plaz so sehr ungesund,

daß

daß es wenige Einwohner daselbst giebt, ausgenommen Kaufleuthe, welche sich gemeiniglich nicht länger allda aufhalten, als nöthig ist, um ein Vermögen zu erwerben, wordurch sie in den Stand gesezt werden, ihn zu verlassen. Nahe an der Stadt fließt ein Strohm, und in der Gegend ist ein weites Gefilde, in welchem sich viele Mayereyen, und eine grosse Menge schwarzen Rindviehes befindet. Es hat einen Ueberfluß an den Früchten des Landes, als Fichtenäpfeln, Mooßbäume und Guavas, ausser welchen noch verschiedene Gattungen von spannischem Obste sind eingeführet worden. Die benachbarte Flüsse verschaften sehr vieles Gold, als die Stadt zuerst gebauet wurde: allein, weder Weitzen noch Gersten wachsen in der Gegend; doch wird sie aus **Peru** mit Indianischem Korne versehen. Sowohl die Ströhme, als die See haben einen Ueberfluß an Fischen, und nahe an den Häusern längst der Küste giebt es eine grosse Menge von Meerschnecken, um derenwegen die Spanier glauben, daß **Pedrarias** diesen Plaz erwählet habe, weil sie zur Zeit des Mangels zu einiger Hülfe gereichen könnten. In den Ströhmen dieser Provinz giebt es eine grosse Menge von **Allipators** von ungeheurer Grösse, welche viele von den Spaniern und Indianern gefressen haben.

Doch, wir kehren zu unserer Erzählung zurücke. So begierig auch **Pedrarias** war, sich durch irgend eine grosse Verrichtung hervor zu thun; so that er doch in Zeit von acht oder neun Jahren wenig oder nichts. Denn seine Laster vereitelten seine Entwürfe; und ver-

rich-

nichteten alle seine Unternehmungen. An statt die Jndianische Caciquen, so, wie sein Vorfahrer Nunez gethan hatte, freundlich und gerecht zu behandeln; führete er sich, als ein gebietherischer Herr gegen sie auf; und war doch nicht im Stande, die Hälfte von dem Golde zu erpressen, das man dem Balboa freywillig zum Geschenke gegeben hatte. Er ertheilete verschiedenen Personen die Erlaubnis, Entdeckungen zu machen, allein, unter so harten Bedingungen, und so vielen Einschränkungen, daß es ihnen nicht besser gelungen, als ihm selbst, und alle ihre Bestrebungen keine andere Wirkung hatten, als daß eine grosse Anzahl von Menschen dardurch zu Grunde gieng, und diese Züge äusserst verhaßt wurden.

Allein, die Hauptbeschäftigung des Pedrarias, war, den Urraca, einen Caciquen der Gebirge zu bezwingen, dessen Land sehr reich an Golde war, und der, nach dem Tode des Nunez nichts mit den Spaniern wolte zu thun haben, weil er, wie er sagte, nicht glauben konnte, daß sie gegen andere gut gesinnet seyn könnten, da sie sich einander selbst verfolgten und ermordeten. Der Stadthalter bekriegte ihn fünf Jahre lang nacheinander, und richtete während dieser Zeit eine grosse Menge seiner Unterthanen zu Grunde, ohne im Stande zu seyn, ihn zu bezwingen oder tributbar zu machen: im Gegentheil war der Cacique den Spaniern oft überlegen: seine Unterthanen waren stark und kriegerisch; und die Lage seines Landes gab ihm solche Vortheile, daß die Spanier niemals ihre Reuterey

gegen ihm gebrauchen konnten. Er war ein tapferer und unternehmender Fürst, sehr scharfsichtig: sahe Vortheile so gut, als jemand voraus, und es gab wenige, die sich solche besser zu Nutze machen konnten. Pedrarias verlohr daher mehrere Mannschaft in diesem Kriege, als Cortez in der Eroberung von Mexico, ohne einmal einen Fußbreit Landes, oder eine Unze Goldes zu gewinnen. Allein er erholete sich seines Schadens wieder bey denen Caciquen, die sich den Spaniern unterworfen hatten, und behauptete, vermittelst des Goldes, so er von ihnen erpreßte, einen so grossen Credit bey Hofe, daß, ohneracht jede Unternehmung, worein er sich einließ, Verlust nach sich zog, doch jeder neue Entwurf, den er überschikte, Genehmigung und Beyfall erhielte.

Dieses war desto sonderbahrer, da niemand jemals mehreren Wiederstand gefunden, als er. Denn, auf der einen Seite wurde er aufs höchste von den Indianern gehaßt, um derenwillen der Bischof von Chiapa so großmüthig war, und persöhnlich nach Madrit gieng, um Hülfe auszuwirken. Die spanische Beamten und Officiers, denen seine Regierung verhaßt war, schikten eine wahre und lebhafte Schilderung seines Betragens nach Hause; welches so beschaffen war, daß jeder andere dardurch hätte zu Grunde gerichtet werden müssen. Ausser allem diesem, stund er in sehr schlechtem Vernehmen mit der königlichen Audienz zu S. Domingo, welche damals war, was sie noch jezo ist, der höchste Gerichtshof in West-Indien: und der Haupt-

grund,

Hauptgrund, weswegen er den Sitz seiner Regierung von Santa Maria nach Panama verlegte, war, daß er desto weiter von ihnen entfernet seyn möchte.

Endlich aber wurde der spanische Hof der beständigen Klagen wider ihn überdrüßig, und beschloß zulezt zu Anfang des Jahres 1526, ihm einen Nachfolger zu schicken. Pedrarias erfuhr diesen Entschluß, und wie er kein Mittel wußte, seine Ankunft zu vermeiden, und seine Gewalt sehr ungerne fahren ließ; so fieng er an, bey sich selbst nachzusinnen, wo er eine andere Stelle ausfündig machen könnte. Unter allen seinen Creaturen, war nur ein einziger Zug gelungen, und dieses war die Eroberung von Nicaragua, durch Franz Hernandez, der unter seiner Erlaubnis agirete, und auf dessen Ausrüstung der Stadthalter auch einige Kosten verwendet hatte. Er beschloß daher, sich nach diesem Lande zu begeben, und solches sich selbst zu versichern, ohneractet es von Rechtswegen demjenigen gehörete, der es bezwungen hatte; wie auch zu vermeiden, die Provinz persönlich seinem Nachfolger zu übergeben, aus Furcht, er möchte ihn eben so behandeln, wie er den Nunez behandelt hatte. Man solte sich einbilden, daß er, als seine Sachen in einer solchen Lage gewesen, etwas von seinem Stolze, oder wenigstens von seiner Grausamkeit solte nachgelassen haben. Allein, es sey nun, daß er seine eigene Blutdürstigkeit nicht bezähmen konnte, oder weil er wußte, daß er noch Credit genug bey Hofe hatte, um eines Mordes wegen nicht zur Rechenschaft gefordert zu werden; so be-

gieng er noch einen, der, wo möglich, noch niederträchtiger und unmenschlicher war, als die Ermordung des **Nunez de Balboa.**

Bey seiner Ankunft in der neuen Provinz, gab er vor, er habe Nachricht erhalten, daß sein Unterstadthalter Vorhabens sey, sich zu empören: er ließ ihn also vorfordern, auf diese Beschuldigung sich zu verantworten. **Franz Hernandez** kam mit jener Freyheit und Herzhaftigkeit, die der Unschuld eigen ist. Allein, kaum hatte ihn **Pedrarias** in seiner Gewalt, als er ihm den Kopf abschlagen ließ, und vorgab, eine Regierung könne unmöglich auf eine andere Art wider mächtige Personen sicher seyn, wenn man einmal ein Mißtrauen in ihre Treue setze. Doch, so schwarz und verabscheuenswürdig auch diese That war, wußte er nicht nur aller Rechenschaft deshalb zu entwischen; sondern wurde auch in seiner Stadthalterschaft zu **Nicaragua** bestätiget: eben, als wenn die Vergnügung seiner eigenen blutdürstigen Gemüthsart, ein ungezweifelter Beweis seines Eifers und seiner Treue gegen die Krone Spanien gewesen wäre.

Die Eroberung von Peru, durch Franz Pizarro.

Erstes Hauptstück.

Franz Pizarro, unternimmt, mit dem Beystand zwoer anderer Personen: die Entdeckung von Peru, geräth aber in viele Widerwärtigkeiten, bis er endlich, nach Erhaltung einer ausführlichen Nachricht von den unermeßlichen Reichthümern des Landes, so er aufgesucht, nach Panama zurükkehret, und da ihm der Stadthalter zuwider ist, nach Spanien segelt.

Der Leser hat in den vorhergehenden Hauptstücken gesehen, daß Vasquez Nunez de Balboa der erste Spanier gewesen, der den Entwurf gemacht, Entdeckungen an der Südsee zu unternehmen: und die Begierde, ihm die Ausführung desselben aus den Händen zu reissen, war der Hauptbeweggrund gewesen, der den Pedrarias verleitet hatte, ihm das Leben zu nehmen. Als aber alle von diesem grausamen Ungeheuer unternommene Züge fehlgeschlagen hatten; so boten sich im Jahre 1524. drey Personen an, sich in diese Unternehmung auf ihre eigene Kosten ein-

einzulassen, woferne man ihnen aufrichtige und billige Bedingungen zugestehen wolte. Diesen Vorschlag hörete **Pedrarias** mit Vergnügen an, weil er glaubte, er wage nichts, indem er ihnen ihre Bitte gewähre: weil er, wenn das Unternehmen fehlschlüge, nichts dabey einbüssen würde; und wenn es ihnen gelünge, hofte er, daß er im Stande seyn würde, die Frucht ihrer Arbeiten sich selbst zuzueignen.

Die vornehmste unter diesen drey Personen war **Franz Pizarro**, dessen wir bereits mehr als einmal erwähnet haben. Er war von **Truxillo**, einer Stadt der Provinz Estremadura in Spanien, gebürtig: und einige von den spanischen Schriftstellern sagen, er sey von vornehmer Geburt gewesen; andere aber behaupten, er sey der uneheliche Sohn des **Gonzalo Pizarro**, eines Beamten zu Truxillo gewesen, der ihn als ein Fündelkind an einer Kirchthüre habe aussetzen lassen; weil er aber als dessen Vater entdekt worden, genöthigt worden sey, ihn zu erhalten: er habe ihn aber gar nicht erzogen, sondern ihn seine Jugend in den niedrigsten Diensten, insbesondere mit Hütung seiner Schweine zubringen lassen. Doch, der junge **Pizarro** lief zulezt von der Heerde hinweg, gieng an Bord eines Schiffes, und segelte nach West-Indien, wo er sich durch seine Herzhaftigkeit und kühne Unternehmungen in den Kriegen in Hispaniola und Cuba hervorthat, und eine Commißion bekam. Endlich segelte er mit **Hojeda** nach dem Meerbusen von **Darien**: dienete nachher unter **Nunez de Balboa**, erwarb

sich

sich ein ziemliches Vermögen, und hatte sich bey der ersten Erbauung von Panama in dieser Stadt niedergelassen, wo er entschlossen zu seyn schien, den Ueberrest seines Lebens im Frieden hinzubringen; bis der Durst nach Golde ihn bewog, sich in diese Unternehmung einzulassen, und ihn nachmals verleitete, Thaten zu begehen, die ihn zu Schimpfe der menschlichen Natur machten.

Der zweyte von diesen Abentheurern, war Diego de Almagro, der seinen Namen vom Plaze seiner Geburt bekam: denn seine Herkunft war so dunkel, daß kein Geschichtschreiber hat entdecken können, wer sein Vater gewesen ist.

Der dritte war Ferdinand de Luques, oder wie er bisweilen genannt wird de Lugne, der sowohl als die beyde vorhergehende, schon bey Jahren war. Dieser Mann, welcher ein Priester war, hatte ein viel grösseres Vermögen, als die andere: er war Eigenthümer der Insul Tabaco; hatte ausserdem ein schönes Vermögen, und eine wichtige Summe an baarem Gelde.

Diese Gesellschaft machte ein grosses Aufsehen: indem nichts so sonderbar seyn konnte, als daß drey Privatpersonen ein gemeinschaftliches Capital zusammen schlossen, ein grosses Reich zu erobern: und dieser Entwurf wurde wie andere Entwürfe, für ein eiteles Hirngespenste angesehen, das ohnfehlbar den Untergang derer, die ihn gemacht, nach sich ziehen würde. Allein, sie bekümmerten sich nichts um die Mei-

nungen der Welt, und versprachen einander aufs feyerlichste, daß keine Gefahren noch Unglüksfälle sie bewegen solten, ihre Unternehmung aufzugeben, und daß sie die Reichthümer, so sie erlangen würden, nachdem sie zuerst das, was dem Kayser gehörete, und die nöthige Unkosten abgezogen, zu gleichen Theilen, unter sich vertheilen wolten. Jedem von denselben wurde eine besondere Verrichtung in der Eroberung von Peru angewiesen. Franz Pizarro solte die Parthey commandiren, welche auf die Entdeckung ausgienge: Almagro solte ihm Recruten zuführen, und ihn von Zeit zu Zeit mit den nöthigen Verstärkungen versehen, und Ferdinand de Luques solte zu Panama bleiben, um für Kriegs- und Mundvorrath für diejenige zu sorgen, welche den Zug unternähmen.

Als sie miteinander über diesen Artickel einig geworden waren, erschienen sie feyerlich bey der hohen Messe, welche von dem Priester Ferdinand de Luques gehalten wurde; der die Oblate in drey Stücke brach, das erste für sich selbst nahm, und die andere seinen Mitgefährten gab, als ein Zeichen, daß sie ihren damaligen Entwurf mit eben so vielem Eifer verfolgen wolten, als wenn ihre ewige Seligkeit davon abhienge. Sie waren sorgfältig, die beste Nachrichten von den Ursachen des Mislingens der vorigen Versuche einzuziehen, und sie desto besser zu vermeiden; und sehr fleißig, Personen aufzusuchen, die in den vorigen Zügen waren gebraucht worden, um sich ihre Erfahrung zu Nutze zu machen.

Um die Mitte des Novembers 1524. gieng Pizarro an Bord eines neuen Schiffes mit 114. Mann, Officiers mitgerechnet, und segelte nach der Insul Tabago, ohngefehr fünf Meilen von Panama; von wannen er nach denen Perlen-Insuln, in der Mitte des Meerbusens segelte, wo er Holz und Wasser, und Heu für vier Pferde einnahm, die er am Bord hatte. Er sezte hierauf seinen Weg hundert Meilen weit gegen Süden fort, landete zu Porto Pinas auf dem festen Lande an der Südseite des Meerbusens von Panama, wo er sich bestrebte, in das Land einzudringen. Da aber das Volk aus ihren Wohnungen geflohen war, und er nichts als Hügel und Berge, ohne die geringste Hofnung von Lebensmitteln antraf, gieng er die Küste weiter hinunter. Allein, da er daselbst eben dieselbe Ungemächlichkeiten fand, und sahe, daß die Regenzeit herannahete, und viele von seinen Leuthen durch Krankheit, Abmattung und Mangel an Lebensmitteln starben; so schikte er das Schif nach denen Perlen-Insuln, um neue Vorräthe und Verstärkungen zu hohlen.

Mittlerweile stieß Almagro mit zwey Schiffen und 60. Rekruten zu Pizarro, worauf sie, der ungesunden Gegend ohnerachtet auf der Küste blieben, und viele Scharmützel mit den Eingebohrenen hatten, in deren einem Almagro ein Auge verlohr. Da sie aber auf ihren Streiffereyen von ohngefehr Gold von 14. oder 15000. Kronen am Werthe, fanden; so beschlossen sie, allen Gefahren und Schwiehrigkeiten, die ihnen

nen begegnen möchten, zu Troße, die Unternehmung fortzusetzen, worzu sie durch ihren Steuermann ermuntert wurden, der indessen, da sie am Lande waren, bis an das Vorgebirge Passaro unter dem Equator hinabgesegelt war, wo er einige Gefangene bekam, die ihm zu verstehen gaben, daß die Schätze von Peru, alles, was man davon erzählet habe, unendlich weit überträfen.

Als der Steuermann mit dieser angenehmen Nachricht zurük kam, fand er den Pizarro sehr geschwächt. Sein Geld war erschöpft; seine Mannschaft krank; und Almagro war mit dem Golde, so sie bekommen hatten nach Panama abgegangen, um eine andere Verstärkung an Mannschaft und Vorrathe zu hohlen.

Almagro warb 40. Recruten an, kaufte einige Pferde, Waffen, Kleider, Lebens- und Arzneymittel, und kehrete zu Pizarro zurücke, da nun der grösseste Theil seiner Mannschaft todt oder krank war; so begaben sie sich von diesem ungesunden Theile des festen Landes nach der Insul Gallo; von wannen sie nach einem Aufenthalte von ohngefehr fünfzehen Tagen weiter gegen Süden segelten, aber das Wetter so schlimm, und das Land so sehr unter Wasser fanden, daß Pizarro selbst anfieng, an einem glüklichen Erfolge zu zweifeln: und der Streit wegen der Fortsezung der Unternehmung so heftig wurde, daß die zween Befehlshaber ihre Schwerdter ziehen wolten. Endlich aber wurden sie einig, daß sie nach der Insul Gallo zurük kehren wolten, wo Pizarro mit seiner Mann-

schaft

schaft bleiben solte, bis Almagro neue Recruten von Panama brächte. Viele von den Soldaten verlangten mit ihm dahin zu gehen: allein, es wurde ihnen schlechterdings abgeschlagen, und wie verschiedene von den Soldaten gedrohet hatten, sich bey dem Stadthalter zu beschwehren, daß, sie auf diesen Zug schicken, eben so viel sey, als sie dem Untergange aufzuopfern; so wurde grosse Sorgfalt angewendet, um zu verhüten, daß sie keine Briefe abschikten. Nichts destoweniger fand einer von denselben das Mittel, ein von den meisten von ihnen unterschriebenes Papier abzusenden, worinn ihre Beschwerlichkeiten geschildert und verlangt wurde, daß man sie zurücke rufen solte, welches in einen Knäul baumwollenen Garnes so künstlich verstekt war, daß es der Wachtsamkeit der Officiers entwischte, und sicher in die Hände des neuen Stadthalters kam. Denn Pedrarias war nunmehr von seiner Stadthalterschaft hinweg, und Pedro de los Rios sein Nachfolger, war so weit entfernt, den Almagro mehrere Recruten anwerben zu lassen, daß er ein Schif mit einem Commissair nach der Insul Gallo schikte, um alle noch lebende Mannschaft zurücke zu hohlen.

Die Ankunft dieses Schiffes schmerzte den Pizarro ungemein. Er bat den Commissair, denjenigen von der Mannschaft, welche es freywillig thun wolten, zu erlauben, bey ihm zu bleiben. Es wurde ihm zugestanden. Er zog hierauf, mit der Spize seines Degens eine Linie, hielte eine Anrede an seine

Mannschaft, sagte ihnen, es stehe ihnen frey, wenn sie für gut befänden, nach Panama zurücke zu kehren: es schmerze ihn aber der Gedanke, daß sie jezt eine so rühmliche Aussicht verlassen wolten, da sie auf dem Punkte stünden, die Belohnungen aller ihrer Trübsalen einzuerndten. Er seines Theiles wolle in der rühmlichen Unternehmung lieber zu Grunde gehen, als solche verlassen, und diejenige, welche freywillig da blieben, solten mit ihm die Schäze theilen, so ihm in die Hände fielen. Hierauf ersuchte er diejenige, welche freywillig bey ihm bleiben wolten, über die Linie zu tretten, die er gezogen hatte. Allein, die Trübsalen dieser armen Leuthe waren so groß gewesen, daß nur dreyzehen Mann, und ein Mulatto herüber kamen, und alle übrige mit dem Commissair an Bord, und nach Panama zurük giengen.

Die Sachen des Pizarro waren nun in der elendesten Lage: denn, er war nicht nur der Hofnung beraubt, irgend etwas beträchtliches dermalen auszuführen, sondern hatte auch eine sehr schlechte Aussicht in die Zukunft. In dieser Noth, die er in seiner eigenen Brust verhehlete, begab er sich mit einigen wenigen verwegenen Leuthen, welche entschlossen waren, seinem verzweifelten Glücke zu folgen, nach der Insul Gorgona, Wasser einzunehmen, und blieb daselbst, bis Almagro mit einigen wenigen Freywilligen zu ihm stieß, die er mit vieler Schwiehrigkeit überredet hatte, sich in diese Unternehmung einzulassen.

Mit

Mit dieser Mannschaft verliessen sie Gorgona, und segelten längst der Küste hin, bis sie sich im 30sten Grade der Süder-Breite befanden, nachdem sie ohngefehr zwey Jahre in einer Reise zugebracht hatten, die heut zu Tage, da man die Seeströhme und Zugwinde kennet, in zwey Wochen vollendet werden kan. Doch, nahmen sie auf dieser Reise verschiedene Indianische Fahrzeuge von beträchtlichem Werthe, und bekamen solche Nachrichten von den Reichthümern der Küste, daß Pizarro beschloß, den Pedro de Candia, einen Mann von Verstand und angenehmen Umgange abzuschicken, so weit, als möglich in Tumbez einzudringen, um zu erfahren, ob die Nachrichten, so er erhalten hatte, zuverläßig wären.

Pedro machte sich bey den Indianern beliebt, und sezte sich durch seine gute Aufführung in den Stand, seine Commißion aufs vollständigste auszurichten. Er kehrete unverlezt zu Pizarro zurücke, versicherte ihn, daß das Land alle Einbildung überträfe; daß der Reichthum und die Pracht des Volkes, und die Grösse ihrer öffentlichen Gebäude unglaublich seyen; und daß man grosse Kunst und Fleiß an diesen Gebäuden bemerkte, welche so kostbar wären, daß so gar die Wände mit Gold und Silber bedekt wären.

Auf diesen Bericht rufte Pizarro einen Rath von seinen Leuthen zusammen, worinn, nach langem Berathschlagen beschlossen wurde, nach Panama zurücke zu kehren; denn, da sie nunmehr im Stande wären, eine Nachricht von den erstaunlichen Vortheilen

zu geben, die man von einem auf die gehörige Art unternommenen Zuge nach Peru erlangen könnte; so seye zu hoffen, daß sie Leuthe finden, die Willens wären, sich in eine so vortheilhafte Unternehmung einzulassen, und solche Verstärkungen erhalten würden, die ihnen einen glüklichen Erfolg versicherten.

Jedoch, als sie einige wenige Meilen weiter längst der Küste segelten, erreichten sie Payta, dem Pizarro den Namen Santa Cruz gab; und wie sie fanden, daß dieses einer der besten Häfen war, die sie auf den Peruvianischen Küsten beobachtet hatten; so warfen sie Anker, giengen ans Land, fanden die Eingebohrene ungemein höflich, und willig, die Kleinigkeiten, so sie ihnen geben konnten, für Lebensmittel einzutauschen. Sie giengen von diesem Platze unter Segel, und liessen einen Spanier, Nahmens Alphonso de Molina zurücke, der sich am Lande von ihnen getrennet hatte. Wie sie aber kurz nachher zurück kamen; kam er in einem der Flösse dieses Landes an Bord, und sagte zu ihnen, daß er von einer Dame sehr höflich sey bewirthet worden, welche sehr begierig wäre, das Schiff zu sehen. Kurz nachher schikte eben dasselbe Frauenzimmer andere Flösse ab, um sie in einen sichern Theil des Hafens zu führen, worauf Pizarro den Molina mit drey andern Herrn abschikte, um seine Peruvianische Dame an Bord einzuladen. Als sie kam, bewirthete er sie so herrlich, als seine damalige Umstände erlaubten. Sie hingegen lud den Pizarro ans Land ein; und empfieng ihn, den

nach-

Pizarro wird am Lande von einer Peruvianischen Dame bewirthet.

nächsten Morgen, bey seiner Landung, mit einem grossen Gefolge, und führete ihn und seine Begleiter in einen Hayn, wo sie ihn mit einer Mittagsmahlzeit, und nachher, mit verschiedenen Indianischen Lustbarkeiten bewirthete.

Man giebt vor, Pizarro habe nicht nur dieser Peruvianischen Dame für ihre grosse Höflichkeiten gedanket; sondern auch eine lange Anrede an sie gehalten, worinn er die Vorzüge der christlichen Religion, und die Irrthümer der Abgötterey vorgestellet, und sie und ihre Freunde ermahnet habe, sich dem König von Spanien, als dem mächtigsten Monarchen der Welt, zu unterwerfen: und daß die Peruvianer in allgemeinen Ausdrücken geantwortet, sie seyen mit der Religion ihrer Vorfahren vergnügt, und wüßten niemand, der ihre Huldigung fordern könne, als ihren eigenen rechtmäßigen Inca. Allein, man siehet nirgends, daß Pizarro bis dahin schon die geringste Gelegenheit gehabt hatte, die Peruvianische Sprache zu lernen.

Jedoch, die Spanier kehreten an Bord zurücke, und segelten wieder nach Panama, wo sie gegen das Ende des Jahres 1527. mit verschiedenen grossen Stücken Goldes, drey Indianischen Knaben, die sie zu Dollmetschern erziehen wolten, und einigen Peruvianischen Schafen, anlangten. Diejenige, welche zuvor diesen Zug, als abgeschmakt und verderblich, verspottet hatten, bekannten nunmehr ihren Irrthum, und waren begierig, gleichfals Theil an dessen Vortheilen zu haben. Da sich aber der neue Stadthalter dem Pizar-

zarro widersezte, und ihn keine Mannschaft mehr wolte anwerben lassen; und Pizarro fand, daß er von einer höhern Gewalt, als seine eigene war, unterstüzt werden müßte; so gieng er, mit Einwilligung seiner Theilhaber nach Alt-Spanien unter Segel, um des Kaysers Schuz und solche Vollmachten auszuwirken, welche zur Beförderung ihrer Entwürfe nöthig waren.

Zweytes Hauptstück.

Pizarro langt in Spanien an, und wird von Carl dem Vten günstig aufgenommen: der ihm Commißionen und Vollmacht gibt, seine Eroberungen fortzusetzen. Er kehret nach Panama zurücke, von dannen er seinen Lauf nach der S. Matthäus Bay fortsezt, wo er die unbewafnete Indianer ohne Ursache angreift, und sich dardurch in Verlegenheit wegen Mangels an Lebensmitteln stürzet. Er landet, den Einwohnern zu Trotze, zu Tumbez, die über sein Geschüze und seine Pferde erschrecken, weiter ins Land hinein fliehen, und unermeßliche Reichthümer zurücke lassen, deren sich Pizarro bemächtigt, und ein Fort auf der Küste erbauet.

Pizarro langte ohne einigen merkwürdigen Zufall zu Sevilien an, von dannen er an den Hof des Kaysers Carls des fünften reißte, wo er Seiner Majestät einige Peruvianer in ihren eigenen Kleidungen, verschiedene Gold- und Silbergefässe des Landes, und zwey oder drey Peruvianische Schafe zeigte, und von ihr sehr gnädig aufgenommen wurde. Der

Kay-

Kayser fand ein grosses Vergnügen, als er ihn die Schwiehrigkeiten erzählen hörete, die ihm bey seiner Aufsuchung von Peru begegnet waren: und wies ihn an den Indischen Rath, der ihm befahl, die Eroberung dieses Reiches bis auf 200. Meilen Südwärts von Tumbez vorzunehmen, welches mitten im Meerbusen von Guiaquil liegt. Er erhielte auch die Titul eines Stadthalters und Oberfeldherrn, nebst den Aemtern eines Adelantado oder Lieutenants des Kaysers, und des Alquazil Majors, oder Präsidenten der Gerichte in Peru. Dieses war seinem Vergleich mit seinen Theilhabern schnurstraks entgegen: denn er hatte den zweyten dieser Titul für den Almagro, und den lezteren für seinen Steuermann auszuwirken versprochen, der ihm mit grosser Treue und Geschiklichkeit gedienet hatte. Doch, erlangte er für Ferdinando de Luques, den Titul eines Generalbeschüzers der Peruvianer, mit dem Versprechen des Kaysers, ihn dem Pabste zu empfehlen, ihn zum Bischofe von Tumbez zu machen, von welchem Plaze doch Almagro zum Stadthalter mit dem Titul Don, ernannt wurde; sein unehrlicher Sohn wurde legitimiret; ausser dem, wurden von denen dreyzehen Mann, welche bey Pizarro in seiner Noth auf der Insul Gallo geblieben waren, die von Adel, zu Rittern gemacht, und die von gemeinem Stande, in den Adelstand erhoben.

Diese Commißionen wurden zu Toledo, am 26ten Julius 1528. ertheilet, und sechs Dominicaner Mön-

che

che bekamen Befehl, mit Pizarro, als Mißionairs zur Bekehrung der Peruvianer dahin zu reisen. Allein, obgleich der Kayser wichtige Vortheile von dieser Unternehmung zu erhalten hofte, schoß er doch keinen Heller Geld darzu her.

Als Pizarro die Angelegenheiten, welche ihn nach Spanien brachten, dergestalt berichtiget hatte, besuchte er seinen Gebuhrtsplaz Truxillo, wo er fand, daß sein Vater sich vor vielen Jahren mit einem Frauenzimmer von Stande verehelichet, und drey erwachsene Söhne hatte; Ferdinand, Gonzalo, und Juan; und daß seine Mutter an einen Pachter verheyrathet war, von dem sie einen Sohn, Nahmens Franz Martin de Alcantara hatte. Diese traten in seine Dienste: und wie sie in der Nachbarschaft sehr beliebt waren; so beförderten sie die Versammlung der nöthigen Vorräthe ungemein. Hierauf gieng er mit ihnen zu Sevilien, im Januar 1530. an Bord, und langte glüklich zu Nombre de Dios, auf der Küste von Terra Firma an, von wannen er mit seinen Leuthen über Land nach der Stadt Panama marschirete. Hier war Almagro so verdrüßlich darüber, daß er alle Ehrenstellen und Gewalt für sich selbst behalten hatte, daß er sich weigerte, ihm in dem vorhabenden Zuge beyzustehen; bis Pizarro versprach, ihm den Titul Adelantado abzutretten, und ihm einen gleichen Theil an allem zu geben, was sie erlangen solten. Auf diese Bewilligungen verband sich Almagro, ihm, wie bisher, beyzustehen. Allein, ob er gleich damals seine

ne Rache verbarg, konnte er ihm doch niemals von Herzen vergeben.

Als nun drey Schiffe zu Panama ausgerüstet waren, an deren Borden sich 125. Soldaten, 37. Pferde, Waffen, Kriegs-Mund- und allerley andere Vorräthe befanden, gieng Pizarro von dannen unter Segel. Da er aber widrige Winde hatte, fand er es unmöglich, mit seinen Pferden am Bord in der See zu bleiben. Er kam also über 100. Meilen Tumbez gegen Norden in einem Platze vor Anker, den er S. Mattheus Bay nannte. Hier begieng er die Grausamkeit, die Eingebohrenen, ohne die geringste Reizung, anzugreifen, und viele davon zu Gefangenen zu machen. Die übrigen flohen alsdenn das Land hinauf: er aber plünderte ihre Städte, worinn er unermeßliche Schäze fand. Denn, da diese Völker selbst ehrlich waren, sezten sie keinen Verdacht in die Spanier, und trugen daher keine Sorge, etwas für denselben zu verstecken.

Durch diese grausame Aufführung gerieth Pizarro bald in Noth wegen Mangels an Lebensmitteln: er verlohr viele Mannschaft durch Krankheit und die Mühseeligkeiten, die sie erduldeten, indem sie über Hügel und Gesträuche marschireten. Seine Macht wurde hierdurch sehr vermindert. Ausserdem bekamen viele von seinen Leuthen eine Beschwehrlichkeit, die sie der Vergiftung des Wassers, so sie tränken, beymassen: denn ihre Gesichter und Leiber wurden plözlich mit Warzen bedecket, die äusserst schmerzlich waren,

und wenn sie weggeschnitten wurden, bluteten einige von ihnen zu tode. Nunmehr bemerkte er seinen Irrthum, daß er sich bey den Eingebohrnen verhaßt gemacht hatte, aber zu späthe: und wie er mit der noch übrigen Macht nicht im Stande war, Peru zu erobern; so schikte er seine Schiffe nach Panama zurücke, mehrere Rekruten anzuwerben. Auch schikte er nach eben diesem Platze 30000. Pesos an Golde, mit einer grossen Menge von Smaragden, und hätte noch viel mehrere schicken können, wären seine Leuthe nicht so dumm und thöricht gewesen, und hätten sie mit Hämmern zerschlagen, um zu sehen, ob sie nicht so hart wären, als Diamanten.

Franz Pizarro beschloß, bis zur Ankunft seiner Rekruten geschäftig zu bleiben: und als er sich einigermassen nach dem Zustande des Landes erkundiget hatte, glaubte er, er würde einigen Nutzen aus den Streitigkeiten ziehen können, welche zwischen den Tumbezenern und den Einwohnern von Puna einer benachbarten Insul, herschten, indem er sich diese leztere zu Freunden machte. Er sezte daher seinen Marsch nach Tumbez fort, behielte die See noch immer im Gesichte, bis er nahe an die obgemeldete Insul kam, in die er mit seiner Mannschaft über gieng. Doch, er zerfiel mit diesen Insulanern, grief sie an, und schlug sie. Er schmeichelte sich, hierdurch einen Weg zu einem genauen Bündnisse mit denen Tumbezenern gebahnet zu haben. Denn, da er 600. von den leztern, nebst einer von den beträchtlichsten Personen der Stadt

in der Gefangenschaft der Einwohner von Puna fand; schikte er sie nebst drey von seinen eigenen Leuthen nach Tumbez. Allein, wenn man den spanischen Schriftstellern trauen darf, waren die Tumbezener so undankbar und grausam, und opferten diese drey Männer ihren Gözen auf. Wie aber Pizarro diesen leztern Umstand noch nicht wußte; so betrachtete er die Tumbezener noch immer als seine Bundesgenossen, auf deren Beystand er sich zuverläßig verlassen könnte.

Mittlerweile schikte Almagro dem Pizarro eine wichtige Verstärkung von Panama: und da Ferdinand de Soto, und andere Abentheurer ebenfals mit Truppen von Nicaragua anlangten; so hielte er sich für stark genug, den Krieg auf dem festen Lande zu unternehmen: insbesondere da er einigen Grund hatte, zu erwarten, daß er von denen Tumbezenern würde unterstüzt werden. Er brachte also eine hinreichende Anzahl von Flössen zusammen, und sezte seine Mannschaft nach Tumbez über; verlohr aber einige davon, bey seiner Landung, indem einige Flösse von der Gewalt, womit die See an die Küste schlug, umstürzten: und zu seinem grösten Erstaunen, wurden verschiedene von seinen Leuthen von seinen eingebildeten Freunden angegriffen und abgeschnitten.

Die spanische Schriftsteller haben verschiedene Ursachen dieser Aufführung der Tumbezener angegeben. Einige melden, daß die Eingebohrene, als sie gesehen, daß die Spanier die Einwohner von Puna zu Sclaven gemacht, ihre Religion und Regierung abge-

schaft, ihre Tempel und alles, was sie für heilig hielten, zerstöhret hatten, vermuthet hätten, nicht besser behandelt zu werden, und sich daher für verpflichtet gehalten hätten, sich ihrer Landung zu widersezen. Andere aber melden uns, während der Zeit, da sich die Spanier mit Eroberung von Puna beschäftigten, habe sich eine sehr wichtige Veränderung in den Sachen des festen Landes zugetragen. Atahualpa, oder wie er insgemein genannt wird, Atabaliba, hatte die Macht seines Bruders Huescars des Kaysers, geschlagen, die meiste von den Einwohnern von Tumbez und den benachbarten Provinzen, weil sie demselben angehangen, ausgerottet, und die Kriegsvölker, welche sich der Landung des Pizarro bey Tumbez widersezt, waren von Atabaliba nach dieser Provinz abgeschikt worden, um den Einbruch der Spanier abzuhalten.

Allein, aus welcher Ursache sie sich auch der Landung dieser Fremdlinge mögen widersezt haben, so wurden sie durch die spanische Pferde und Geschüz in solche Verwirrung gebracht, daß sie flohen, wie die Spanier anrükten, und nachdem verschiedene tausende derselben geschlachtet waren, genöthiget wurden, nicht allein die Stadt und das Schloß, sondern auch das ganze Thal von Tumbez zu räumen, und ihr sämtliches Gold- und Silbergeschirre, Smaragden, Perlen, und andere kostbare Beute zurük zu lassen, welche im Tempel der Sonne, und im Pallaste des Inca aufgehäuft lagen, und von so unermeßlichem Werthe waren, daß

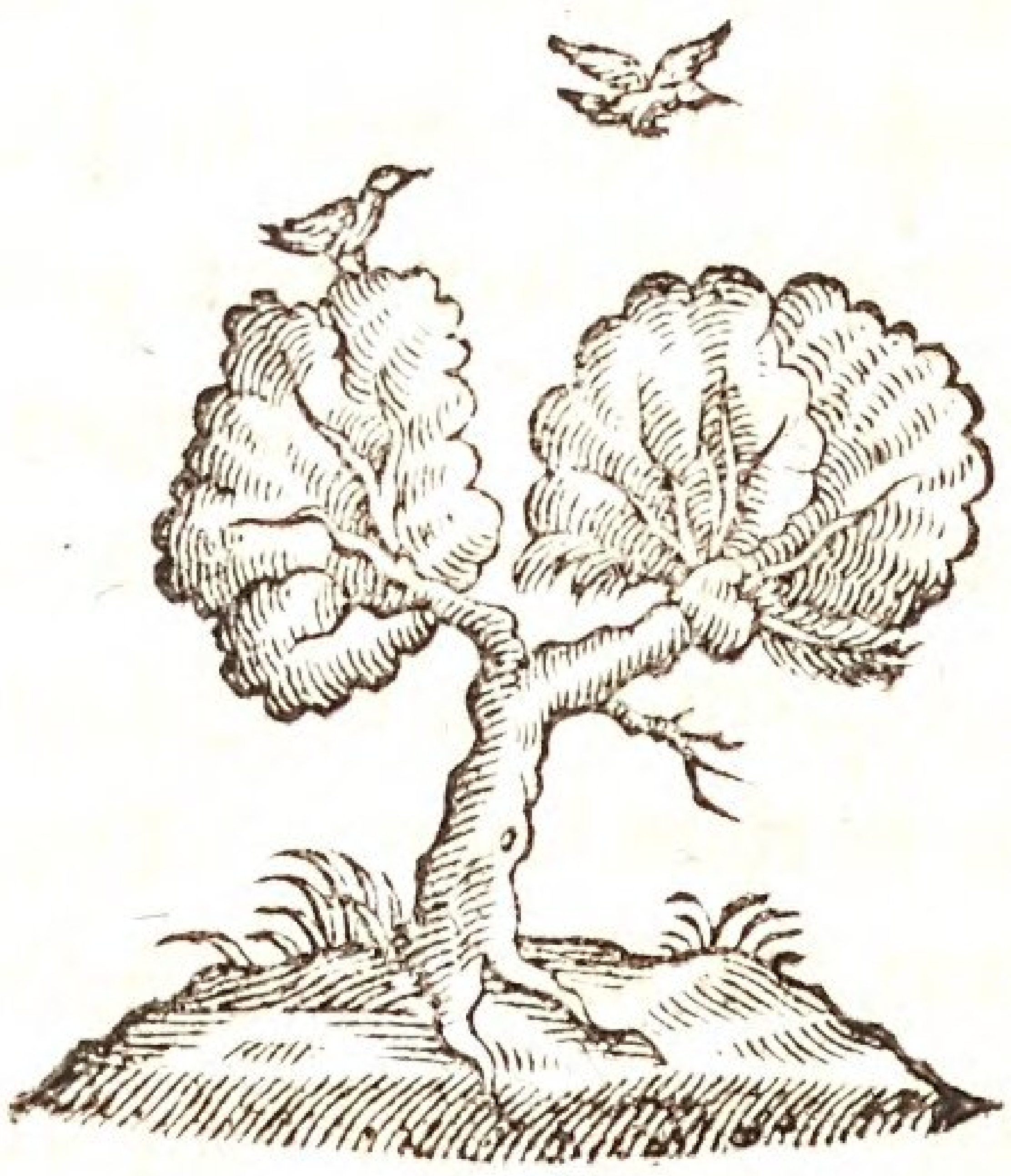
die

die Spanier kaum ihren Augen glauben konnten, als sie solche so plözlich in ihrem Besitze sahen: und die Bestürzung des Inca Atabaliba und seines ganzen Hofes, als die Flüchtige das Blutbad, so das donnernde Geschüze anrichtete, und die Unmöglichkeit erzähleten, den spanischen Pferden zu entfliehen, war so groß, daß sie schlossen, wenn die Spanier keine Götter wären, wie sie Anfangs vermutheten, so müßten sie gewißlich Teufel seyn, und daß es in keiner menschlichen Macht stünde, sich ihnen zu widersezen.

Pizarro erhielte bald Nachricht von dem Schrecken, worein er den Hof des Inca gesezt hatte, und beschloß, sich denselben, so bald als möglich, zu Nuze zu machen. Doch, hielte er für rathsam, seinen Marsch aufzuschieben, bis er eine geringe Festung angelegt hätte, die ihm zu einem Zufluchts- und Sicherheitsorte dienen, und worein man die Rekruten, so er erwartete, einquartieren könnte. Er bauete also eine an der Seeküste, und gab ihr den Namen S. Michael; dieses geschahe im Jahre 1531, und war die erste Pflanzstadt, welche die Spanier in Peru anlegten.

Die Errichtung derselben war gewislich eine sehr weise Maasregel, und auf der ganzen Küste war kein Plaz so wohl darzu gelegen, als derjenige, den Pizarro wählete. Sein nächster Schritt war gleichfals der weiseste, den er thun konnte. Denn er machte eine gleiche Vertheilung des sämtlichen Goldes und Silbers, das in seiner Gewalt war, gab denjenigen, welche ihn in seinen künftigen Eroberungen begleiten wolten, Noten

ten dafür, welche zu Panama solten bezahlet werden; und denen, welche in der neuen Pflanzstadt zurük blieben, ihren ganzen Antheil ohne Abzug. Durch diese Verfügung entdekte er handgreiflich seinen Entschluß, im Lande zu bleiben: welches er, wie man sahe, nicht ohne Gewalt thun konnte; und die Nachricht, daß er eine befestigte Stadt anlegte, und die Indianer, welche in deren Nachbarschaft wohneten, zwang, nicht nur ihme, sondern auch dem geringsten Spanier zu gehorchen, verbreitete sich demnach bald durch das ganze Reich, und bewog die beyde Brüder, welche um den Thron stritten, ihre Augen auf diejenige zu richten, welche das Reich bald möchten zu vergeben haben. Wie aber die Streitigkeiten dieser zween Brüder ihren Untergang verursachte, und die Hauptursache war, die dieses grosse Reich in die Gewalt der Spanier brachte: so wird einige Nachricht von den Peruvianischen Angelegenheiten, zur völligen Erklärung dieser Geschichte nöthig seyn.



Drit-

Drittes Hauptstück.

Nachricht von den Uneinigkeiten in Peru, zur Zeit, da Pizarro dieses Reich entdekte. Pizarro wird von den streitigen Partheyen um seinen Beystand ersucht. Ferdinand Pizarro und Ferdinand Soto begeben sich als Abgesandte zu Atabaliba, und werden günstig aufgenommen. Der Inca besucht die spanischen Feldherrn in Begleitung seines Heeres, wird aber auf eine unmenschliche Art angefallen, viele von den Soldaten in kaltem Blute ermordet, und er selbst gefangen genommen. Er bietet ein Lösegeld für sein Leben an, welches angenommen wird, er wird aber nachher auf eine niederträchtige Art, unter dem Scheine des Rechts, ermordet.

Der Inca oder Kayser Guayanacapa war ein Fürst, der sich durch viele Tugenden hervorthat; weil er über das ehrgeizig und im Kriege gemeiniglich glüklich war; so hat er sein Reich sehr erweitert, und insbesondere die Provinz Quito erobert. Um seinen Anspruch an dieselbe zu bestärken, vermählete er sich mit der Tochter des lezten Königs, und bekam von ihr einen Sohn, Namens Atahualpa, oder Atabaliba, dem er bey seinem Tode die Krone Quito vermachte, weil sie von den Erbländern derer Incas ohnabhängig war, und ihm von seiner Mutter wegen zufiele. Allein, Huescar, der älteste Sohn des Guayanacapa, der die Erbländer seines Vaters bekam, bestund darauf, daß Atabaliba das Königreich Quito abtretten solte, und versprach ihm dar-

dargegen, einen Theil an den Schätzen seines Vaters, und ihm Ländereyen zu seinem Unterhalte anzuweisen. Atabaliba weigerte sich, in diesen Vorschlag zu willigen, erboth sich aber, seinem Bruder Huescar für die Krone zu huldigen.

Dieser Streitigkeit wegen griffen die beyde Brüder zu den Waffen. Es kam zu einer Hauptschlacht, welche drey Tage lang währete, und eben so blutig als hartnäckigt war. Endlich wurde das Heer des Atabaliba geschlagen, und er selbst gefangen. Allein, während der Zeit, da seine Wache in die Lustbarkeiten und Schmäuse versunken waren, die auf den Sieg folgeten, fand er ein Mittel, ein Loch durch die Mauer des Hauses zu brechen, worinn er verwahret wurde, wordurch er entwischte, und zu seinen Unterthanen zurük kam, die er über ihre Niederlage, niedergeschlagen fand. Allein, er belebte ihren Muth bald aufs neue, indem er sie versicherte, sein Vater sey ihm im Gefängnisse erschienen, habe ihn in eine Schlange verwandelt, und ihm dadurch Gelegenheit gegeben, durch ein kleines Loch in der Mauer zu schlupfen.

Was einem vernünftigen Volke lächerlich vorkommen würde, ist bey einem abergläubischen und leichtgläubigen Pöbel ein Wunderwerk. Dieses Mährgen breitete sich in einem Augenblicke durch das ganze Reich aus. Das ganze Volk ergrif die Waffen für ihn, und bald hatte er eine viel stärkere Macht beysammen als jemals. Er schlug hierauf zwey oder drey Heere, die sich ihm widersezten, schleifte den Plaz, wo er gefangen

gen gewesen war, auf den Grund, und bestrebte sich bey seiner Ankunft zu Tumbez, sich der Insul Puna zu bemeistern; allein, vergebens: worauf er diese Insul verlies, und mit seiner ganzen Macht sich in Marsch sezte, seinem Bruder Huescar, der mit einem erstaunlichen Heere wider ihn anrükte, eine Schlacht zu liefern. Als Atabaliba seine Annäherung erfuhr, schikte er zween von seinen besten Officiers mit drey oder viertausend leicht bewafneten Truppen ab, die Stärke seines Bruders in Augenschein zu nehmen, welche bey ihrer Annäherung gegen das Lager des Huescar, von der Heerstrasse sich entferneten, um nicht entdekt zu werden.

In eben demselben Augenblicke hatte sich Huescar mit einigen von seinen vornehmsten Hofleuthen und Feldherrn, in eben dieselbe Nebenstrasse begeben, um das Getöse und Lermen seines Heeres zu vermeiden. So bald die Mannschaft des Atabaliba die kayserliche Standarte erblikte, ergrif sie diese Gelegenheit, dem Krieg ein plözliches Ende zu machen: grifen die Leibwache des Huescar an, schlug sie, und nahm ihn gefangen.

Allein, diese Sieger, waren so gleich in eben so grosser Gefahr, als die Ueberwundenen. Denn, so bald das Heer des Huescar das Vorgefallene erfuhr, umringte es diese Handvoll Leuthe, und drohete, sie augenbliklich in Stücken zu hauen. In dieser Noth sagten sie zu Huescar, wenn er seinem Heer nicht augenbliklich befühle, sich zurük zu ziehen, wolten sie

ihm den Kopf abhauen, und seyen entschlossen, alsdenn insgesamt auf dem Plaze zu sterben: sie meldeten ihm zu gleicher Zeit, daß er seiner Gefangenschaft wegen gar nicht bange seyn dürfte: indem alles, was Atabaliba verlange, die Erlaubnis wäre, sein eigenes Königreich Quito zu geniessen: und sobald dieses ihm gesichert wäre, sey er zu großmüthig, als daß er ihn gefangen halten solte. Hierauf befahl Huescar seinen Feldherren, ihr Heer nach Cusco zurük zu ziehen, wo die Inca residireten; und diesem Befehle wurde so gleich Gehorsam geleistet.

In dieser Lage befanden sich die Sachen, als Pizarro in Peru eindrang. Man lag ihm zuerst an, dem Huescar beyzustehen: Allein, er antwortete in allgemeinen Ausdrücken, er habe seinen Marsch angetretten, den Bedrängten beyzustehen, und zu sorgen, daß die Gerechtigkeit ohnpartheyisch verwaltet würde. Nachher wurde er durch eine feyerliche Gesandtschaft von Atabaliba beehret, die ihn um sein Bündnis und Freundschaft bat. Er beschloß hierauf sogleich, diesen Fürsten zu Caramalca zu besuchen, wo er sich damals befand. Die Spanier stunden auf ihrem Wege dahin, sehr vieles aus; weil sie durch eine verwilderte unfruchtbare Wüste marschiren mußten, welche 20. Meilen breit war: worauf sie in ein reiches und fruchtbares Land kamen, wo sie stille lagen, sich wieder zu erfrischen, und alsdenn ihre Reise fortsezten.

Kurz nachher begegneten denen Spaniern andere Abgesandte, welche kamen, den Pizarro zu empfangen, und ihm

ihm im Namen des Inca ein paar kostbar geziehreter goldener kleiner Halbstiefel und Armbänder von eben demselben Metalle zu überreichen, die mit Smaragden besezt waren, welche man ihn ersuchte anzulegen, wenn er eine Audienz bey Atabaliba haben würde, der bey Erblickung seiner eigenen Geschenke, ihn leichtlich kennen würde. Diese Abgesandte machten ihm auch verschiedene andere kostbare Geschenke, und brachten einen grossen Vorrath an Lebensmitteln mit sich, die dem Heere sehr nöthig waren.

Das Haupt dieser Gesandtschaft war aus dem Geschlechte derer Incas, und führete sich sehr höflich auf; welches die Spanier der Furcht beymassen: worinn sie gewißlich Recht hatten; wiewohl man sie nicht sowohl ihrer Waffen, als einer Gottesdienstlichen Ursache wegen fürchtete; denn die abergläubische Peruvianer bildeten sich ein, die Spanier seyen die Abkömmlinge der Sonne. Denn sie hatten eine alte Ueberlieferung, welche durchgehends Glauben gefunden hatte, daß der älteste Sohn von einem ihrer Incas, der viele Jahrhunderte zuvor gelebet, ein seltsames Gespenste gesehen habe, das sich Virachoca oder den Abkömmling der Sonne genennet. Seine Kleidung und Ansehen sey von der Peruvianer ihren ganz verschieden gewesen, welche keinen Bart hatten, und deren Kleider nicht weiter als bis zu ihren Knien herab giengen: da hingegen dieses Gespenste einen langen Bart, ein Kleid von einer sehr ungewohnten Gestalt, das bis zu seinen Füssen herab hieng, hatte, und in seiner Hand

ein

ein Thier leitete, welches ihrem jungen Prinzen gänzlich unbekannt war. Diese Fabel wurde so durchgängig geglaubt, und war in den Gemüthern der Peruvianer so tief eingewurzelt, daß sie nicht so bald einen Spanier mit einem Barte, bedekten Beinen, und sein Pferd am Zügel haltend sahen: als sie ausriefen: Siehe, hier ist der Inca Virachoca, oder der Sohn der Sonne. Diese Meynung, worzu noch die Streitigkeiten zwischen den zween Brüdern kamen, erleichterte die Eroberungen des Pizarro ungemein.

Die Spanier fanden bey ihrer Ankunft zu Caxamalca, daß sich Atabaliba nach einem Plaz in der Nähe begeben hatte. Der Feldherr schikte hierauf seinen Bruder Ferdinand Pizarro und den Ferdinand Soto, als Abgesandte dahin.

Sie wurden mit sehr grosser Feyerlichkeit empfangen, und augenbliklich vor den Kayser geführet, dessen Anblik die Spanier mit Freude und Ehrfurcht rührete: denn nicht nur der Inca, sondern auch alle, die bey ihm waren, schimmerten von Gold und Juweelen.

So bald die Spanier sich dem Atabaliba näherten, der auf einem Sessel von maßivem Golde saß, begrüßten sie ihn nach spanischer Mode. Er schien darüber vergnügt, stund auf, und umarmete sie. Man brachte jedem einen goldenen Sessel: sie sezten sich, und wurden von zwey schönen Princeßinnen in goldenen mit Smaragden besezten Gefässen bedienet. Nachmals bekamen sie einen Nachtisch von Früchten: und als solcher vorüber war, hielte Ferdinand Pizarro,

ver=

vermittelst eines von Puna mitgebrachten elenden Dollmetschers eine lange Anrede, worinn er dem Inca sagte, daß Franz Pizarro, ein weltberühmter Feldherr, als Abgesandter von dem Hohenpriester der christlichen Kirche, und von Carl dem fünften, dem mächtigsten Kayser auf Erden, gekommen sey, ihn und seine Unterthanen von der Tyranney des Teufels zu befreyen, und ihm den geraden Weg nach dem Himmel zu weisen. Hierauf gab der Inca, wie sie glaubten, eine rührende Antwort, indem sie denen, welche ihn verstunden, Thränen ausprešten, und schloß damit, daß er ihnen sagte, er wolle den folgenden Tag kommen, eine persönliche Unterredung mit ihrem Feldherrn zu halten. Sie konnten sehr wenig von seiner Rede verstehen; und aus der abgeschmakten Art, womit ihr Dollmetscher den Innhalt der Rede des Inca erklärete, hatten sie Ursache zu glauben, daß man ihm die Rede des Ferdinand Pizarro sehr schlecht müsse erkläret haben.

Als Franz Pizarro diesen vorhabenden Besuch erfuhr, theilete er seine Reiterey, die sich auf 60. Mann belief, in drey Korps, jedes von 20. und stellete sie hinter eine alte Mauer, damit ihre plözliche Erscheinung eine desto grössere Wirkung thun möchte: und als er sich an die Spize seiner Fußvölker gestellet, die sich nur auf 100. Mann beliefen, erwartete er die Ankunft des Atabaliba, der in regelmäßiger Ordnung mit seinem Heere anrükte, welches in vier Bataillons abgetheilet war, wovon jedes aus 8000.

Mann bestund, und so bald sie sich näherten, redete der **Inca** seine Officiers an, und sagte: „Diese Leu-„the sind Bottschafter der Götter; Laßt uns „nichts thun, das sie beleidigen könnte; son-„dern uns im Gegentheil äusserst bestreben, „sie durch Höflichkeiten zu gewinnen.“

Als er sich näherte, kam ihm Vater **Vinzenz de Valverda** von den Spaniern entgegen, und trug in der einen Hand ein Creuz, und in der andern sein Breviarium. Bey seinem Aufzug schien der **Inca** sehr erstaunet; empfieng ihn aber sehr höflich, und ließ ihm einen Sessel bringen: worauf der Pater eine lange Anrede hielte, die von dem obgemeldeten elenden Dollmetscher verdollmetschet wurde. Der **Inca** horchte dieser Rede sehr aufmerksam zu, worinn er einen Bericht von den Geheimnissen des christlichen Glaubens, der Macht des Pabstes als Nachfolgers des H. Petrus, und der **Universal**-Monarchie Kayser Carls des fünften gab, dem sich der **Inca** unterwerfen müßte: denn, sonst würde Gott sein Herz wie des Pharaos seines verhärten, und alsdenn würden ihn die Spanier mit allen Egyptischen Plagen bestrafen.

Wie der **Inca** niemals das geringste von diesen Sachen gehöret hatte; so mußte diese Anrede ihm natürlicherweise etwas ganz unsinniges scheinen: und dennoch wurde sie noch lächerlicher, indem sie ihm durch einen so verächtlichen und elenden Dollmetscher als des **Pizarro** seiner war, verdollmetschet wurde. Dem ohnerachtet gab der **Inca** eine Art von Antwort, wel-

che

che so schlecht verdollmetschet wurde, daß der Priester eben so wenig von des Kaysers Meynung, als der Kayser von der seinigen, verstund. Solcher gestalt folgte so gleich ein verwirrter Auftritt, der durch einen von den Spaniern erregten Lermen vermehret wurde, die einen Indianischen Gözen auf einem Thurme, kostbar mit Gold, Silber und Edelgesteinen geschmükt, erblikten; worauf ihnen ihr Geiz nicht gestatten wolte, länger zu warten. Sie fielen demnach denselben an, und plünderten ihn: worinn sich die Indianer ihnen Anfangs widersezten, bis der Inca, dessen Befehl sie als ein göttliches Gesez verehreten, ausrufte: „Sie „solten nichts thun, das die Kinder der Son„ne beleidigen möchte.“

So bald Vater Vinzenz den Lermen dieses Auflaufs hörete, wandte er sich um, ließ sein Creuz und Buch fallen, und rannte in Eil, denselben zu stillen. So bald einige von den treulosen Spaniern das Creuz unter die Füsse getretten sahen, ruften sie: Eine Beschimpfung des Christenthums! fielen augenbliklich die Indianer an, richteten ein schrekliches Blutbad unter denselben an: die Reiterey kam plözlich zum Vorschein, und warf alles für sich über den Haufen. Die arme Indianer fielen als unschuldige Schlachtopfer dieser Verrätherey, ohne den geringsten Widerstand zu thun. Franz Pizarro stellete sich in diesem Augenblicke selbst an die Spize der Reiterey, rükte in Person an, den Atabaliba gefangen zu nehmen, ergrif denselben am Rocke, und riess den Inca von dem Wagen,

gen, auf dem er saß, auf die Schultern seiner Bedienten. Einer von den Spaniern wolte in diesem Augenblik den Kayser mit seinem Schwerdte hauen, und verwundete den **Pizarro**, welches alles das spanische Blut war, das in diesem Auftritte unmenschlicher Mordthaten vergossen wurde, worinn ohngefehr 5000. Indianer grausamer Weise niedergehauen wurden, ohne den geringsten Versuch, die Waffen zu gebrauchen, die sie in ihren Händen hielten: denn sie hielten jeden Befehl des **Inca** für einen Theil ihrer Religion, und des göttlichen Gesezes, wenn auch schon der Verlust ihres Lebens darauf folgte. Ihre vornehmste Aufmerksamkeit war auf ihren Fürsten gerichtet, und viele von ihnen kamen unter dem Bestreben, seinen Wagen zu halten, um, an den sich der **Inca** anklammerte, indessen da der grausame und treulose **Pizarro** ihn von demselben riß. Dieses ereignete sich am 3ten May, 1533. einem Tage, den die römische Kirche zur Ehre der Erfindung des Creuzes Christi, nachdem es viele Jahre lang war vergraben gewesen, feyert.

Als dieser entsezliche Auftritt vorüber war, ließ **Pizarro** den **Inca** in sein eigenes Quartier bringen: und befahl, die Beuthe des Feldes für ihn zu bringen, welche aus grossen goldenen und silbernen Gefässen, kostbaren Kleidern, Kleinodien und Geschmucke bestund, die dem **Inca**, der Kayserlichen Familie, und den hohen Staatsbedienten gehöreten. Man bekam auch viele Frauenzimmer von Stande, und einige von denen geweyheten Jungfrauen gefangen. Noch an

eben

eben demselben Tag befahl **Pizarro** gottloser weise, Gott ein Dankfeste auf eben demselben Plaze zu halten, der noch mit den todten Leibern der armen Peruvianer bedekt war, die sie so unmenschlicher weise ermordet und geplündert hatten.

Den folgenden Tag schikte **Pizarro** ein Detaschement seiner Leuthe ab, das Lager des **Inca** zu plündern, worinn er eine unermeßliche Menge von Reichthümern fand; ohneracht man sagt, die Peruvianische Feldherrn haben 3000. Ladungen von Gold und Silber weggeschaft, ehe die Spanier daselbst angekommen seyen. Um die Indianer zu bewegen, nichts mehr von ihren Schäzen wegzubringen oder zu verbergen, ließ **Pizarro** ausrufen, daß der **Inca** am Leben sey, und sie die Freyheit hätten, ihm ihre gewöhnliche Aufwartung zu machen. Worauf viele von den Feldherrn und hohen Bedienten nach **Caramalca** zurük kehreten, ihrem gefangenen Fürsten aufzuwarten. Er ließ auch des **Incas** Gemahlinnen ihm bringen, und ihn auf eben die Art, als vor seinen Unglüksfällen bedienen, wiewohl er ihn in Banden hielte, worüber der **Inca** sich nicht enthalten konnte, bisweilen seinen Verdruß zu äussern.

Wie **Atabaliba** den unersättlichen Durst der Spanier nach Gold und Silber bemerkte, und sich sehr nach der Freyheit sehnete; so both er ihnen an, ein grosses Zimmer im Schlosse von **Caramalca** mit diesen Metallen so hoch, als ein gewöhnlicher Mann mit seiner Hand reichen könnte, anzufüllen. Dieser Vor-

schlag sezte die Spanier in Erstaunen, und wurde mit Entzückung von ihnen angenommen. Zu diesem Ende verlangte er, daß einige spanische Officiers mit seinen eigenen Leuthen nach Cuzco und andern Städten möchten geschikt werden, die daselbst verwahrte Schäze abzuhohlen, und ließ zu gleicher Zeit seine Befehle ausgehen, daß die Spanier, die nach diesen Pläzen abgefertiget würden, in den Ländern, wodurch sie reißten, freundlich solten bewirthet werden, und daß ihnen seine Unterthanen mit aller möglichen Hülfe beystehen solten.

Indessen hatte Almagro zu Panama 150. Mann angeworben, und sich mit denselben am Bord nach Peru begeben, um den Pizarro zu verstärken: war aber durch widrige Winde genöthiget worden, am Vorgebirge Francisco zu landen, wo eine andere Parthey von Spaniern zu ihm stieß, welche ebenfalls kamen, an dem Glücke des Pizarro Theil zu nehmen. Hierdurch belief sich sein ganzes Korps auf 200 bis 300. Mann: da er aber durch Krankheit und Abmattung 30 - 40. von seiner Mannschaft eingebüßt, langte er zulezt in der spanischen Pflanzstadt S. Michael an, wo er erfuhr, daß Pizarro den Kayser Atabaliba gefangen genommen, und einen grossen Schaz erbeuthet habe. Er befürchtete hierauf, er möchte ihm seinen Antheil verweigern, und berathschlagte sich mit seinen Officiers, ob sie nicht auf Entdeckung irgend eines neuen Landes, ohnabhängig vom Pizarro ausgehen wolten. Wie aber ein getreuer

Bericht von dieser Berathschlagung durch den Secretair des Almagro insgeheim an den Pizarro abgefertiget wurde; so schikte dieser augenbliklich verschiedene sehr verbindliche Bottschaften an den Almagro, um ihn seiner Ehrlichkeit zu versichern, und ihn einzuladen, zu ihm zu stossen. Er meldete ihm zu gleicher Zeit, daß es Leuthe gäbe, die sich bestrebeten, Zwistigkeiten unter ihnen zu stiften; und bat ihn, auf seiner Huth zu seyn, indem solches auf den Untergang eines von ihnen oder beyder, so wohl als auf die Vereitelung ihrer Unternehmung sich endigen könnte: und zur Bestärigung dieser Warnung schikte er ihm den Brief, den er vom Secretair erhalten hatte, welchen Almagro nicht so bald erblikte, als er ihn hängen ließ.

Die Nachricht von der Ankunft des Almagro vermehrete die Sorgen des Atabaliba für seine Freyheit. Denn er urtheilete sehr vernünftig, daß die Frechheit der Spanier sich mit ihrer Macht, verdoppeln würde; er eilete daher, den Schaz herbeyzuschaffen, den er für sein Lösegeld angebotten hatte, damit er seine Freyheit erhalten möchte, ehe Almagro zum Pizarro stiesse. Allein, um diese Zeit ereignete sich noch ein anderer Zufall, wovon er befürchtete, daß er ihm noch verderblicher seyn möchte. Denn, da der spanische Officier, der mit seinen Leuthen nach Cuzco geschikt wurde, von ohngefehr durch die Stadt reißte, wo Huescar sein Bruder, gefangen gehalten wurde; besuchte er ihn, und sagte ihm, was Atabaliba für sein Lösegeld angebotten habe: dieser Fürst versezte,

er sey durch seinen Bruder ohngerechter Weise vom Thron gestossen worden, der kein Recht weder ans Reich noch an die Schäze habe, die er versprochen habe: und wie er vernommen habe, daß eine von den Hauptabsichten ihrer Ankunft wäre, denen Nothleidenden zu helfen; so zweifele er nicht, daß sie ihn von seiner Gefangenschaft befreyen, und wieder auf den Thron sezen würden, welches er nicht nur dankbarlich erkennen, sondern ihnen auch mehrere Schäze geben wolle, als in des Anmassers Macht stünde, zu geben. Denn, seine getreue Unterthanen hätten ihr meistes Gold und Silber vergraben, als er gefangen genommen worden; würden es aber gerne wieder herbeyschaffen, und es für sein Lösegeld bezahlen.

Die Botten des Pizarro höreten diese Vorschläge an, und versprachen dem Inca, daß ihm Gerechtigkeit wiederfahren würde; liessen aber dem ohneachtet diesen Fürsten im Gefängniß, und sezten ihre Reise nach Cuzco fort. Mittlerweile erfuhr Atabaliba diese Vorschläge, und beschloß, seinen Bruder hinrichten zu lassen. Als er aber überlegte, daß die Spanier dieses zu einem Vorwande vornemlich gebrauchen möchten, sein eigenes Leben zu nehmen; beschloß er, die Gesinnung des Pizarro hierüber zu erforschen, welches er that, indem er mit dem Anscheine vieler Rührung und Liebe meldete, sein Bruder sey ermordet worden. Als er aber fand, daß sich Pizarro gar nicht um diese Neuigkeit bekümmerte, und bloß zur Antwort gab, diß sey das Kriegsglücke, und das Leben der Gefangenen stehe

he in der Hand der Ueberwinder; so schikte er einen Expressen ab, den Huescar hinzurichten, und seine Befehle wurden augenbliklich vollzogen: wie es aber geschehen, ist zweifelhaft; einige behaupten, er seye ersäuft worden; andere geben vor, sein Leib seye in kleine Stükgen zerhauen worden, damit ihm seine Unterthanen die gewöhnliche lezte Ehrenbezeugungen nicht abstatten können. Doch, meldet man, als die Mörder für den Huescar gekommen, und ihm ihren Auftrag gemeldet hätten, habe er sich folgender Massen gegen sie ausgedrükt: „Es ist wahr, meine Regierung ist „sehr kurz; allein, derjenige, auf dessen Befehl ich „hingerichtet werde, der ein gebohrener Unterthan von „mir war, und hätte bleiben sollen, wird nicht lange „dieser Macht geniessen, die er auf Kosten des Blutes „seines Bruders und seines rechtmäßigen Fürsten zu „erkaufen sich bestrebet.“

Sein Tod wurde nicht so bald bekannt, als die Peruvianer ein grosses Weheklagen anfiengen, und den Himmel um Rache über seine Mörder anriefen. Man sagt so gar, einige hätten die Spanier gebeten, denselben zu rächen. Mittlerweile wurden die nach Cuzco abgeschikte Officiers, bey ihrer Ankunft daselbst, vom Volke als die wahre Abkömmlinge der Sonne angebetet: allein, sie wurden bald gewahr, daß sie ihren Ursprung von einer niedrigeren Quellen herleiten müßten, und waren sehr bestürzt, als sie sahen, daß ein so lasterhaftes Geschlecht von Menschen, die alles, was sie für heilig hielten, unter die Füsse träten, und de-

ren Geiz alle Gränzen zu überschreiten schiene, die Meister ihres Landes werden solten. Von dieser Zeit an, waren sie bedacht, wie sie das unerträgliche Joch abschütteln möchten, das die Spanier, wie sie sahen, im Begriffe stunden, ihnen anzulegen. Sie erkühneten sich zwar nicht, den Befehlen des Atabaliba ungehorsam zu seyn; sondern brachten eine beträchtliche Menge von Schäzen zusammen, und schikten solche nach Caxamalca, vermuthlich, in der Absicht, ihre Freyheit mit desto grösseren Vortheilen zu behaupten, wenn sie ihren Inca würden losgekauft haben.

Als Pizarro erfuhr, daß eine grosse Menge Goldes, Silbers, und Smaragden im Tempel des unsichtbaren Gottes läge, so schikte er seine drey Brüder mit den von dem Atabaliba abgeordneten Peruvianischen Officiers, dahin ab. Da aber die Priester dieser Gottheit erfahren hatten, daß einige von ihren Tempeln von den Spaniern waren zerstöhret worden, so bestrebeten sie sich, einem gleichen Unglücke bey dem ihrigen vorzubeugen. Sie schikten daher 400. mit Gold, Silber und Juweelen beladene Lastträger ab, ehe die Spanier ankamen, welche entweder in der Erde vergraben, oder so weit hinweg gebracht wurden, daß die Spanier dieselbe niemals entdecken konnten: dem ohneracht fand Ferdinand Pizarro so viel Silbergeschirr in diesem Tempel, daß es sich auf 9000. Kronen belief, ausser, was die Soldaten für sich unterschlugen.

Wie sich Almagro während dieser Zeit in die Nachbarschaft von Caxamalca genähert hatte, kam

ihm

ihm Pizarro entgegen, empfieng ihn mit allen möglichen Merkmahlen der Liebe und Hochachtung, und bot ihm einen solchen Theil an der Beuthe an, wordurch er vollkommen befriediget wurde. Allein, seine Soldaten, welche erwarteten, die Beuthe mit denen zu theilen, welche unter dem Pizarro gedienet hatten, wollten sich empören, als man ihnen sagte, sie seyen zu keinem Theile derselben berechtiget. Doch, sie wurden bald befriediget, als Pizarro einwilligte, 100,000. Ducaten unter sie auszutheilen. Der Ueberrest der Beuthe, nach Abzug des Fünftheiles des Kaysers, wurde durch Pizarro unter die Officiers und Soldaten vertheilet: und man sagt, daß er, nachdem er den goldenen Sessel des Inca zu seinem eigenen Gebrauche behalten, so viel Gold und Silberplatten unter die Soldaten ausgetheilet, daß sich solches auf mehr als 1500,000. Kronen belauffen habe, welches, wenn man den Werth des Goldes und Silbers zur damaligen Zeit betrachtet, mehr als fünfzehen Millionen Kronen heut zu Tage ausmacht. Doch, so groß auch diese Summe in runden Zahlen scheinet; so wird man sie doch noch ausserordentlicher und erstaunlicher finden, wenn wir erwägen, unter welch eine geringe Anzahl von Leuthen sie vertheilet wurde. (*)

Ferdi-

(*) Aus guten Nachrichten erhellet, daß bey dieser Austheilung jeder Reiter ohngefehr 2000. Unzen Goldes, und der geringste Soldate, den Werth von 2000. Pfund Sterling, (18000. fl.) und so gar einige von den Fußgängern, zweymal so viel bekommen haben.

Ferdinand Pizarro wurde nunmehr als die tüchtigste Person erwählet, nach Europa zu gehen, und dem Kayser Carl dem fünften, mit seinem Antheil an den Schäzen, aufzuwarten. Ohngefehr sechzig von den gemeinen Soldaten bestunden alsdenn auf ihrem Abschied, damit sie nach Hause gehen, und den erlangten Reichthum im Frieden geniessen könnten. Almagro sezte sich zwar nebst den meisten des Raths heftig dargegen, und führete an, daß dieses ihr kleines Heer sehr schwächen würde. Doch, Franz Pizarro überstimmte diese Widersezung, indem er behauptete, daß nichts klüger seyn könnte, als ihnen zu erlauben, nach Hause zu gehen. Denn, da der geringste Soldate so ausserordentlich reich abreisen würde; könnten sie versichert seyn, daß sie allemal zehen Mann gewinnen würden, für Einen, den sie verlöhren.

Ferdinand Pizarro gieng vor seiner Abreise, und nahm seinen Abschied von Atabaliba, von welchem er höher als irgend ein anderer spanischer Officier, geachtet wurde. Der Kayser war demnach über seine Abreise sehr gerühret, und sagte: „Herr, sie „gehen nach Hause, und diß ist gewißlich eine Ursache, „worüber sie sich freuen dürfen: wiewohl es mich mit „Schmerzen erfüllet. Denn, ich befürchte bereits, daß „vor Ihrer Zurükkunft der Mann mit Einem Auge, „(womit er den Almagro meynete,) und der andere „mit dem grossen Bauche, (welches der Schazmeister „des Kaysers war,) meinem Leben ein Ende machen

„wer=

„werden. Laßt uns denn zum leztenmale von einan„der Abschied nehmen.“

Seine Muthmassung war in der That gegründet. Denn, da die Spanier, welche um das übrige von dem Lösegeld des Atabaliba waren ausgeschikt worden, die erstaunliche Menge Goldes beschrieben, die sie gebracht hatten, und ihre Gründe anführeten, zu glauben, daß eine noch viel grössere verborgen wäre; so gab Almagro seinen Rath dahin, daß sie nicht länger warten, sondern den Inca aus dem Wege räumen, und alsdenn in möglichster Eile alles Gold in Peru zusammen raffen solten. Franz Pizarro schien zwar Anfangs diesen grausamen Entschluß mit Abschen zu verwerfen, gab ihm aber nachher seinen Beyfall, weil er von Atabaliba mit einiger Verachtung behandelt wurde; und derselbe andern spanischen Officiers einen sichtbaren Vorzug gab: wovon die Ursache sehr sonderbar ist, und einem vernünftigen Leser nicht mißfallen kan.

Atabaliba war ein Fürst von grosser Scharfsichtigkeit, und bestrebete sich daher eine so vollkommene Kenntniß als möglich, von den Sitten, Gewohnheiten, und Geschiklichkeiten der Spanier zu erwerben, damit er desto besser im Stande seyn möchte, mit ihnen umzugehen, wenn sie auf Bezahlung der Summe, die er für sein Lösegeld angebotten, ihn wirklich wieder in Freyheit sezen würden. Was ihn am meisten befremdete, und am unbegreiflichsten schien, war, daß sie die Kunst zu lesen und zu schreiben hatten; indem er

nicht begreifen konnte, ob es eine Naturgabe sey, oder durch Fleiß und Mühe erworben würde. Um dieses zu erfahren, fragte er einen von den spanischen Soldaten, ob er den Namen Gottes auf dem Nagel seines Daumen ausdrücken könne? Der Mann antwortete sogleich, ja, und schrieb denselben: worauf der Inca zu verschiedenen von den Hauptleuthen und Soldaten gieng, ihnen seinen Nagel zeigte, und sie fragte, ob sie wüßten, was dieses Zeichen bedeute? und aus ihren Antworten anfieng, die Meynung zu fassen, daß Lesen und Schreiben der Nation natürlich sey. Wie ihm aber Franz Pizarro begegnete, that er eben dieselbe Frage an ihn: und da derselbe weder lesen noch schreiben konute, so erröthete er und wendete sich weg, ohne die Frage zu beantworten: welches nicht nur die Meynung des Atabaliba, in Ansehung dieser Fertigkeiten änderte, welche, wie er nunmehr deutlich sahe, die Früchte der Erziehung waren; sondern ihm auch eine sehr geringe Meynung von dem Feldherrn einflößte, dessen Herkunft, wie er versichert war, sehr geringe seyn müßte, indem er in Ansehung dieses Vorzugs von den ärmesten von seinen Soldaten übertroffen würde.

Allein, seine Verachtung gegen den Pizarro war der Grund seines Unterganges, welcher durch die Niederträchtigkeit des elenden Dollmetschers, dessen wir bereits gedacht haben, vollendet wurde. Dieser verliebte sich in eine von den Gemahlinnen des Atabaliba; worüber dieser Monarch so sehr ergrimmte, daß

er

er dem Pizarro meldete, der Kerl verdiene den Todt: woraus der Feldherr einen Scherz machte. Der Dollmetscher beschloß hierauf, sich zu rächen, und klagte den Inca an, daß er an dem Untergange der Spanier arbeite: worauf der Feldherr befahl, daß dieses abgeschmakte und lächerliche Mährgen in eine förmliche Anklage solte aufgesezt werden. Es wurden also Commissairs ernannt, den Atabaliba zu verhören, und folgende Anklage wurde mit grosser Feyerlichkeit wider ihn angebracht: „Der vorige Inca sey „sein ältester Bruder und rechtmäßiger Beherrscher, er „selbst aber ein uneheliches Kind gewesen; und er habe ihn vom Throne gestossen, gefangen genommen, „und sich nachmals den Thron angemasset: daß er „diesen gedachten Bruder habe ermorden lassen. Daß „Atabaliba ein Abgötter sey; daß er seine Unterthanen, Männer und Kinder habe opfern lassen. Daß „er ungerechte Kriege angefangen, und sich des Blutes vieler Menschen schuldig gemacht habe. Daß er „eine grosse Menge Beyschläferinnen halte. Daß er „Auflagen und Tribute von den Peruvianern gefordert, seit dem die Spanier sein Land in Besiz genommen hätten, und so gar den öffentlichen Schaz „verzehret und unterschlagen habe: und daß er die „Indianer aufgehezt, sich zu empöhren und die Spanier zu bekriegen, seit der Zeit, da er ihr Gefangener gewesen sey.“

Auf diese abgeschmakte und lächerliche Artikel, wurde dieser unumschränkte Fürst, mitten in seinen eigenen

eigenen Staaten, von den Räubern seines Landes verhöret, und was noch abgeschmakter ist, der Proceß wurde ihm nicht nach den Peruvianischen Gesezen, oder nach den Gesezen anderer Völker, sondern nach den spanischen gemacht: er wurde schuldig befunden, und verdammet, lebendig verbrannt zu werden.

Doch, muß man den übrigen Spaniern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und bemerken, daß fast alle Personen von Stande und Ansehen, im Heere, sich wider dieses niederträchtige Verfahren erkläret, und so gar eine schriftliche Protestation darwider eingereicht haben.

Vater Vincenz, nach dem er an dieser verlarvten Gerechtigkeit Theil genommen, unternahm noch die Bekehrung des Inca; und der Beweggrund, den er gebrauchte, ihn zu bewegen, sich taufen zu lassen, war eines solchen Predigers würdig. Er versprach, wenn er als ein Christe sterben wolle, solle er, anstatt verbrannt zu werden, nur erdrosselt werden. Dieses that auch die verlangte Wirkung: und zur ewigen Beschimpfung derer, die Antheil an diesem ungerechten Verfahren gehabt, wurde er des Abends getauft, und den folgenden Morgen erdrosselt.

Einige haben, wiewohl ohne den geringsten Beweiß, vorgegeben, daß die Indianer auf den Tod des Atabaliba gedrungen, um seines Bruders Huescar seinen zu vergelten. Allein, es erhellet, daß nicht der geringste Grund für ein solches Vorgeben vorhanden ist. Denn, nach dem Tode des Huescar,

Erdrosselung des Atabaliba.

wurde Atabaliba für den rechtmäßigen Inca durchs ganze Reich erkannt: und nach dem er von den Spaniern ermordet worden, fiengen die Peruvianer allenthalben an, feindlich wider sie zu handeln, welches sie niemals zuvor gethan hatten.

Viertes Hauptstück.

Verwirrter Zustand von Peru nach dem Tode des Inca, verschiedene Spanier werden in einem Hinterhalte getödtet, und einige gefangen genommen, welche auf sehr großmüthige Bedingungen in Freyheit gesezt werden. Manco-Capac wird als Inca von Peru erkannt. Pedro de Alverado dringt mit einem Heere in Peru ein, läßt sich aber bewegen, sich weder nach seiner Stadthalterschaft in Mexico zurücke zu begeben. Pizarro legt den Grund zu den Städten Lima und Truxillo. Almagro maßt sich die Stadthalterschaft von Cusco an; läßt sich aber bereden, dieselbe niederzulegen.

Die Begebenheiten, welche auf den Tod des Inca Atabaliba folgten, zeigten handgreiflich, daß die menschliche Natur in allen Ländern und Himmelsgegenden einerley ist, und daß, indessen, da einige von Grundsäzen der Ehre und Liebe des Vaterlandes befeuert wurden, andere ihre Aufführung nach ehrgeizigen Absichten einrichten. Rumnavi, einer von den Feldherrn des Atabaliba, der sich von dem schreklichen Blutbade zu Caxamalca, mit dem Hinterzuge seines Heeres zurük gezogen hatte,

te, bemächtigte sich der Provinz Quito, und erfuhr nicht so bald den Tod seines Kaysers, als er diejenige von seinen Officiers, aus dem Wege räumete, von welchen er glaubte, daß sie seinem vorigen Fürsten fest zugethan wären: indessen da Quisquis, ein anderer von seinen Feldherren, der den Huescar hingerichtet hatte, mit einem noch stärkeren Heere versuchte, sich eines Theiles der Provinz Cuzco zu bemächtigen; so hatte er so wenige Herzhaftigkeit, daß er vor einer Handvoll Spanier flohe, die ihm nachgeschikt wurden: wie aber einige wenige von diesen sich zu weit wagten, und in seine Hände fielen, ließ er sie hinrichten.

Da dieser Feldherr mit Recht befürchtete, daß es ihm unmöglich seyn würde, sich wider die andere Indianische Befehlshaber sowohl als wider die Spanier zu behaupten; so nahm er seine Maasregeln, einen jüngern Bruder derer Incas Namens Paullu, in seine Gewalt zu bekommen, den er bereden wolte, den kayserlichen Titul anzunehmen. Allein, dieser junge Prinz entdekte eine Grosmuth der Seele, die des höchsten Ruhmes würdig ist, und sagte edelmüthig zu Quisquis, daß er nicht so niederträchtig sey, jene Autorität aus dem Elende des Reiches herzuleiten, die er in bessern Zeiten nicht hoffen dürfte: und es für viel rühmlicher hielte, für einen rechtschaffenen Mann, als für einen schlechten Monarchen gehalten zu werden. Welches eine solche Wirkung bey dem Quisquis that, daß, ob er gleich diesen Prinzen in sei-

ner Gewalt hatte, er ihn doch in Freyheit sezte. Worauf er zu **Franz Pizarro** gieng, und ihm sagte, der wahre Erbe des Reiches sey sein ältester Bruder **Manco Capac**, und daß, wenn er, wie er vorgäbe, sich vorsezte, Gerechtigkeit auszuüben, und diejenige zu beschüzen, welche das Recht auf ihrer Seite hätten, er sich zum Vortheil dieses Fürsten erklären solte, der bereits ein starkes Heer auf den Beinen hätte, und der mit Beyhülfe derer Spanier unfehlbar den Glanz der kayserlichen Krone wieder herstellen würde.

Wir können uns kaum ein unglükseligeres Land als **Peru**, oder eine bedrängtere Nation als dessen Einwohner, einbilden. Sie waren von abergläubischer Furcht für den Spaniern niedergeschlagen, welche sie verhinderte, ihre eigene Stärke zu betrachten, und auf der andern Seite waren sie zu einer Zeit, da nichts als die Einigkeit allein schlechterdings zu ihrer Erhaltung nöthig war, in verschiedene Factionen getheilet, welche verschiedene Prinzen zu Anführern hatten. Nachdem **Pizarro** seine Rachbegierde vergnügt hatte, hielte er für rathsam, den Leichnam des **Atabaliba** mit der Ehrfurcht zu behandeln, die einem unumschränkten Beherrscher gebührete. Er feyerte sein Leichenbegängnis mit grosser Pracht, und legte die Trauer seinetwegen an. Doch, er entdekte bald, wie verabscheuenswürdig ihn dieser Mord in den Augen der Eingebohrenen machte. Die beyde Factionen vereinigten sich augenbliklich wider ihn unter dem **Manco Capac**, dem Bruder und Erben des **Huescar**, welcher zu **Cuzco**

als

als Inca ausgerufen wurde. Pizarro rufte hierauf den Toparpa, Sohn des Atabaliba, aus; ließ ihn die Kayserliche Krone tragen, mit eben den Ehrenbezeugungen als seinen Vater behandeln, und ließ in seinem Namen solche Befehle ausgehen, die zum Vortheile der Spanier gereichten. Allein, dieser Kayser starb kurz nachher, Pizarro bildete sich hierauf ein, daß nichts die Herrschaft der Spanier in Peru besser befestigen könnte, als wenn er Cuzco, dessen Hauptstadt, in Besiz nähme: und trat daher seinen Marsch dahin mit seiner gesamten Macht an, welche aus ohngefehr 400. Mann bestund, ausser denenjenigen, welche verbundene Indianer genannt wurden.

Mittlerweile hatte Atauchi, ein Bruder des Atabaliba, einen erstaunlichen Schaz gesammlet, seines Bruders Lösegeld zu bezahlen, und brachte solchen nach Caramalca: als er aber den Atabaliba ermordet fand, und sahe, daß die Spanier von dannen weg marschiret waren; so beschloß er, sich zu rächen, und vereinigte seine Macht mit einigen Peruvianischen Feldherren, überraschte die Spanier auf ihrem Marsche nach Cuzco, tödtete einige davon, und bekam verschiedene Gefangene, unter welchen Sancho de Cuellar war, der den Proceß wider den Atabaliba aufgesezet, und seiner Hinrichtung beygewohnet hatte. Mit diesen Kriegsgefangenen kehreten die Indianische Feldherren nach Caramalca zurücke, wo sie den de Cuellar auf eben demselben Plaze erdrosseln liessen, wo der Kayser war hingerichtet worden: als sie aber erfuh-

ren,

ren, daß einige von den andern Gefangenen wider die Ermordung des Inca protestiret hatten; so schenkten sie ihnen nicht nur das Leben, sondern liessen auch die Verwundete heilen, und entliessen sie mit wichtigen Geschenken, nachdem sie folgende Artikel unterzeichnet hatten: „Daß alle Feindseligkeiten auf beyden Seiten „solten vergeben werden; daß in Zukunft ein unver„brüchlicher Friede zwischen den Peruvianern und Spa„niern solte beobachtet werden; daß die leztere den „Manco Capac den Peruvianischen Thron solten be„steigen lassen. Daß diejenige Indianer, welche sie „in Fesseln hielten, solten losgelassen werden. Daß in „Zukunft kein Peruvianer solte in Banden gelegt wer„den, und daß die Spanier sie nicht als Sclaven, son„dern als freye Leuthe behandeln solten, doch erlaubte „man ihnen, Peruvianer als Dienstbothen zu halten; „daß alle Geseze ihres Landes solten unverbrüchlich be„obachtet werden, welche den Gesezen des Christen„thums nicht entgegen wären; und daß dieser Vertrag „von dem spanischen Feldherrn und dessen Oberherrn, „dem Kayser von Deutschland, solten genehmiget wer„den.“ Die Spanier bestunden auf der freyen Ausübung ihrer Religion; daß ihnen Ländereyen zu ihrem Unterhalte solten angewiesen werden; und daß ihnen eine freye Handlung ohne Bezahlung der geringsten Auflagen solte gestattet werden. Alle diese Punkten wurden ihnen zugestanden.

Allein, so großmüthig und billig auch diese Bedingungen, auf Seiten der Indianer waren; so weiger-

ten sich doch Pizarro und Almagro schlechterdings, sie zu genehmigen, und wollten von nichts, als einer gänzlichen Unterwerfung ihres Landes und ihrer Personen, unter den Willen der Spanier wissen; sie sezten daher ihren Marsch gegen Cuzco fort; und wurden wiederum in einigen beschwerlichen Pässen in den Gebirgen von verschiedenen Peruvianischen Partheyen angegriffen. Wie sie aber nicht im Stande waren, ihrem Schießgewehr und Armbrüsten zu widerstehen; so flohen sie nach der Hauptstadt und erkläreten sich, daß keine menschliche Macht sich den Spaniern widersezen könnte, welche mit Donner und Blize bewafnet wären; worauf die Einwohner von Cuzco mit ihren Weibern und Kindern und was ihnen am kostbarsten war, in die Wälder und Gebirge flohen. Pizarro zog im October 1532. ohne Widerstand in die Stadt ein; und ohnerachtet die Bürger Zeit hatten, ihre Güter hinwegzubringen, fanden sie doch einen unermäßlichen Schaz, und wie es die Gewohnheit des Landes war, mit ihren grossen Leuthen den besten Theil der Reichthümer, die sie besassen, zu begraben; so fanden diese Eroberer, welche kein Bedenken trugen, Gräber aufzuwühlen, eben so vielen Reichthum in den Gräbern, als in den Wohnungen der Lebendigen: weßwegen man glaubt, daß die Plünderung der Stadt sich wenigstens auf den völligen Werth von dem Lösegeld des Atabaliba beloffen habe.

Als sich nun Pizarro der Hauptstadt bemächtiget, hielte er für rathsam, die Einwohner einzuladen,

zu ihren Wohnungen zurük zu kehren: indem er vernünftig schloß, daß, wenn das Volk zur Verzweiflung getrieben würde, sich die ganze Macht des Reiches wider ihn vereinigen möchte. Die Jndianer nahmen diese Einladung an, und kamen in ihre Häuser zurücke: und der Jnca selbst that einige Vorschläge, und gab zu verstehen, daß er sich bequemen wolte, die christliche Religion anzunehmen, und seine Länder vom deutschen Kayser zum Lehen zu nehmen, woferne weder er, noch seine Unterthanen in Zukunft weder in ihren Personen noch Vermögen solten angetastet werden. Pizarro gab ihm alle mögliche Aufmunterung; worauf er selbst nach Cusco kam, wo er als Jnca ausgerufen, und mit dieser Würde auf eben die Art, wie seine Vorfahren bekleidet wurde. Pizarro willigte zu gleicher Zeit ein, die bereits angeführte Punkten zu beobachten.

Die Spanier fanden sich auch wirklich unter der Nothwendigkeit, diese friedsame Maasregeln zu nehmen, weil sie Nachricht erhielten, daß die sämtliche südliche Provinzen von Peru sich wider sie zum Vortheile des Jnca Manco Capac versammelten, und weil Pizarro wußte, daß Rumnavi, Quisquis, und andere Peruvianische Feldherren Quito besezt hatten, welches den Pizarro kurz zuvor genöthiget hatte, ein beträchtliches Detaschement unter dem Commando des Sebastian Belancazars abzuschicken, die Pflanzstadt S. Michael zu verstärken, und sich dem Peruvianischen Feldherrn in Quito zu widersezen.

Belancazar fand bey seiner Ankunft zu S. Michael eine wichtige Verstärkung von Freywilligen, welche aus verschiedenen Theilen der spanischen Niederlassungen kamen, einen Theil an den Reichthümern von Peru zu bekommen: und aus diesen wählete er 120. Fußgänger und 80. Reiter, die er seinem eigenen Heere einverleibte, alsdenn gerade nach Quito marschirete, sich der Reichthümer des vorigen Kaysers zu bemeistern, wovon die meiste daselbst lagen. Der Indianische Feldherr, welcher in dieser Provinz commandirete, that alles, was in seiner Macht stund, das spanische Heer abzumatten und zu ermüden, ohne eine entscheidende Schlacht zu wagen. Als er aber fand, daß Belancazar fortfuhr, gerade gegen die Hauptstadt zu marschiren; so ließ er die sämtliche Schäze des vorigen Kaysers in den Saal des Pallastes bringen, zündete denselben alsdenn an, und verließ die Stadt.

Immittelst da Franz Pizarro und seine Officiers dergestalt mit Eroberung verschiedener Provinzen des Reiches beschäftiget waren, wurden sie plözlich durch einen unvermutheten Einfall ihres Landsmannes don Pedro de Alverado, unterbrochen, der sich mit Cortez in der Eroberung von Mexico hervorgethan hatte, und so bald er von den grossen Reichthümern hörete, welche diese Abentheurer erlangten, sich entschlossen hatte, gleichfals einen Theil daran zu haben: und wie er die Provinz Guatimala besaß; so rüstete er verschiedne Schiffe aus: und um seine Stärke zu vermehren, bemächtigte er sich zwey anderer Schiffe,

welche damals wirklich in einem von den Häfen von **Nicaragua** zum Dienste des **Pizarra** ausgerüstet wurden; und nahm 500. Reuter und Fußgänger an Bord dieser Schiffe, welche so gute Truppen, als irgend welche in America waren. Mit dieser Macht landete er zu **Puerto Vejo**, litte aber viele Widerwärtigkeiten auf seiner Reise.

Hierauf gieng er über einen Theil derer **Andes** nahe am **Equator**; in welchem Zuge sein Heer gleichfals vieles litte. Nachdem er aber 60. von seinen Leuthen durch die Kälte des Wetters eingebüßt hatte, langte er in der Nachbarschaft von **S. Michael** an, wo er seine Truppen erfrischte, und sich bereitete, seinen Marsch in das Herz des Landes fortzusezen. Allein, im Thale von **Riobamba** begegnete ihm ein starkes Korps Truppen, welches **Pizarro** unter dem Befehle des **Almagro** abgeschikt hatte, der zu **Belancazar** gestossen war. Eine Schlacht schien nunmehr ohnvermeidlich. Wie aber **Alverado** die Folgen voraus sahe, die aus einem Gefechte entstehen müßten, der Sieg möchte fallen auf welche Seite er wolte; so ließ er sich willig in eine Unterhandlung ein, und es wurde ein geheimer Tractat unter ihnen geschlossen, wordurch **Alverado** einwilligte, in seine eigene Stadthalterschaft zurük zu kehren: wofür ihm 100,000. Pesos an Golde zur Schadloshaltung für die Ausrüstungskosten seiner Flotte bezahlet werden solten: und versprach, so lange **Pizarro** und **Almagro** leben würden, niemals einen ferneren Ein-

fall in Peru zu versuchen. Auch wurde bedungen, daß jeder Parthey frey stehen solte, ihre besondere eigene Entdeckungen zu ihrem besondern Vortheile fortzusezen: Hierdurch sorgte Alverado für diejenige von seinen Leuthen, welche in Peru zu bleiben verlangten. Nachdem die Sachen solchergestalt freundschaftlich beygelegt waren, vereinigten Alverado und Almagro ihre Macht, nach Cuzco zu marschiren, und die Genehmigung des Traktats von Pizarro zu erhalten.

Es ist nöthig, hier anzumerken, daß der Friede zwischen dem neuen Inca und Pizarro geschlossen wurde, nachdem Almagro von Cuzco aufgebrochen war: er wußte solches folglich zu dieser Zeit gar nicht; und die Genehmigung desselben war noch nicht zur Kenntnis des Quisquis gekommen, der sich nahe bey Caramalca gelagert hatte, und auf die Nachricht von dessen Bestätigung mit einem starken Heere wartete, welches er eben damals wolte auseinander gehen lassen, und sich daher bey Annäherung der Spanier zurük zogen. Als aber die beyde Feldherren ein so starkes Kriegskorps sahen, hielten sie für rathsam, dieselbe anzugreifen, und erhielten anfangs einen wichtigen Vortheil: denn Quisquis hatte nicht den geringsten Verdacht, daß sie gesonnen wären, sich in ein Gefechte einzulassen. Doch, versicherte er sich einen Rükzug in einige benachbarte Felsen, deren steile Zugänge er mit unerschroknem Muthe vertheidigte, und grosse Steine mit solchem Erfolge herunter rollete, daß

verschiedene von den Angreifenden, und besonders Pferde, dardurch umkamen. Auf diese Art vertheidigte er sich bis an die Nacht, worinn er sich an die Berge zurük zog; als aber sein Hintertreffen den folgenden Tag an den Gestaden eines Strohmes angegriffen wurde: behauptet er einen sehr schweren Paß viele Stunden lang, und verschafte sich einen sichern Rükzug in die Gebirge, aus welchen er in wenigen Tagen einen Ausfall mit zimlichem Glücke that: denn, wiewohl er einen beträchtlichen Verlust litte, wurden doch seine Hofnungen dadurch unterhalten, daß über fünfzig Spanier waren getödtet worden.

Als Pizarro diese Begebenheiten erfuhr, beschloß er, dem Besuche des Alverado vorzubeugen: denn er war einiger massen zweifelhaft, ob dem Anblik von Cuzco und dem reichen Lande daherum, die Begierde des Alverado nicht wieder aufleben möchte. Bey seiner Ankunft zu Caramalca hatte er eine Unterredung mit den Indianischen Befehlshabern, worinn er ihnen den mit dem Inca Manco Capac und ihm selbst, geschlossenen Tractat meldete, und diesen Fehden ein Ende machte, indem er sie versicherte, daß seine Landsleuthe gar nichts davon gewußt hätten, und versprach, daß in Zukunft alle Feindseligkeiten aufhören solten. Hierauf begegnete er dem Alverado, im Thale von Pacha Camac, umarmete ihn mit dem Scheine einer grossen Freundschaft, und bewilligte nicht nur die Vollziehung der durch den Almagro eingegangenen Artikel; sondern machte ihm auch ein Geschen-

schenke von 20,000. andern Pesos von Golde für die Kosten seiner Reise, ihm zu begegnen, ausser einer grossen Menge von Smaragden, Türkise, und Goldgefässen, die zu seinem eigenen besondern Gebrauche waren ausgearbeitet worden, und befahl allen seinen Officiers, ihn während seines Daseyns, als ihren Befehlshaber anzusehen.

Nachdem Alverado hinlänglich ausgeruhet, und sich erfrischet hatte, nahm er höchstvergnügt über seine Bewirthung und die Schäze, die er erlangt hatte, Abschied von den beyden Feldherren, Almagro gieng hierauf nach Cuzco zurücke: indessen da Pizarro zurük blieb, um einen bequemen Plaz, zur Anlegung einer neuen Stadt auszusuchen, die er zulezt an der Seeküste, an den Ufern des kleinen Flusses Lima, im 12ten Grade, 30ster Minute Süderbreite, 120. Meilen Cuzco westwärts, bauete. Der erste Stein wurde am 6ten Januar 1534. gelegt: und weil es das Fest der Erscheinung war, nannte er die Stadt Villa de los Reyes, oder die Stadt der Könige: dieser Plaz ist jezt die Hauptstadt von Peru, und ist unter dem Namen Lima bekannt. Als Pizarro hier einige von seinen Leuthen angepflanzt hatte, theilete er die benachbarte Länder unter sie, und wieß eine Anzahl von Indianern an, ihre härteste Arbeit zu verrichten, welche sie mit Recht für eine sehr grosse Beschwerlichkeit ansahen. Hierauf gieng er längst der Küste der Südsee bis an einen Plaz ohngefehr 300. Meilen weiter gegen Norden, wo er eine andere Stadt anlegte,

welche

welche er, nach dem Namen seines Geburthsplazes, Truxillo nannte.

Während der Zeit, da Franz Pizarro sich mit Erbauung dieser lezten Stadt beschäftigte, bekam er Nachricht, daß sein Bruder Ferdinand grossen Theiles in seiner Unterhandlung am spanischen Hofe glüklich gewesen war: indem er für ihn den Titul eines Marquis de los Atabillos, mit den Einkünften dieser Provinz und einem grossen Zuwachse an Gebiete, erlangte, welches durch den Namen von Neu Castilien solte unterschieden werden: in gleichen, daß er für den Almagro die Stelle eines Marschals von Peru, und einer Stadthalterschaft 200. Meilen groß, dem Lande, so dem Marquis Pizarro war angewiesen worden, gegen Süden, bekommen: was aber sein Verlangen beträfe, 20, 000. Indianer zu Vasallen zu haben; so habe der Kayser sich geweigert, es ihm zu gewähren, bis er die Gewohnheiten des Landes erführe, und wüßte, welche Folgen daraus entstehen könnten; worauf er ihm in diesem Stücke alle Gunst erweisen wolte, welche mit der Gerechtigkeit bestehen könnte.

Wie Almagro einige Nachrichten von diesen Sachen bekam, ehe noch einige zuverläßige Depeschen angelangt waren, legte er den Titul eines Lieutenants des Pizarro bey Seite, und nahm den von einem Stadthalter von Cuzco an, unter dem Vorwande, daß solches ausser der Gerichtsbarkeit des Pizarro läge, wovon er behauptete, daß sie sich bloß auf 200. Meilen von der Linie erstrekte. Wie sich nun die Brüder

des Pizarro, Juan und Gonzalo ihm hierinn widersezten, wurde der Streit so heftig, daß einige Scharmüzel daraus entstunden, worinn viele Teutsche umkamen. Pizarro erfuhr diese Zwistigkeiten bald. Er befand sich damals zu Truxillo: und wie er die Nothwendigkeit seiner Gegenwart einsahe, so ließ er alle seine spanische Anhänger zurücke, mit der Niederlassung seiner neuen Pflanzstadt fortzufahren; und vertrauete sich ohne einige Begleiter, der Sorgfalt der Indianer an, die ihn in einem Tragbette auf ihren Schultern trugen, und einander in bestimmten Pläzen ablöseten, wordurch er so eilfertig reißte, daß er Cuzco erreichte, ehe man seine Annäherung im geringsten vermuthen konnte. Er überzeugte alsdenn den Almagro bald von seinem Irrthum, sagte zu ihm, wenn bey der Ankunft ihrer Commißionen von Spanien, ihm sein Loos nicht gefallen solte, wolle er die Stadthalterschaft von Peru mit ihm theilen: und meldete ihm zu gleicher Zeit, daß obgleich das Cuzco südwärts gelegenes Land, Namens Chili, allen Nachrichten zu Folge, reicher an Gold und Silber sey, wolle er doch bewilligen, daß er an der Spize des besten Theiles ihrer vereinigten Macht marschirete, dasselbe zu entdecken und in Besiz zu nehmen.

Wie der Beystand der Peruvianer denen Spaniern noch nöthig war; so bestrebeten sie sich, den Frieden mit denselben zu unterhalten: hielten sie aber zu gleicher Zeit mit Truppen in verschiedenen Pläzen im Zaume. Sie verstärkten den Belancazar zu Quito,

und

und ein starkes Korps marschirete gegen Nordosten, um einige Provinzen zu bezwingen, welche an die unermeßliche Reihe derer Gebirge, die Andes genannt, gränzten: und sie zeigten hierdurch, daß sie sehr weit von dem Vorsaze entfernet wären, den mit den Peruvianern eingegangenen Vergleich zu erfüllen.

Fünftes Hauptstück.

Almagro ziehet mit einem mächtigen Heere von Spaniern und Peruvianern aus, Chili zu erobern, verlieret aber viele von seiner Mannschaft, und stehet erschreckliche Widerwärtigkeiten in seinem Zuge über die Cordilleras, aus. Er verläßt Chili, um die Stadthalterschaft von Cuzco, welche von den Indianern angegriffen wird, zu übernehmen: Der Inca läßt seine Macht aus einander gehen, und ziehet sich in die Gebirge: indessen wird die Stadt Cuzco von Almagro überrumpelt, welcher verschiedene Vortheile über den Pizarro erhält: aber nachher einen Vertrag mit ihm schließt. Dieser wird von Pizarro gebrochen: es kommt zu einer blutigen Schlacht, worinn Almagro gefangen, und nachher verhöret, verdammt, und hingerichtet wird.

Als sich Almagro zu seinem südlichen Feldzuge entschlossen hatte, unterstüzte ihn der Inca Manco, in Hofnung, sich die Spanier dardurch zu verbinden, mit 15,000. Mann, unter der Anführung seines Bruders Paullu und des Villachuma, oder, wie er von den spanischen Geschichtschreibern genannt wird, Villahoma. Mit diesem

Korps

Korps tratt Almagro seinen Marsch im Jahre 1535. an, und marschirete südwärts bis in die Provinz Charcas, die er für geringe, und kaum für würdig hielte, sie zu besezen, weil es ein unfruchtbares und ödes Land ist. (*) In dieser Provinz erfuhr Almagro zwey Wege nach Chili; die beyderseits ungemein beschwerlich waren. Der eine gieng durch eine heisse sandigte Wüsten, wo seine Mannschaft sich auf die heftigste Anfälle von Hize und Durst gefaßt machen mußte. Der andere hingegen führete über erschrekliche mit Schnee bedekte Gebirge, die so rauh und steil waren, daß man sie kaum erklettern, und so unerträglich kalt waren, daß man nicht anderst als in Einer Jahreszeit über dieselbe gelangen konnte.

Almagro überlegte, daß der leztere der kürzeste Weg war, und daß die Kälte, so strenge sie auch ist, Europäischen Körpern erträglicher wäre, als eine zu grosse Hize; er wählete daher diesen Weg, und bestund, den Vorstellungen des Paullu und der Indianer ohnerachtet, auf seinem Entschlusse. Allein, er hatte bald Ursache, seine Hartnäckigkeit zu bereuen. Denn, seine Leuthe waren genöthiget, den Schnee mit ihren Händen wegzuräumen; thaten kurze Märsche, zehreten ihre

(*) Dem ohnerachtet hat sich seit derselben Zeit gewiesen, daß Charcas die wichtigste von allen spanischen Eroberungen war: denn diese Provinz enthält die reiche Bergwerke von Potosi, woraus mehr Silber nach Europa ist gebracht worden, als von irgend einer andern bisher entdekten Silbermine.

re Lebensmittel bald auf, und geriethen in unbegreifliche Noth; wordurch er über 10,000. Peruvianer, und 150. Spanier einbüßte, ausser denjenigen, welche noch mit dem Verlust ihrer Finger und Zehen davon kamen, ohnerachtet die Spanier sehr warm gekleidet waren. Sie verlohren auch den grösten Theil ihrer Geräthschaften. Doch langten sie endlich, nach einem langweiligen Marsch von 600. englischen Meilen in Copayapu an, das dem Inca von Peru gehörete, wo sie vermittelst des Credits des Paullu freygebig bewirthet wurden, und ihnen die Einwohner nicht nur eine Menge von Lebensmitteln brachten, sondern auch, so bald sie ihre Sehnsucht nach Gold erfuhren, ihnen Geschenke von 5000. Ducaten Werthes, machten.

Almagro fand, daß ihm die Authorität des Paullu zu seinen Progressen ungemein nüzlich war. Denn seinetwegen wurde er in vielen Pläzen mit grosser Gutherzigkeit aufgenommen, und fand nur in wenigen Widerstand; so, daß er leichtlich hätte Pflanzstädte in sehr vortheilhaften Lagen anlegen können, hätte nicht eine Art von Verblendung alle seine Gedanken auf Cuzco gerichtet, wo er, dem lezten Vertrage zuwider, entschlossen war, zu regieren, und aus der Commißion, die er nunmehr vom König von Spanien erhalten hatte, behauptete, daß diese Stadt unter seine Gerichtsbarkeit gehörete. Diese Commißion wurde ihm durch Ruis Diaz und Juan de Herada überbracht, welche mit Rekruten von Cuzco zu ihm stiessen, nachdem sie auf eben dem Wege, den Almagro selbst genommen,

men, und den sie, weil es damals Sommer war, mit sehr weniger Beschwerlichkeit zurük gelegt hatten, über die Cordilleras gegangen waren.

Ohneracht dieser Verstärkungen, ließ Almagro alle seine Absichten auf Chili fahren, und fieng seinen Marsch nordwärts an. Sein Heer entsezte sich über die Erinnerung der Noth, die es auf seinem Marsche über die Cordilleras ausgestanden hatte, und weigerte sich schlechterdings, auf eben demselben Wege, den sie gekommen waren, zurük zu kehren. Hierdurch sahe er sich genöthigt, seinen Weg durch die Wüste zu nehmen, wo der Indianer Berichte nach, kein Wasser ausser in stehenden Pfüzen, das durch die Sonnenhize verdorben war, angetroffen werde, und auch diese Pfüzen lagen 18 = 20. Meilen von einander ab. Um nun dieser Beschwerlichkeit abzuhelfen, wurden lederne Schläuche zur Fortbringung des Wassers verfertigt, und Partheyen von Indianern vor dem Heere hergeschikt, die Bronnen von dem verdorbenen Wasser zu säubern, und das frische hervorquellen zu lassen. Diese Maasregeln hatten einen erstaunlichen Nuzen, und sezten sie in den Stand, diese wilde und öde Gegenden mit viel wenigerer Schwierigkeit, durch zu reisen, als man sich Anfangs eingebildet hatte.

Mittlerweile wurden die Peruvianer, welche mit Almagro marschireten, mißvergnügt über die Mißhandlungen die sie von den Spaniern erdulden mußten, und beklagten sich gegen einander über derselben Grausamkeit. Niemand hatte einen grössern Antheil an dieſen

sen Unterredungen, als der so oft erwähnte Dollmetscher, der sich zulezt in eine Verschwörung wider das Leben des Almagro einließ; als er aber der Gefahr, worinn er schwebte, nachsan, sich bemühete, durch die Flucht zu entrinnen. Allein, er wurde gefangen, und gab hierauf den Inca Paullu für das Haupt der Verschwörung an. Weil man aber diese Anklage nicht mit dem allgemeinen Betragen dieses Fürsten vereinigen konnte; ließ Almagro den Dollmetscher auf die Folter spannen, worauf er die Falschheit seiner Anklage eingestund, und zu gleicher Zeit bekannte, daß er durch falsche Angebungen, das Seinige zur Hinrichtung des Atabaliba beygetragen habe. Dieser Verbrechen wegen mußte er einen schimpflichen Todes sterben.

Die Angelegenheiten von Peru waren um diese Zeit in grosser Verwirrung. Der Inca Manco hatte nunmehr alles Zutrauen an die Spanier fahren lassen, und fühlete das Unrecht, so er erlitten, und die wenige Hofnungen, daß er jemals in den Besiz seines Thrones und der unumschränkten Gewalt, wie man im Traktate von Caxamalca versprochen hatte, wieder würde eingesezt werden, so lebhaft, daß er sich entschloß, zu versuchen, was er durch Gewalt ausrichten könnte. Er hielte es für besser, sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache und den Beystand seiner Unterthanen, als auf die Versprechungen dererjenigen zu verlassen, die seinem Bruder ihr Wort so niederträchtig gebrochen, und ihre Verbindungen mit ihm selbst nie-

mals

mals erfüllet hatten. In dieser Absicht bewog er den Ferdinand Pizarro, ihm zu erlauben, auf ein grosses feyerliches Fest nach Yucaya, vier Meilen von Cuzco, zu gehen, welches in der That eine Art von Versammlung der Reichsstände von Peru war. Hier machte man den Entwurf, augenbliklich drey Heere auf die Beine zu bringen, und Cuzco, Lima, und Truxillo zu gleicher Zeit zu belagern. Mit dem ersten nahm er selbst das Schloß von Cuzco ein, und blockirete die Stadt: das zweyte, welches aus einem starken Korps bestunde, marschirete wider den Franz Pizarro, der nach der Stadt Lima war abgeschikt worden; und das dritte war wider den Almagro bestimmt. Hievon wurde dem Hohenpriester Nachricht geschikt; und dieser fand Mittel, vom Heere zu entwischen. Prinz Paullu bekam ebenfals Nachricht von der Lage der Angelegenheiten seines Bruders, und was von ihm erwartet würde, um die Ausrottung der fremden Anmasser zu erleichtern. Allein, er verwarf diese Vorschläge, und erklärete sich, daß er sein den Spaniern gegebenes Wort niemals brechen würde. Wie der Dollmetscher dieses Geheimniß mit seinem lezten Athem entdekte, so erklärete Almagro den Paullu zum Kayser: und ob er gleich zuvor diesen Titul abgelehnet hatte; so nahm er ihn doch jezo, seiner eigenen Sicherheit wegen, und damit es seinem Volke nicht an einem Beschüzer fehlen möchte, an.

Der Inca Manco belagerte Cuzco noch immer mit einem Heere von 200,000. Mann; Allein obgleich

nur 70. Spanier im Platze waren; so thaten sie doch, weil sie einige Pferde, und einen guten Zug groben Geschützes hatten, einen tapfern Widerstand. und was noch erstaunlicher ist, sie thaten verschiedene Ausfälle, in deren einem Juan Pizarro, mit einem Stein am Kopfe verwundet wurde, woran er ohngefehr drey Tage nachher, zum grossen Bedauren seiner Anhänger, starb.

Als der Inca die Annäherung des Almagro gegen Cuzco erfuhr, beschloß er, sich zurük zu ziehen: und ob sich gleich Almagro bestrebte, ihn zu bereden, einen Vergleich einzugehen; so schlug er es doch schlechterdings ab, weil er entschlossen war, keine Vertrágsvorschläge mehr von einem Volke anzuhören, das bisher keinen mit ihm gehalten hatte. Er that auch noch einen andern sonderbahren Schritt, indem er sein Heer auseinander gehen ließ, und sich insgeheim in die Gebirge begab. Seine Officiers bestrebten sich, ihn hievon abzuhalten, und stelleten ihm vor, daß er sich zu keiner Zeit ein grösseres Glücke versprechen könnte, als dermalen, da Pizarro und Almagro offenbahr uneinig mit einander wären. Er versezte hierauf, daß sie, ihrer besondern Zwistigkeiten ohnerachtet, sich gewißlich wider ihn vereinigen würden, so bald er Miene machte, sich ihnen zu widersetzen; und daß es Zeit genug für ihn seyn würde, zurük zu kehren, und seine Rechte zu behaupten, wenn sie sich durch ihre gegenseitige Zwistigkeiten würden gänzlich geschwächt haben.

Man muß erstaunen, daß die Spanier diese Zeit gewählet, sich unter sich selbst zu entzweyen, und einen Bürgerkrieg anzufangen. Wie aber Almagro ein beträchtliches Korps unter seinem Befehl hatte, so beschloß er sogleich, seinen alten Anspruch auf Cuzco zu erneuern, und im Fall er sich dieser Stadt bemächtigen würde, dieselbe zum Sitze seiner Stadthalterschaft zu machen. Als er vor den Mauren erschien, und die Indianer abgezogen fand; schikte er eine Anforderung an den Ferdinand Pizarro, den spanischen Stadthalter, die Stadt zu übergeben. Dieser antwortete hierauf, er habe sie Vermöge der Commission seines Bruders des Marquis, besezt, und wolle sie ohne dessen Befehl nicht übergeben, weil er wisse, daß sie unter das Gebiethe seines Bruders gehörete. Er sezte hierauf den Platz sogleich in Vertheidigungsstand: Wie aber ein Theil der Besatzung Freunde von Almagro waren, so liessen sie seine Macht um Mitternacht in die Stadt. Ferdinand und Gonzalo Pizarro wurden gefangen genommen, und Almagro sahe sich solchergestalt mit weniger oder keinem Blutvergiessen, Meister von Cuzco, und der gröste Theil der Besatzung tratt in seine Dienste.

Da Mittlerweile der Marquis Pizarro nichts von seinen Brüdern zu Cuzco erfuhr, und schloß, daß die sämtliche Partheyen, die er dahin geschikt hatte, dieselbe zu verstärken, von den Peruvianern wären abgeschnitten worden; so beschloß er, ein so starkes Korps Truppen dahin zu schicken, daß es im Stande wäre,

aller

aller Widersetzung der Indianer zu Trotze bis dahin durchzudringen. Er versammlete demnach 5000. Mann Fußvölker und Reiterey, und übergab das Comando dieser Macht, dem don Alonzo de Alverado nebst dem Befehl, in aller möglichen Geschwindigkeit zu marschiren: unter ihm ward Pedro de Lerma zum Befehlshaber eines Trupps Reiterey ernannt. Weil er aber ein älterer Officier war, ärgerte er sich so sehr darüber, daß er auf die Vereitelung dieses Zuges bedacht war.

Alverado marschirete so eilfertig, daß, ohnerachtet er mehr als 5000. Peruvianer zusammen gepreßt hatte, seine Geräthschaften zu tragen, dieselbe meistentheils beym Anfang der Reise umkamen, weil sie überladen, und über ihre Kräften angetrieben wurden. Er hielte hierauf an, und preßete einige tausend andere, um die Stellen dererjenigen zu ersetzen, die er verlohren hatte.

So bald Almagro Nachricht bekam, daß don Alonzo Alverado im Anzug begriffen wäre, fertigte er einige vornehme Spanier an ihn ab, um ihm vorzustellen, daß Cuzco, nach des Kaysers Eintheilung von Peru, einen Theil von seiner Stadthalterschaft ausmache, und ihn zu ermahnen, nach Lima zurück zu kehren, bis der Marquis und er sich über die Gränzen ihrer gegenseitigen Stadthalterschaften würden verglichen haben; Statt diesem Vorschlage Gehör zu geben, nahm Alverado diese Herrn gefangen.

Almagro zog hierauf ins Feld, und überraschte einen Theil der Reiterey des Alverado, von welcher er erfuhr, daß ein grosser Theil der Truppen ihm geneigter sey, als dem Marquis Pizarro, und daß Pedro de Lerma nebst vielen von seinen Freunden, bey der ersten Gelegenheit desertiren würde. Er rükte daher an die Ufer eines kleinen Flusses an, auf dessen anderer Seite sich Alverado gelagert hatte. Doch, sie blieben den ganzen Tag ruhig, ohne sich zu bestreben, einander anzugreifen. Allein, in der Nacht gieng Orgonez, der General-Lieutenant des Almagro an der Spitze der Truppen über eine Furth des Flusses, brachte die Macht des Alverado in grosse Verwirrung, und gab dem Pedro de Lerma nebst den übrigen Freunden des Almagro, eine Gelegenheit, zu ihm zu stossen, erhielt einen leichten Sieg, und bekam den Alverado gefangen, mit welchem er im Triumphe nach Cuzco zurück kehrete. Einige von den vornehmsten Befehlshabern ermahneten nunmehr den Sieger, für seine künftige Sicherheit zu sorgen, und die Pizarros hinrichten zu lassen. Allein, er schlug es schlechterdings ab, mit dem Zusatze, daß es schimpflich für einen Edelmann und einen Krieger wäre, Leuthe in kaltem Blute hinrichten zu lassen: und wiewohl man ihm sehr eifrig anlag, mit seinem siegenden Heere gegen Lima zu marschiren, wolte er auch hierein nicht willigen, weil er keinen Anspruch auf diesen Theil des Landes habe.

Der

Der Marquis Pizarro wurde durch die Nachricht von dieser Niederlage sehr gerühret, und wie er sich zu schwach fand, dem Almagro die Spitze zu biethen, weil seine Macht kaum 400. Mann überstieg, so beschloß er, zu versuchen, was er durch List ausrichten könnte, und schikte daher Abgeordnete nach Cuzco, einen Vergleich vorzuschlagen. Almagro empfieng dieselbe mit grosser Höflichkeit, und versprach eine Zusammenkunft mit dem Marquis zu halten, worinn Commissairs solten ernannt werden, um ihre beyderseitige Gränzen zu berichtigen. Er marschirete demnach an der Spitze von mehr als 500. Spaniern von Cuzco aus, und nahm seinen Weg gegen Lima. Den Ferdinand Pizarro führete er gefangen mit sich, und Gonzalo Pizarro und Alverado waren in der Stadt unter der Verwahrung des de Rojas, zurück gelassen worden. Jedoch, nach der Abreise des Almagro bemächtigten sie sich des de Rojas, schlugen ihn in Feßeln, und entwischten in Begleitung von ohngefehr 60. Mann, die sie auf ihre Seite gezogen hatten, nach Lima. So bald man ihr Entwischen erfuhr, drungen Orgonez und seine Anhänger in den Almagro, sich deshalb durch den Tod seines Gefangenen, Ferdinands, zu rächen. Allein, auch dieses verwarf er schlechterdings; und besprach sich kurz nachher mit dem Marquis, zu Mala, mit zwölf Personen auf jeder Seite, um ihre Streitigkeiten beyzulegen. Doch, diese Unterredung wurde schnell abgebrochen, weil einer von dem Gefolge des Almagro plötzlich

lich zu ihm gerannt kam, und rufte, er sey verrathen: worauf er augenbliklich Pferde nahm, fortritte, und die Sachen gänzlich unausgemacht ließ.

Dieser Lerm wurde durch die Annäherung des Gonzalo mit 700. Mann, verursacht. Orgonez rükte hierauf gleichfals mit seinen Truppen an, um der Verrätherey, auf die man, wie er vermuthete, umgieng, vorzubeugen. Jeder Theil schien nunmehr, auf den Krieg gefaßt zu seyn, und dennoch fand der Marquis wiederum Mittel, den Almagro zu bereden, Vorschläge anzuhören. Ein Vergleich wurde geschlossen, und von ihnen beyden beschwohren, wordurch der Besiz von Cuzco, nebst andern Vortheilen dem Almagro überlassen wurden, bis man den Entschluß des Kaysers erfuhre. Diesem Vergleich zu Folge, wurde Ferdinand Pizarro in Freyheit gesezt, nachdem er einen Eyd gethan, nicht wider den Almagro zu fechten.

Kaum hatte der Marquis Pizarro die Freyheit seines Bruders erlangt, als er den Vertrag brach, und einen Notarius mit Zeugen abschikte, den Almagro aufzufordern, Cuzco, und alle Pläze, die er erobert hatte, zu räumen, bey Strafe, als ein Aufrührer behandelt zu werden. Diese Aufführung war desto weniger zu entschuldigen, da er den Augenblick zuvor einen Expressen von Hofe bekommen hatte, durch welchen jedem Stadthalter bey Strafe der kayserlichen Ungnade befohlen wurde, alle diejenige Pläze, welche ihre gegenseitige Gerichtbarkeit zur Zeit der Ankunft des Staabsbothen erkennen würden, im ruhigen Besitze

zu behalten, und im Falle sie sich für vervortheilt hielten, war ihnen befohlen worden, an den Indischen Rath zu appelliren. Allein, diese Befehle hielte er für rathsam, zu unterdrücken.

So bald Almagro sahe, wie niederträchtig er behandelt wurde, gab er Befehle zur Vertheidigung der Stadt Cuzco, und marschirete mit seinem Heere des Marquis seinem entgegen, welches unter dem Commando des Gonzalo Pizarro anrükte. Die beyde Heere geriethen nahe an einem Platze, Salinas genannt, welchen Namen er von einer daselbst entspringenden Quelle salzigten Wassers bekam, aneinander. Doch, nach einem Gefechte, welches zwo Stunden dauerte, wurde Almagro gänzlich geschlagen. Orgonez bezeugte eine grosse Tapferkeit: nahm aber, von seinen empfangenen Wunden entkräftet, von einem, Namens Fuentes, Quartier an, der ihn kaum in seine Gewalt gebracht hatte, als er ihn in kaltem Blut ermordete. Ferdinand Pizarro wurde in der Hize des Gefechtes vom Lerma vom Pferde gestossen, der ihm zugleich seinen Meineyd vorwarf: doch, sein Panzer rettete ihm das Leben. Lerma wurde nachher durch einige von des Pizarro Parthey gestürzet, und verrätherischer Weise gestochen, hatte aber das Unglück, wieder zu genesen, und auf eine noch grausamere Art geschlachtet zu werden. Zulezt wurde auch Almagro, welcher krank, und zu schwach war, als daß er zu Pferde hätte sitzen können, in einem Tragsessel ins Feld gebracht; als er nun sein Heer geschlagen sa-

he, zog er sich in die Citadelle von Cuzco, wohin ihn Alverado verfolgte, und ihn bald zur Uebergabe zwang.

Kaum befand sich Almagro in der Gewalt seiner Feinde, als Ferdinand beschloß, sich wegen seiner und seines Bruders langwühriger Gefangenschaft an ihm zu rächen, und ihm auf einmal und immer die Macht, denen Pizarro's in Zukunft die Spitze zu biethen, zu benehmen. Als demnach Almagro einige Monathe lang zu Cuzco war gefangen gehalten worden, wurden Rechtsgelehrte gebraucht, Artickel wider ihn aufzusetzen. Der vornehmste davon war, „daß „er sich der Stadt Cuzco bemächtigt, einen geheimen „Vertrag mit dem Inca geschlossen, sich einen Theil „der dem Marquis verliehenen Stadthalterschaft ange„maßt, und der Macht seines Oberherrn zwo Schlach„ten geliefert habe, wordurch viel Christenblut wäre ver„gossen, und der Fortgang der spanischen Waffen sehr „gehindert worden.“

Für diese Verbrechen wurde Almagro von seinen Feinden verhöret, überführet, und zum Tode verurtheilet, ohneradhtet er an den Kayser appellirete, und den Ferdinand Pizarro in sehr rührenden Ausdrücken anflehete, sein Leben zu retten. Er erinnerte ihn, „daß er ihn gerettet, und wegen der Freundschaft, die „er für ihn und den Marquis hegte, sich geweigert „habe, irgend einen von seinen Anverwandten hinrich„ten zu lassen; daß er wohl thun würde, wenn er sich „erinnern wolte, wie viel er darzu beygetragen habe,

„sei-

„seinen Bruder in den Stand zu setzen, diese Erobe-„rungen zu machen, und ihn zu denen Ehrenstellen, „die er jetzo besitze, zu erheben. Er bat, daß die Pi-„zarro's bedenken möchten, daß er, als ein alter „mit dem Podagra behafteter Mann, nicht viele Jahre „mehr leben könnte, und daß sie ihn daher, nach denen „unzählichen Trübsalen und Widerwärtigkeiten, die er „ausgestanden hätte, eines natürlichen Todes wolte „sterben lassen.“ Almagro bestund auch nachdrük-lich darauf, daß seine Appellation an den Kayser für gültig möchte angenommen werden, und bestrebete sich, wiewohl vergebens, die Unbeweglichkeit Ferdinands zu erweichen, indem er ihm die Gütigkeit zu Gemüthe führete, womit er ihn und seinen Bruder behandelt ha-be, als sie seine Gefangene gewesen, und ihr Leben in seiner Gewalt gestanden wäre. Die Pizarro's be-trachteten ihren alten Freund und Mitgefährten, als die einzige Hinderniß ihres Ehrgeitzes; sie glaubten, durch seinen Tod allein die Herrschaft über ganz Peru, ohne Nebenbuhler zu erhalten; sie waren daher taub gegen alle seine Bitten, und liessen ihn insgeheim im Gefängnis erdrosseln, sie befohlen insgeheim, ihm auf einem Blutgerüste auf dem grossen Markte zu Cuz-co den Kopf abzuschlagen. Sein Leichnam lag beyna-he den ganzen Tag fast nakt, auf dem Blutgerüste zur Schau, ohne daß sich jemand erkühnete, denselben zu begraben, aus Furcht, seine Feinde zu erbittern, wel-che so unmenschlich waren, und nicht einmal für seine Beerdigung sorgten. Doch, gegen den Abend, wickel-

ten einige wenige arme Peruvianer, die seine Bediente gewesen waren, ihn in ein grobes Tuch, und trugen ihn in eine von den Spaniern erbauete Kirche, wo er von der Geistlichkeit unter dem Hohen Altar beerdiget wurde.

Also starb Almagro im 75sten, oder, wie andere sagen, im 65sten Jahre seines Alters. Er war von niedriger Statur; aber stark und wohl untersezt. Seine Feinde gaben vor, er sey von geringer Herkunft: allein, dieses können sie unmöglich wissen, weil er, wie wir bereits angemerkt haben, auf der Strasse war gefunden, und von niemand erkannt worden, und deshalb auch seinen Namen von der Stadt, worinn er gefunden ward, bekommen hatte. Seine Erziehung war nicht glüklicher als seine Geburth. Denn, man weißt nicht, worinn sie bestanden, noch, wo er sie bekommen hat. So bald er ein Mann wurde, ward er ein Soldate. Er that sich durch seine Tapferkeit hervor, und besaß eine solche Gegenwart des Geistes, daß keine Gefahr ihn bestürzt machen konnte. Er war gütig, freygebig, langsam in Bestrafung seiner Soldaten: und dennoch behauptete er, durch den Nachdruck seines eigenen Beyspieles eine sehr scharfe Kriegszucht. Ohnerachtet er eine gute Tafel für seine Officiers hielte, war seine eigene Kost so geringe, als des gemeinsten Soldaten im Heer seine: und wenn man es ihm als eine Affectation vorstellete, antwortete er, „diß „sey Soldaten-Kost.“ Gegen seinen Herrn war er getreu; gegen die Spanier barmherzig: Aber zu gleicher Zeit hochmüthig und ehrgeizig, und im Anfange sehr

grau-

grausam gegen die Peruvianer: Nachdem er aber einige Zeit lang, mit einem Peruvianischen Frauenzimmer gelebt hatte, von welcher er seinen Sohn Diego bekam, wurde er endlich so gütig gegen dieselbe, daß sie ihn mehr, als irgend einen von den Spaniern, liebten.

Den natürlichen Sohn, welchen Almagro mit dem obgemeldten Peruvianischen Frauenzimmer erzeugte, hinterließ er bey seinem Tode der Sorgsalt des Diego Alverado. Dieser verlangte von Pizarro, so viel von dem Lande, als er immer zu der Stadthalterschaft des Almagro zugestanden hätte, zu räumen, damit er solches für den Jüngling in Besiz nehmen könnte: bekam aber die hochmüthige Antwort, seine Stadthalterschaft sey jezt ohnumgränzt: und wie Almagro nun nicht mehr sey, so kenne er niemand, der berechtigt wäre, sie mit ihme zu theilen.

Alverado wurde durch diese Antwort erbittert, und beschloß, am spanischen Hofe Hülfe zu suchen. Er verließ daher Peru kurz hernach, und kehrete mit Beweißgründen, nach Europa zurück, die zur Unterstüzung der Sache, deren er sich annahm, mehr als hinlänglich waren.

Die Spanier wurden über die Hinrichtung des Alverado, ob man sie gleich unter dem Scheine des Rechtes unternommen hatte, so erbittert, daß sein Anhang, statt unterdrükt zu werden, dardurch verstärket wurde. Ferdinand Pizarro argwohnete aus dem Betragen seiner Soldaten, daß man Vorschläge wider

sein Leben machen müßte, und hielte hierauf für rathsam, mit allem Golde, das er zusammen raffen konnte, um die spanische Ministers zu bestechen, dem Alverado nach Spanien zu folgen. Doch, Alverado hatte den Weg zu seinem Empfange bereitet. Er war kaum angelangt, als er in Verhaft genommen, und ins Gefängniß geworfen wurde. Alverado starb kurz nachher; man argwohnete, daß er auf Ferdinands Anstiften vergiftet worden, um die Verfolgung des Processes zu hemmen: dem ohnerachtet mußte dieser leztere 23. Jahre im Gefängniß bleiben.

Als die Peruvianer nunmehr die Zwietracht sahen, welche zwischen den spanischen Feldherren herrschte, so grifen sie aufs neue zu den Waffen; und ob sich gleich die Spanier in Peru in kurzem auf mehr als 2000. Mann beliefen; so fiel es ihnen doch schwerer, ihren Grund zu behaupten, als Anfangs, da sie keine 400. stark waren. Denn der Schrecken, worein die Peruvianer beym Anblicke des Schießgewehres und der Pferde, die sie nie zuvor gesehen, gerathen waren, war nun grossen Theiles verschwunden: einige von ihnen lerneten so gar von den Spaniern reiten, und ihre Waffen gebrauchen: und als sie einige Pferde gefangen bekommen, waren sie nicht furchtsam, dieselbe wider diese Tyrannen zu gebrauchen. Es scheint auch sehr wahrscheinlich, daß, wenn einige besondere Partheyen der Indianern nicht so verblendet, und den Vortheilen der Spanier so eifrig ergeben gewesen wären, daß sie die starke feste Pässe entdekt, und ihnen von Zeit zu Zeit sowohl

Lebensmittel als Nachrichten gebracht hätten, daß, sage ich, Pizarro zulezt würde genöthigt worden seyn, seine Eroberungen fahren zu lassen.

Sechstes Hauptstück.

Der Marquis Pizarro dehnet seine Eroberungen gegen Süden aus, und bezwingt die Provinz Charcas, worauf er seinen Bruder Gonzalo, den er zum Stadthalter von Quito gemacht hatte, auf neue Entdeckungen ausschikt; dieser gehet gegen Osten, in Hofnung noch reichere Länder als Peru zu finden, wird aber zulezt von Orellana verlassen, der den Amazonenstrohm hinab segelt, und von dannen nach den spanischen Pflanzstädten auf der andern Seite des festen Landes von America zurükkehret, welches den Gonzalo nöthigt, nach Quito zurükzugehen.

Die wichtigste Eroberung, welche nach des Almagro Tode gemacht wurde, war die Bezwingung der Provinz Charcas, worinn sich die unschäzbare Minen von Potosi befanden, deren Schäze eine solche Menge von Abentheurern dahin zog, daß die Peruvianer zulezt genöthiget wurden, sich zu unterwerfen, und Sclaven vor ihren herschsüchtigen Herren zu werden. Allein, in Chili waren die Spanier bey weitem nicht so glüklich. Dieses tapfere Volk machte ihnen jeden Zoll des Grundes streitig; sie konnten es auch nicht ganz bezwingen, in der Provinz Charcas, waren Gonzalo Pizarro und seine Macht von den Indianern dergestalt umringt und in Verlegenheit gebracht

wor-

worden, daß sein Bruder, der Marquis, genöthiget war, ihm in Person mit der Besatzung von Cuzco zu Hülfe zu kommen.

Wiewohl, als diese Eroberung vollendet war, legte der Marquis die Stadt la Plata an, welche ihren Namen von den Silberbergwerken bekam, und theilete nicht nur die Stadt und das Land daherum, sondern auch die Indianische Einwohner unter die Eroberer aus. Seinem Bruder Ferdinand Pizarro, der damals in Spanien gefangen saß, wieß er einen wichtigen Theil an, und seinem Bruder Gonzalo jenen Theil des Landes, worinn die Silberbergwerke von Potosi waren. Ferdinand bekam als ein Bürger von la Plata, gleichfals einen Theil an diesen Mienen: und nachdem er seinen Officiers einen besondern Platz des Landes angewiesen hatte, entdekten sie eine so reiche Ader, daß man sagt, sie haben das feineste Silber ohne den geringsten Zusatz daraus gegraben.

Der Marquis befand sich nunmehr im Besitz eines Landes, welches 7=800. (engl.) Meilen lang war, von der Equinoctial-Linie bis an den südlichen Theil der Provinz Charcas, worinn mehrere reiche Bergwerke waren, als in der ganzen übrigen Welt sonst: und dennoch war sein Geitz oder sein Ehrgeitz noch nicht gesättiget: sondern er gebrauchte in einem Greisenalter seinen Bruder Gonzalo, der damals Stadthalter von Quito war, noch zur Bezwingung anderer Völkere.

Gonzalo

Gonzalo drung demnach in die Provinz los Quitos ein: und nachdem er dieses Land, dessen Einwohner, wenn man sie mit Peruvianern vergleicht, völlige Wilde waren; so beschloß er, über die hohe Gebirge zu marschiren, welche jene Provinz gegen Norden begränzten, und versammlete zu diesem Ende eine beträchtliche Anzahl von Indianern und eine gute Menge Viehes. Als er aber die Hälfte des Weges hinangestiegen, war die Kälte so durchdringend, daß er einsahe, wie unmöglich es für ihn seyn würde, seinen Marsch auf diese Art fortzusetzen. Er ließ daher sein Vieh und den besten Theil seiner Geräthschaft zurücke, stieg geschwinde in das Thal Zumaque hinunter, welches er sehr fruchtbar fand, und erfrischte daselbst seine Kräften auf zween Monathe lang.

Hierauf bestrebete sich Gonzalo, seinen Marsch nordwärts fortzusetzen. Als er aber den Weg äusserst rauh und gebirgigt fand, wandte er sich gerade gegen Osten, in der Hofnung, einen bequemern Weg zu entdecken, und kam in ein reiches und bevölkertes Land, dessen Einwohner von Erstaunen und Schrecken eingenommen wurden, als sie die Spanier unter sich sahen. Und sie hatten auch in der That die grösseste Ursache hierzu. Denn diese vorgebliche Christen giengen äusserst grausam mit ihnen um, und von Gonzalo Pizarro selbst wird von einigen spanischen Schriftstellern gesagt, daß er seinen Hunden verschiedene von den Eingebohrnen lebendig vorgeworfen habe.

Diese

Diese unmenschliche Aufführung bewog sie, die Waffen wider diese Anmasser zu ergreifen; welches sie nöthigte, sich zu lagern, und alle in einem feindlichen Lande nöthige Vorsichten zu gebrauchen. Als sie aber ihre Gezelte am Ufer eines Strohmes aufgeschlagen hatten, schwoll derselbe in einer Nacht so sehr an, daß, wenn die Schildwachen sie nicht beyzeiten wegen ihrer Gefahr gewarnet hätten, sie insgesamt hätten ersauffen müssen. Doch, kaum ward Lerm gemacht, als sie gegen die Hütten der Indianer hinauf rannten, und sich in Sicherheit sezten.

Pizarro wurde über diese Begebenheit sehr verlegen: und weil er nicht wußte, was er sonst für einen andern Weg nehmen solte, so kehrete er nach Zumaque zurücke, und marschirete von dannen mit seiner gesamten Mannschaft nach einem grossen Dorfe, Namens Ampua, wo er den Caciquen und eine grosse Anzahl von den Einwohnern im Vertheidigungsstande fand. Doch, ein anderes und grösseres Hinderniß hemmte seinen Weg, und diß war ein so breiter und tiefer Strohm, daß er kein mögliches Mittel hatte, über denselben zu setzen. Das einzige, was ihm übrig blieb, war also, einen Vertrag mit dem Volke des Landes zu schliessen, und den Beystand ihrer Kähne zu verlangen. Diesen Vorschlag nahm der Cacique mit grosser Höflichkeit an; willigte in Friedensbezeugungen, und verschafte ihnen so viele Kähne, als sie verlangten, wofür ihm Gonzalo ein Geschenke von vielen kleinen spanischen Spielsachen machte. Doch,

als

als der Cacique Nachricht von der Mißhandlung seiner Nachbarn durch diese Fremdlinge erhielte, bestrebete er sich, sie glaubend zu machen, daß grosse Reichthümer bey einem Volke anzutreffen wären, welche einige Tagereisen weit, den Strohm hinunter wohneten. Pizarro stattete ihm durch seine Wegweiser, welche zugleich seine Dollmetscher waren, Dank ab. Wie er aber nachher keinen Anschein von diesen vergeblichen Reichthümern fand, so kehrete er, über seinen Feldzug sehr mißvergnügt, nach Zumaque zurücke; beschloß aber, nicht nach Quito zurückzukehren, bis er irgend eine Entdeckung gemacht hätte, die ihn eben so berühmt als seinen ältern Bruder den Marquis Pizarro, machen solte.

Diesen Entschluß eröfnete Gonzalo dem Franz Orellana, einem Edelmann von Truxillo, der im Thale von Zumaque zu ihm stieß: und nachdem er 100. Soldaten, und einige Indianer zu Wegweiser und Ueberbringung der Lebensmittel zu sich genommen hatte, marschirte er gerade gegen Osten. Doch, diese Wegweiser brachten ihn bald in ein Land, das voller Gebirge, Wälder und Ströhme war; welches ihn nöthigte, Wege zu machen, wo er keine fand, und sich mit Aexten einen Weg durch die Wälder zu eröfnen. Doch nach einem vieltägigen Marschiren drang er bis in die Provinz Coca durch, wo der Cacique ihm entgegen kam, und ihm alle Bequemlichkeiten anbot, die das Land verschaffen konnte.

Gonzalo war über diese Aufnahme höchst vergnügt, und ließ sich mittelst seiner Dollmetscherin eine Unterredung mit dem Caciquen ein, der ihm meldete, daß das Land, wordurch er gekommen wäre, so voller Gebirge, Wälder und Ströhme sey, daß er den einzigen Weg getroffen hätte, der ihn dahin hätte bringen können. Weil er aber auf den Strohm, den er vor sich sähe, an Bord gehen, oder demselben zu Lande folgen wolle, könne er überzeugt seyn, daß er die Ufer eines andern Strohmes erreichen würde, welcher viel grösser wäre, als dieser, wo er ein fruchtbares Land antreffen würde, dessen Einwohner mit Goldblechen bedekt wären.

Der Cacique hätte keinen reitzendern Beweggrund anführen können. Des Gonzalo Geiz wurde befeuert: er schikte augenbliklich zween von seinen Wegweisern mit Befehlen an die Officiers und Soldaten ab, die er zu Zumaque zurükgelassen hatte, sogleich aufzubrechen und zu ihm zu stossen. Diesen Befehlen gehorchten sie unverzüglich; sie überstiegen alle Schwiehrigkeiten des Weges, und langten in der grössesten Abmattung in der Stadt Coca an, wo Gonzalo sie einige Tage lang warten ließ, um auszuruhen, sie in Schlachtordnung vor dem Caciquen stellete, der über ihren Aufzug so sehr erschrack, daß er einen grossen Vorrath von Lebensmitteln sammlete, und dem Gonzalo Pizarro gab, um seine Abreise zu beschleunigen. Dieser war eben so begierig, abzureisen. Er ließ den folgenden Morgen seine Mannschaft den Strohm hinab mar-

marschiren, schenkte dem Caciquen ein Schwerdt, stellete sich selbst an die Spitze seiner Reiterey, und folgte dem Strohme an den Gestaden nach, welche sehr anmuthig waren.

Allein, die Bequemlichkeit des Weges währete nicht lange. Sie wurde bald durch kleine Flüsse und unebene Gründe unterbrochen, und sie mußten 43. Tage marschiren, ohne weder Lebensmittel, Furthen, oder Kähne zu finden, worinn sie über den Strohm hätten gelangen können. Durch diesen langen Marsch wurden sie sehr abgemattet: doch, plözlich sahen sie sich durch einen Anblick aufgehalten, welcher ein grosses Erstaunen erwekte. Der Strohm wurde enge, und zwischen zween Felsen eingepreßt, welche nicht mehr als zwanzig Schuhe weit von einander lagen, und das Wasser ströhmete sehr schnell durch diese Strasse, und stürzte sich in ein Thal, welches 200. Klastern tiefer lag.

Hier verfertigte Pizarro für den Uebergang seiner Mannschaft, jene weltberühmte Brücke, die von den spanischen Geschichtschreibern so sehr gerühmet wird. Als er aber fand, daß der Weg auf der andern Seite ganz und gar nicht besser war, und ihre Lebensmittel von Tag zu Tage abnahmen, so beschloß Pizarro eine Brigantine erbauen zu lassen, und seine sämtliche Kranken, Lebensmittel, Geräthschaften und Gold, zu Wasser fortzubringen. Und als dieses mit nicht geringer Schwiehrigkeit geschehen war, schikte Pizarro an Bord dieses Schiffes, alles, was seinen Marsch

aufgehalten hatte, nebst 50. Soldaten unter dem Commando des Franz Orellana, welcher gemessene Befehle bekam, ihnen zur Seite zu schiffen, und jede Nacht ins Lager zu kommen. Diesen Befehl beobachtete er sehr genau, bis Gonzalo, als er alle seine Leuthe vom Hunger gequälet sahe, ihm befahl, Lebensmittel und Hütten aufzusuchen, wo die Spanier sich wieder erfrischen könnten.

Kaum hatte Orellana seine Befehle erhalten, als er in die Mitte des Strohmes stieß, wo ihn der reissende Strohm so geschwind fortführete, als er wünschen konnte, denn in drey Tagen legete er über 100. Meilen ohne Segeln und ohne Ruder, zurück. Endlich führete ihn der Fluß Coca in einen viel grösseren Strohm, dessen Fluß nicht so reißend war. Hier hielte er einen ganzen Tag an, seine Beobachtungen anzustellen; und wie er sahe, daß, je weiter er hinab schiffte, desto breiter der Strohm wurde; so zweifelte er nicht im geringsten, daß dieses nicht der grosse Strohm seyn müßte, den man so oft gesucht hätte. Sein gutes Glücke entzükte ihn dergestalt, daß er, ohne sich im geringsten um seine Pflicht, Treue und Dankbarkeit, welche er dem Gonzalo Pizarro schuldig war, zu bekümmern, auf nichts mehr, als auf die Ausführung eines Entwurfes bedacht war, den er damals machte. In dieser Absicht beredete er seine Mitgefährten, daß dieses Land nicht dasjenige wäre, welches ihnen ihr Feldherr beschrieben hätte; daß es nicht die Reichthümer besässe, die man, nach des Caciquen

Vor-

Vorgeben, bey der Vereinigung der beyden Ströhme finden sollte, und daß sie folglich weiter gehen müßten, um jenes anmuthige und fruchtbare Land aufzusuchen, wo sie sich mit Lebensmitteln versehen könnten: ausserdem sähen sie, daß es schlechterdings unmöglich wäre, den Strohm wieder hinaufzugehen: denn, ob sie gleich jezt nur drey Tage lang geschift, so glaube er doch, daß sie ihre Rückweeg nicht in Zeit eines Jahres vollenden würden. Es sey viel vernünftiger für sie, zu warten, bis Gonzalo sie erreichte, und es sey nöthig, daß sie noch weiter giengen, um Lebensmittel aufzusuchen.

Auf diese Art verhehlete er seinen Vorsatz, spannete seine Segeln auf, und war auf nichts mehr bedacht, als dem Lauf des Strohmes zu folgen, bis er ihn ganz bis an seine Mündung in die See würde entdekt haben. Seine Mitgefährten erstauneten indessen über die Art, womit er den Vorschlag, den er ihnen gethan hatte, vollzog, und hielten sich für verpflichtet, ihm zu sagen, daß er die Befehle seines Feldherrn überschritte; daß sie, in Erwegung des äussersten Mangels, worinn sich derselbe befände, ihm die wenige Lebensmittel, die er finden könnte, überbringen müßten, und daß er hinreichende Beweiße gegeben, daß er irgend ein schlimmes Vorhaben gefaßt, weil er unterlassen hätte, zween Kähne bey der Vereinigung der beyden Ströhme zurück zu lassen, wie der Feldherr ihm befohlen hätte, damit sein Heer darinn übersetzen könnte.

Diese Vorstellungen wurden ihm vornehmlich von einem Dominicaner-Mönchen, Namens Caspar de

Carvajal, und einem jungen Edelmann von Badajoz, Namens Ferdinand Sancho de Vargas gemacht, welche bey denen am Bord in solchem Ansehen stunden, daß ihre Vorstellung eine Zwistigkeit in diesem kleinen Schiff erregte, und sie von Worten beynahe zu Schlägen gekommen wären. Doch, Orellana dämpfte diese Unordnung zulezt durch seine schöne Versprechungen und Betheurungen. Vermittelst eines Freundes, den er am Bord hatte, zog er nachmals den grösten Theil der Soldaten, die ihm entgegen waren, auf seine Seite: und als er die beyde Häupter der andern Parthey fast gänzlich verlassen sahe, ließ er den de Vargas ans Land setzen, und ohne Lebensmittel noch Waffen, in einer fürchterlichen Wildniß, die auf der einen Seite von hohen Gebirgen, und auf der andern vom Strohm eingeschlossen war, ganz allein zurücke. Er war zu vorsichtig, als daß er den Mönchen eben so hätte behandeln sollen. Allein, er gab ihm zu verstehen, es gebühre ihm nicht, hinfort die Absichten seines Befehlshabers durchzudringen und zu hofmeistern, wenn er nicht scharf dafür bestraft werden wollte.

Hierauf sezte er seine Reise fort: und wie er den folgenden Tag wissen wollte, ob er sich sicher auf alle seine Mitgefährten verlassen könnte; sagte er zu ihnen, er strebe nach einer viel höhern Würde, als er im Dienste des Pizarro erlangen könne. Er sey sich selbst und seinem König alles schuldig; sein Glücke habe ihn gleichsam an der Hand zur grössesten und wichtigsten

Ent-

Entdeckung geführet, die man jemals in Indien gemacht habe; nehmlich zur Entdeckung des grossen Strohmes, den sie beschiften, welcher aus Peru käme, von Westen gegen Osten flösse, und das schönste Gewässer in der neuen Welt wäre, auf welchem sie aus der Südsee in das Atlantische Weltmeer gelangen könnten: und, ohne sie der Früchten ihrer Arbeit und ihres Fleisses zu berauben, und ein Verräther an ihnen allen zu werden, könne er keine andere an einem Glücke Theil nehmen lassen, welches der Himmel ihnen allein aufgehoben hätte.

Durch diese Mittel brachte Orellana seinen Leuten einen Theil desjenigen Ehrgeitzes bey, der seine eigene Brust entzündete. Jedoch, seine Nothdurft nöthigte ihn bisweilen mit seinem Volke zu landen, um Lebensmittel einzunehmen. Weil er aber solche nicht mit der Vorsichtigkeit nahm, die er in einem fremden Lande hätte gebrauchen sollen, so ergriffen die tapfere Einwohner einmüthig die Waffen, und fielen die Spanier mit grosser Entschlossenheit an. Diese vertheidigten sich sehr tapfer, und tödteten viele von ihren Feinden mit ihren Armbrüsten. Als sie nun ihre Leiber besahen, fanden sie, daß viele von denselben Weiber waren; indem es in diesem Lande nichts ungewöhnliches war, daß die Weiber neben ihren Männern fochten. Weil aber Orellana eine romanenhafte Einbildungskraft hatte, so erdichtete er aus dieser geringen Veranlassung eine förmliche Geschichte von einer grossen Nation von Amazonen, die an diesem Strohme

wohneten: und vereitelte durch diese Fabel seine grosse Absicht, ihm seinen eigenen Namen zu geben. Denn von dieser Erzählung bekam er den Namen, den er noch führet, und allezeit führen wird, der Amazonenstrohm.

Doch, im übrigen Theile seiner Reise war **Orellana** vorsichtiger und gelinder gegen die Völker, so er antraf. Unter denselben befanden sich viele leutselige, und sogar gesittete Völker, sowohl als andere, welche wild und kriegerisch waren. Kurz, er segelte den Strohm bis an die See hinab, und nachdem er ein Vorgebirge, das heut zu Tage das Nord Cabo heißt, 200. Meilen weit von der Insul Trinidada, umsegelt, nahm er seinen Lauf geraden Weges nach der leztern; kaufte daselbst ein Schiff, und kehrete nach Spanien zurücke, wo er dem Kayser Carl dem fünften, eine solche Beschreibung von den Ländern machte, die er gesehen hatte, daß er eine so weitläufige Commißion, als er verlangen konnte, erhielt. Hierauf segelte er im Jahre 1549. mit drey Schiffen nach dem Amazonenstrohm. Allein, diese zweyte Reise war gerade das Widerspiel von der ersten; und von ihrem ersten Anfange an, unglüklich. Denn eine ansteckende Krankheit, die sich unter seiner Mannschaft verbreitete, nöthigte ihn, zwey von seinen Schiffen zu verlassen; und nachmals wurde seine Gesellschaft dergestalt herunter gesezt, daß sie nur in einer kleinen Barque segelten, womit er sich vornahm, seine Entdeckung fortzusetzen. Wie er aber an der Küste derer Caraccas strandete, so büßte er daselbst auch

sei-

seine übrige Mannschaft ein, und starb kurz darauf für Verdruß und Verzweiffelung in der Insul S. Margareth.

Allein, wir kehren zu Gonzalo zurücke. Mittlerweile da Orellana sich mit dieser Entdeckung aufhielte, gerieth er in die äusserste Noth. Er marschirete verschiedene Tage längst den Ufern des Strohmes, bis er endlich sahe, daß man Orellana's Rückkunst nicht mehr hoffen durfte; er schloß, daß er und seine Leute umgekommen wären; gab daher alle Hofnung, fernere Entdeckungen in diesem Lande zu machen, auf, und kehrete nach seiner Statthalterschaft Quito zurücke.

Siebentes Hauptstück.

Die Grausamkeit des Marquis Pizarro gegen die Anhänger des Almagro verursacht, daß er ermordet wird.

Als der Marquis Pizarro seinen Bruder Gonzalo auf den obgemeldten Zug ausgeschikt hatte, beschäftigte er sich selbst bloß, seine Gewalt zu sichern und durch ein Verfahren zu bestätigen, welches zu gleicher Zeit das grausamste und thörichteste war. Er hatte zuvor alle die Officiers abgedankt, von denen er vermuthete, daß sie einige Neigung für den Almagro hegeten: weil er nun sich seiner eigenen Ungerechtigkeit bewußt war, und fürchtete, sie möchten ihn verklagen; so hinderte er ihre Rükreise nach Spanien.

Hierdurch wurden viele von denselben genöthiget, von den Allmagren ihrer Landesleuthe zu leben: allein auch dieses erbärmlichen Unterhalts beschloß er, sie zu berauben, und machte zu diesem Ende einen Befehl bekannt, worinn jedermann verbotten wurde, ihnen Hülfe zu leisten. Dieses Verfahren brachte sie auf einmal zur Verzweiffelung; und wie sie kein Ende an ihrem Jammer sehen konnten, als wenn sie sich selbst, oder den Marquis entleibeten; so entschlossen sie sich zum Lezteren.

Die Tapferste von den Freunden des **Allmagro** schliechen sich zu zweyen oder dreyen miteinander, in die Stadt **Lima**, wo es ihnen nicht an Freunden fehlete, die sie in ihren Häußern verstekten; bis ihre Anzahl auf 200. anwuchs. Sie waren insgesamt alte versuchte Krieger, und hatten verschiedene erfahrene Officiers unter sich. Sie beschlossen unverzüglich, die nächste Gelegenheit zur Ausführung ihres Vorhabens zu ergreifen; hielten aber bald nachher für rathsam, es aufzuschieben, in der Hofnung, daß ein neuer Commissair, von dessen Gefolge bereits einige eingetroffen waren, aus Spanien kommen würde, und die Aufführung des Marquis zu untersuchen, und daß er ihnen Recht verschaffen würde, ohne daß sie genöthigt wären, einen Aufstand zu erregen. Allein, am Sonntage den 26sten Junius 1541. erfuhr **De Lada**, einer von den vornehmsten Zusammen-Verschwohrenen, daß sie entdekt waren, und daß der Marquis Maasregeln nahm, sie insgesamt in weniger als drey Stunden schmäh-

Ermordung des Pizarro.

schmählich hinrichten zu lassen. Er theilete dieselbe augenbliklich denen von den Zusammen-Verschwohrenen, die er zuerst antreffen konnte, mit. Sie sahen, daß hier keine Zeit zu verliehren war, und fanden sich einzeln neunzehen an der Zahl, beym Hauße des jungen Almagro ein, welches auf der einen Seite des grossen Platzes stund, von wannen sie des Nachmittags mit blossen Schwerdtern über den Marktplatz in den Pallast des Marquis drungen, unter dem Ausruf: „Lang lebe der König! aber der Tyrann sterbe!“ Ob nun gleich über 1000. Personen auf dem Platze waren, fanden sie doch nicht den geringsten Widerstand; Pizarro bekam auch nicht die geringste Nachricht von ihrem Aufstande. Sie fanden daher die Thore des Pallastes offen, und drungen leichtlich hinein.

Pizarro saß eben mit zwo oder drey Personen um ihn, als die erste Nachricht vom Aufruhr ihm durch einen von seinen Edelknaben gebracht wurde. Er befahl augenbliklich dem Franz de Chaves, seinem General-Lieutenant, die grosse Thüre zu besetzen: welches er aber verabsäumete, weil er es nur für irgend einen nichts-bedeutenden Lermen hielte, den er durch seine Gegenwart leichtlich würde unterdrücken können. Als er nun die Treppen hinuntergieng, und denen Verschwohrenen auf der grossen Treppe begegnete, fragte er nach der Ursache ihrer Frechheit, bekam aber von den Verschwohrenen, statt der Antwort, zween oder drey Dolchstiche in die Brust, und fiel todt zu ihren

Füssen nieder. Als der Marquis sie in der Gallerie hörete, und keine Zeit hatte, seinen Harnisch anzulegen, ergrif er seinen Schild und sein Schwerdt, und vertheidigte die Thür seines Zimmers einige Zeit lang mit grosser Tapferkeit, worbey er bloß durch seinen Halbbruder Don Franz de Alcantara, und zween von seinen Edelknaben unterstüzt wurde, weil seine übrige Gesellschaft und Bedienten beym Anfang des Aufruhrs die Flucht ergriffen hatten. Endlich tödtete einer von denen Verschwohrenen den Don Franz; die übrige drungen hierauf mit frischem Eyfer ein, der Marquis zog sich vor ihnen zurücke, sank aber zulezt ohnmächtig, über den vielen Verlust des Blutes, nieder, und wurde bald vollends aus dem Wege geräumt. Seine zween Edelknaben, welche tapfer zu seiner Vertheidigung fochten, verwundeten verschiedene von den Zusammen-Verschwohrenen, und starben ihm zur Seite.

Also starb Don Franz Pizarro, im 65sten Jahr seines Alters, in der Stadt Lima, der Hauptstadt von Peru, welche er zehen oder eilf Jahre zuvor erbauet hatte. Sein Leichnam wurde auf Erlaubniß des jungen Almagro, heimlich von seinen Bedienten beerdiget, und niemand von einigem Ansehen erkühnete sich, in diesen Umständen, seinem Leichenbegängniß beyzuwohnen, aus Furcht, sich den Haß der stärkern Parthey zuzuziehen.

Die schlechte Erziehung des Pizarro war überall bekannt, weil er seinen eigenen Namen nicht einmal schreiben konnte, welcher allezeit durch seinen Sekretär

zwi-

zwischen zween Strichen, die er mit einer Feder machte, hinein geschrieben wurde. Er war nie vermählet; hatte aber verschiedene Beyschläferinnen, wovon einige Töchtern oder Schwestern derer Incas waren: doch, finden wir nicht, daß er Kinder hinterlassen habe. Die Natur hatte ihn mit einigen guten Eigenschaften begabt, wovon die merkwürdigste, seine Tapferkeit war. Allein, sein Ehrgeiz hatte keine Schranken. Er machte sich nicht das geringste Bedenken, seine Ehre seinem Vortheil aufzuopfern: und seine Grausamkeit machte ihn zum Scheusale der menschlichen Natur. Sein Schiksal kam gewisser massen, mit dem Schiksale des Almagro, seines unglüklichen Gesellschafters, überein. Wie er, starb er eines gewaltsamen Todes; wie er, er als ein Schlachtopfer des Ehrgeitzes, und wie er, sank er, nach einem berühmten Leben, unbekannt ins Grab.

Die Zusammen = Verschwohrene waren kaum mit diesem blutigen Auftritte fertig geworden, als sie auf den Marktplaz zurückkehreten, erkläreten, daß der Tyranne todt sey, und den jungen Almagro zum Stadthalter von Peru ausruften. Denn die sämtliche Freunde des Almagro hatten sich indessen, da die andere den Marquis in seinem Pallaste überfielen, versammlet, sich seiner Leibwache bemächtigt, und hierdurch verhindert, daß er keine Hülfe bekam. Sie bemächtigten sich auch aller Pferde und Waffen in der Stadt, und befahlen den sämtlichen Einwohnern, welche sich nicht zu ihnen gesellen wollten, ohne Erlaubniß sich

nicht

nicht ausser ihren Häußern erblicken zu lassen. Sie plünderten die Häußer des Marquis und seiner vornehmsten Freunde, worinn sie unermeßliche Schätze fanden; rühreten aber nichts von den Hausgeräthen im Pallaste des Marquis an. Denn diese liessen sie zum Gebrauche des jungen Almagro, den sie nicht sobald zum Statthalter ausgeruffen hatten, als sie ihn dahin führeten.

Achtes Hauptstück.

Der junge Almagro findet Widerstand. Vaca de Castro, ein Mann von einem vortreflichen Charakter langt aus Spanien an, mit Vollmacht, die Streitigkeiten in Peru beyzulegen: und verschiedene Officiers tretten auf seine Seite. Er liefert dem Almagro eine Schlacht und sieget. Almagro wird nachher gefangen, des Hochverraths überwiesen, und mit vielen von seinen Anhängern hingerichtet.

Lima war in einem Augenblicke genöthigt, die Authorität des Almagro zu erkennen; und der Tod des Marquis Pizarro wurde kaum offentlich bekannt, als Cuzco und die meiste wichtige Städte sich für ihn erklähreten. Allein, Alonzo de Alverado, der in der südlichen Provinz Chiachapuca war, und Holguin, weigerten sich schlechterdings, die Authorität des Almagro zu erkennen. Der erstere versammelte daher sogleich ein Korps Kriegsvölker zwischen Lima und Quito; und zu eben derselben Zeit

brach-

brachten Pedro Holguin und verschiedene andere Feldherrn und Officiers ein anderes Korps auf die Beine, und eileten nach Cuzco, wo sie die königliche Standarte pflanzten, und Eu iers an die Provinzen Arequipa, los Charcas und andere Plätze schikten, und einen Geist der Widersetzung gegen die neue Regierung aufzumuntern. Hierauf verliessen einige, welche Freunde von Almagro waren, diese Plätze insgeheim, um zu ihren Freunden zu Lima zu stossen, wurden aber verfolgt, und wieder zurükgebracht.

Indessen erfuhr Holguin, daß Almagro an der Spitze von 600. Mann marschirete, entweder Cuzco zu belagern, oder ihm eine Schlacht zu liefern. Er sahe ein, daß er zu schwach war, sich mit ihm zu messen; er beschloß daher, wo möglich, sich mit dem Alverado zu vereinigen; welches ihm auch auf folgende Art gelung. Er schikte eine Parthey Reiterey aus, um einige von den Leuthen des Almagro zu überraschen: wovon er zween hängen ließ, und die übrige zurükschikte, mit Befehl, ihrem Anführer zu sagen, daß er ihm binnen zween oder drey Tagen einen solchen Besuch abstatten wolle, der ihn ihre Zusammenkunft würde bereuend machen. Almagro hielte hierauf an, ihn zu empfangen; er hingegen bediente sich dieser Gelegenheit, seinen Weg anders wohin zu nehmen, wordurch er sich plözlich mit dem Alverado vereinigte: und kurz nachher zu Vaca de Castro, einem neuen Commissair, stieß, welcher in diesem Augenblicke aus Spanien ankam, und nicht nur ernannt war, die zwischen de-

denen Feldherrn obschwebende Zwistigkeiten zu untersuchen, sondern auch im Falle der Marquis **Pizarro** stürbe, Vollmacht hatte, das Amt eines Stadthalters von **Peru** zu übernehmen. Er war durch widrige Winde in den Meerbusen von **Gorgona** getrieben worden, und beschloß, zu Lande nach **Lima** zu reisen, als er solchergestalt unterwegens verstärkt, und durch dieses Mittel 700 Mann stark wurde.

Vaca de Castro war ein Mann von vielem Verstande, grosser Einsicht, und unverlezlicher Ehrlichkeit. Er hatte die Rechte studiret: allein, sein standhaftes Anhangen der Gerechtigkeit und seine Verwerfung derjenigen Dinge, die den geringsten Anschein der Unrechtmäßigkeit hatten, hinderten ihn jene Belohnung zu erhalten, die seine Tugend verdienete, dieses war die Ursache, daß er wenig bekannt war. Der Kayser, welcher einige überzeugende Proben von seiner Tugend bekommen hatte, beförderte ihn zu diesem Posten, ohne einen von seinen Ministers deshalb zu Rathe zu ziehen, und sagte: er wolle einmal versuchen, wie die Rechtschaffenheit in einem Indianischen Boden anschlagen würde, da sie in den spanischen Gerichten so wenig gedeyhen könnte: und es wird durchgehends zugestanden, daß die spanische Reise in America, weder vor noch nach ihm, einen so würdigen Stadthalter gehabt haben. Diesen Feldzug unternahm er mit wenigem Gelde, und nur wenigen Begleitern: als er aber solchergestalt unterstüzt wurde, machte er erstaunliche Progressen.

De

De Castro empfieng den Alverado und Holguin sehr verbindlich: und um allen Streitigkeiten, die aus einer Theilung der vornehmsten Gewalt zwischen dem Pizarro und Almagro entstehen möchten, vorzubeugen, nahm er den Titul eines General-Capitains an, und beschloß, ob er gleich nicht zum Krieg war erzogen worden, allenthalben in Person zu agiren. Es war in der That unmöglich, sich billiger aufzuführen. Er entschiede jede Sache, die unter sein Urtheil kam, mit der genauesten Unpartheylichkeit, ohne sich im geringsten darum zu bekümmern, ob die Parthey ein Spanier oder ein Indianer war. Kurz, er drohete niemand, schmeichelte niemand, handelte wie ein Stadthalter, und lebte wie ein Privatmann. Das Volk erstaunete Anfangs über seine Aufführung: allein, in wenigen Wochen, gehorchte man ihm mit grösserer Bereitwilligkeit, als jemals ein Tyranne gefordert hat; bloß, weil das Volk sahe, daß seine Wohlfahrt seine ganze und einzige Absicht war. Belancazar verließ seine Stadthalterschaft von Popayan, um ihn zu bewillkommen: die meiste Plätze, welche nicht von Almagro in Furcht gehalten wurden, unterwarfen sich seiner Authorität freywillig; Gonzalo Pizarro schickte nach seiner Rückkunft von seinem Feldzug gegen Osten, worinn er sehr grosse Widerwärtigkeiten ausgestanden, und beynahe zwey Drittheile von seiner Mannschaft eingebüßt hatte, Abgeordnete an ihn nach Quito, ihm seine Unterwerfung zu melden, und erbot sich, ihm mit aller Mannschaft, die er auftreiben könnte,

zu Hülfe zu marschiren. De Castro versezte hierauf, er nehme seine Unterwerfung an; allein, die Abmattung so er in seinem lezten Zuge ausgestanden, erforderten einige Ruhe: er wolle ihn daher nicht zu sich fordern, und gebe ihm die Freyheit, sich an die Regierung zu Quito zu wenden.

Mittlerweile bote der junge Almagro dem General-Capitain die Spitze so gut er konnte. Er besaß grosse Fähigkeiten, die durch eine gute Erziehung waren vermehret worden, und ein offenherziges, tapferes und großmüthiges Gemüthe: allein, er war feurig, und etwas grausam: seine Jugend verminderte sein Ansehen, und verleitete ihn zu vielen Fehltritten. Der Tod des de Loda, welcher sein Feldherr, und ein getreuer und erfahrener Mann gewesen, war ein grosses Unglücke für ihn: und sein Fehler, daß er die Feldherrenstelle zwischen dem Garcias de Alverado, und dem Christoph de Sotalo theilete, legte den Grund zu seinem Untergang. Denn, da der leztere einen Soldaten eines Diebstals wegen zum Strang verdammete, widersezte sich ihm der erstere mit solchem Eifer, daß ein heftiger Streit darüber entstund, und de Sotalo auf dem Platze umkam. Dieser Meuchelmord entrüstete den Almagro ungemein: und weil Alverado befürchtete, er möchte eine Gelegenheit suchen, sich zu rächen; so beschloß er, ihm zuvorzukommen, und ihn bey dem Traktament, worzu er ihn einladen wolte, zu ermorden. Allein, Almagro erfuhr diese grausame Absicht, und blieb unter dem Vor-

wand

wand einer Krankheit, zu Hause. Weil aber Garcias eine so schöne Gelegenheit nicht verliehren wollte, begab er sich nach seinem Pallaste, ihn zu bereden, bey dem Festin zu erscheinen. Almagro schien endlich durch seine Zuredungen bewogen zu seyn, und verlangte seinen Rock. Dieses war ein abgeredtes Zeichen, worauf sechs Mann, welche im Hinterhalte lagen, augenblicklich hineindrungen, sich des Garcias bemächtigten, und ihn in verschiedenen Orten verwundeten. Almagro selbst zog seinen Degen, und stieß ihm denselben durch den Leib. Als dieses geschehen war, machte er den Balsa zu seinem Feldherrn, und marschirete wider den neuen Stadthalter.

De Castro hatte sich ohngefehr 50. Meilen Cuzco gegen Südwest gelagert. Aus Verlangen, die Vergiessung des Menschenblutes zu vermeiden, bestrebete er sich, den Almagro zur Niederlegung seiner Waffen zu bewegen: und dieser leztere bestund darauf, daß er die Stadthalterschaft seines Vaters geniessen dürfte, bis der Kayser dieselbe würde vergeben haben. Sie schickten verschiedene Bottschaften aneinander; allein, zulezt fand Almagro, daß de Castro sich bestrebte, seine Mannschaft zu verführen: und ein als ein Indianer verkleideter Spanier wurde in seinem Lager mit Briefen an Pedro de Candia, des Almagro Ingenieur, entdeckt, welche sehr vortheilhafte Vorschläge enthielten, und denselben zu bewegen, im Fall die beyde Heere einander eine Schlacht liferten, das Geschütze unnütze zu machen. Der junge Feld-

herr ergrimmete so sehr hierüber, daß er den Kundschafter augenblicklich hängen ließ: und ob er gleich zuvor geneigt schiene, einen Vergleich einzugehen; so weigerte er sich doch nunmehr, einigen ferneren Vorschlägen Gehör zu geben, wenn de Castro sich nicht bequemete, den Alverado, den Holguin, und viele alte versuchte Krieger, welche die Stärke seines Heeres ausmachten, zu verbannen. Beyde Theile gaben hierauf alle Hoffnung eines Vergleiches, auf, und marschireten einander entgegen, um sich im Thale Chupas zu schlagen.

Das Heer des de Castro bestund aus 700. Spaniern und vielen Indianern. Des Almagro seines belief sich nicht höher als auf 500. Spanier: allein, er hatte den Vortheil einer Anhöhe, von welcher sein Geschütze die ganze Fläche bestrich. Carvajal, der Serjeant-Major des de Castro bestrebete sich, die Wirkungen dieser Stellung zu vermeiden, und sich dem Feind unter Bedeckung eines kleinen Hügels zu nähern: allein, so bald sie diesen Schutz verlohren, waren sie dem Feuer des Geschützes ausgesezt, welches jedoch gar keine Wirkung that, weil es zu hoch gerichtet war. Almagro bemerkte dieses sogleich: flohe im Grimm zu seinem Ingenieur, hieß ihn einen Verräther, und durchstieß ihn mit einem Speere. Hierauf sprang er augenblicklich vom Pferde; warf sich selbst auf eine von den Canonen, brachte sie durch das Gewicht seines Leibes dahin, daß sie auf den Feind ziehlete:

lete: und als sie auf seinen Befehl abgefeuert wurde, siebenzehen Spanier darnieder rieß.

Almagro schiene nunmehr den Sieg beynahe in den Händen zu haben. Allein, die Hitze der Jugend verleitete ihn zu einem unbesonnenen Streich, der seinen Untergang nach sich zog. Wie de Castro herzhaft anrückte, so lagen einige von des Almagro Leuten ihm an, sie demselben entgegen zu führen. Er willigte augenblicklich hierein: und gerieth hierdurch unbedachtsamer Weise zwischen den Feind und sein eigenes Geschütze, welches er hierdurch gänzlich unbrauchbar machte. So bald Suarez, sein Major-Serjeant, dieses sahe, sagte er zu ihm, hätte er seinen Posten behalten, so würde de Castro unvermeidlich seyn zu Grunde gerichtet worden: weil er aber den Vortheil, so ihm das Glücke gegeben, weggeworfen habe; so wolle er keinen Theil an einer Niederlage haben, die aus seiner schlechten Aufführung entstünde: und ritt hierauf sogleich mit verschiedenen Nachfolgern nach dem Heere des de Castro: der kurz nachher einen vollständigen Sieg erhielte. In dieser Schlacht, welche den 16ten September 1542. vorfiel, kamen 500. Spanier um, und die vornehmste Personen im Heere des Almagro wurden gefangen. Almagro, der sich sehr entschlossen und herzhaft bezeugt hatte, entwischte bloß mit sechs Reitern: in der Absicht, in die Gebirge zu flüchten, bis er eine günstige Gelegenheit ersähe, seine Stadthalterschaft wieder zu bekommen: wie er aber unterwegens nach Cuzco kam, mit dem Vorsaz, seine Schä-

ze, und dasjenige von seinen Geräthschaften, was ihm im Elende am nüzlichsten seyn würde, von dannen wegzuschaffen; so nahm eben derselbige Mann, dem er die Regierung der Stadt anvertrauet hatte, so bald er erfuhr, daß er die Schlacht verlohren hatte, ihn gefangen, und überlieferte ihn dem de Castro, um sich hierdurch mit ihm auszusöhnen. Der junge Almagro, welcher nicht über 20. Jahre alt war, wurde hierauf verhöret, wegen des Hochverraths verdammet, fast auf eben die Art, wie sein Vater, hingerichtet, und nachher insgeheim in eben demselben Grabe beerdiget.

De Castro war bey dieser Gelegenheit so unerbittlich, daß er die Enthauptung des Almagro noch für keine hinreichende Genugthuung für seine Empöhrung und die Folgen derselben hielte: sondern denen meisten von seinen vornehmsten Räthen, und insbesondere denjenigen, welche einen Theil an der Ermordung des Marquis Pizarro gehabt hatten, den Proceß machen, und sie hinrichten ließ. Durch dieses Mittel wurde nicht nur die Empöhrung gedämpft, sondern sogar ihr Saamen ausgerottet.

Neun=

Neuntes Hauptstück.

Weise Verfügungen des de Castro: nachdem er die Empöhrung unterdrückt hat. Blasco Nunez bekommt sein Amt und den Titul eines Unterkönigs. Er nimmt den de Castro in Verhaft: allein, Gonzalo Pizarro widersezt sich ihm, und nimmt ihn gefangen, er entwischt zwar, wird aber endlich in einer Schlacht getödtet, und Gonzalo als Stadthalter von Peru erkannt.

So bald der Friede durch diese scharfe Austheilung der Gerechtigkeit wieder hergestellet war, dankte de Castro den grössesten Theil seiner Mannschaft ab, legte alle seine Strenge bey Seite; und befließ sich auf die Künste des Friedens. Er legte Gerichtshöfe an, worinn die Processe mit grosser Unpartheylichkeit entschieden wurden; er stiftete in allen Hauptstädten und grossen Plätzen, Collegien und Schulen; bestellete viele Gelehrte, um die Peruvianische Sprache zu lernen, und dem Volk die Lehren des Christenthums zu predigen; ließ die alte Pflanzstädte besser einrichten, und neue anlegen; sorgte für die Verbesserung der alten Bergwerke, und daß die täglich neu entdeckte zum Vortheile seines Herrn und der rechtmäßigen Besitzer bearbeitet wurden: und wäre die Regierung in seinen Händen geblieben; so würde Peru in kurzer Zeit eines der am besten eingerichteten Königreiche in der Welt, und der Krone Spanien nüzlicher, als alle ihre übrige Reiche geworden seyn. Allein, die Ränke

der Ministers, welche von einem Mann, dessen Aufführung keinen Schutz bedurfte, und der zu erhaben gedacht, als daß er ihnen hätte schmeichlen oder Geschenke machen sollen, keinen Nutzen ziehen konnten, verleiteten zulezt den König, eine Art von Königlicher Audienz in Peru anzulegen, und denen Commissairs, woraus sie bestund, sehr grosse Macht zu geben. Diese bemüheten sich nach ihrer Ankunft, sogleich, dem Stadthalter in allen Stücken beschwerlich und hinderlich zu fallen. Dieses veranlaßte neue Unruhen sowohl unter den Spaniern als Indianern, und neue Beschwerden am spanischen Hofe, welches denen Ministers vielleicht gar nicht mißfiel: weil man sich allezeit, bey jeder Klage durch wichtige Geschenke um die Unterstützung ihres Credits bemühete. Diese Klagen veranlaßten die Absendung einer andern Person mit dem Titul eines Unterkönigs, der den Stadthalter, ablösen und ein Corpus Juris einführen sollte, das zu Barcellona verfertiget war, aber sich, so gut auch seine Absicht seyn möchte, gar nicht für Peru schickte.

Dieser neue Stadthalter, Namens Blasco Nunez Vela, traf im Jahre 1554. zu Lima ein: und ohnerachtet die Einwohner einmüthig den Vorschlag thaten, den de Castro in seiner Regierung zu behaupten, und den Kayser zu bitten, ihn daselbst zu lassen; so weigerte er sich doch schlechterdings, sich ihrer Freundschaft zu Nutze zu machen; und unterwarf sich der Authorität des Nunez. Dieser war eyfersichtig über sein Ansehen; fand bald einen Vorwand, ihn in Verhaft

zu nehmen; und verfuhr auf eine so willkührliche Art, daß er sich viele Feinde zuzog; welche den Gonzalo Pizarro ermunterten, Truppen wider ihn anzuwerben, und versprachen, ihn in dem Posten eines General-Procurators zu behaupten, mit einer Vollmacht, Leute für seine persöhnliche Sicherheit zu unterhalten. Sogar die vom spanischen Hofe abgeschickte Richter erkannten seinen Titul, dem Nunez zu Trotze, und nahmen solche Maasregeln, daß er in der Stadt Cuzco als Stadthalter von Peru erkannt wurde.

De la Vega, und Herrera schildern die Regierung des Nugnez mit sehr verschiedenen Farben. Wie aber der erstere in Peru, zu der Zeit gelebt hat, da die Dinge vorfielen, welche er beschreibt, und alle Gelassenheit eines Geschichtschreibers besizt, ohne irgend eine schlimme That, auf beyden Seiten zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, so wollen wir den Nachrichten folgen, die Er uns gegeben hat.

Nunez führete sich so hochmüthig und despotisch auf, daß seine Truppen täglich zu Pizarro übergiengen: und weil er sehr hitzig war, ließ er den Suarez, einen seiner besten Freunde in seiner Gegenwart ermorden, bloß wegen eines leeren Verdachts, daß er Vorhabens sey, zu desertiren. Allein, er wurde bald nachher vollkommen von dessen Treue überzeugt. In einer kurzen Zeit wurde dieser unbesonnene Unterkönig, von den Richtern in Verhaft genommen, welche ihn unter einer Bedeckung, an Bord eines Schiffes

schickten: welches das einzige Mittel war, ihn für der Erbitterung des ergrimmten Pöbels, und der Rache des Benito de Carvajal, Bruders des Suarez, der unter dem Gonzalo gedienet hatte, in Sicherheit zu bringen. Doch, Nunez wurde nachmals wieder in Freyheit gesezt, und auf sein eigenes Verlangen, durch Alvarez einen von den Richtern, nach Truxillo gebracht.

Mittlerweile ließ sich Gonzalo Pizarro durchgehends als Stadthalter von Peru erkennen; wieß aber sehr vernünftiger weise, die Verwaltung der bürgerlichen Sachen, an die Richter, beschäftigte sich selbst bloß mit der Verstärkung seines Heeres; und berichtigte die Sachen dergestalt, daß niemand willens schien, seine Authorität streitig zu machen. Er beschloß zween von seiner Parthey, zur Vertheidigung seines Verfahrens, in eben demselben Schiffe mit dem de Castro, nach Spanien zu schicken. Weil aber dieser leztere befürchtete, durch diese beyde Abgeordnete mißhandelt zu werden; so bewog er das Schifsvolk, den Hafen zu verlassen, und nach Panama zu segeln, ehe die Depeschen des Pizarro ausgefertiget waren.

Pizarro ergrimmete dergestalt über das Entwischen des weisen de Castro, daß er viele Personen, welche ihre Freundschaft gegen denselben geäussert hatten, beschuldigte, daß sie solches zugelassen hätten, und sie nicht nur gefangen sezte, sondern auch so grausam war, verschiedene davon hinrichten zu lassen.

Mitt-

Mittlerweile langten Nunez und der Richter Alvarez, zu Tumbez an, wo sie ein Manifest, mit einer Nachricht von den Umständen der Empöhrung des Pizarro herausgaben, und den Beystand aller getreuen Unterthanen, wider ihn verlangten. In diesen Umständen entdeckte Nunez eine viel grössere Fähigkeit, als er zuvor in seinem Glücke geäussert hatte: allein, sein schlimmer Charakter hielte sogar die Feinde des Pizarro ab, zu ihm zu stossen. Er mußte sich daher auf des Pizarro Annäherung zurückziehen; dieser verfolgte ihn in die Gebirge, von Quito, wo er oft in so grosse Noth gerieth, daß er Pferdefleisch essen mußte. Auf diese Art entgieng ihm Nunez, über ein Jahr lang: während dessen viele Grausamkeiten auf beyden Seiten ausgeübt wurden. Zulezt aber kam es nahe bey Quito, am 19ten Januar 1546. zwischen beyden Heeren, zu einem Treffen, worinn der Anhang des Nunez gänzlich geschlagen, und er selbst, als er sehr herzhaft fochte, gestürzt wurde: sein Haupt wurde ihm abgeschlagen, und auf einen Pfal gesteckt. Doch, dieses mißfiel dem Pizarro; und er hatte es kaum erfahren, als er befahl, es abzunehmen, und samt dem Leichnam zu beerdigen. Er stellete sich sehr betrübt über dessen Tod, und legte sogar Trauer an. Allein, dieses affectirten Kummers ohnerachtet, bestrebte er sich bloß, Schätze zusammen zu raffen, und führete sich von derselbigen Zeit an, eher als ein unumschränkter Fürst, denn als ein Stadthalter, auf.

* * *

Zehentes Hauptstück.

Pedro de la Gasca, ein vorzüglich tugendhafter Mann, wird zum Stadthalter von Peru, mit dem Titul eines Präsidenten, ernannt: worauf Gonzalo Pizarro allenthalben schwächer wird, aber endlich den Centeno, einen von den de Gasca, Feldherren, schlägt, und nachher durch Verwerfung des Raths des Carvajals sich selbst zu Grunde richtet: dann, da sich seine Mannschaft bey der Zusammenkunft, beyder Heere verläßt, ergibt er sich selbst zum Kriegsgefangenen, und wird verdammt und enthauptet. De Gasca wird nachher über die Theilung der Länder verlegen, und kehret nach Spanien zurücke.

Carl der fünfte war über die Nachricht von diesen gefährlichen Zwistigkeiten sehr verlegen. Er schikte hierauf den Pedro de la Gasca, mit dem Titul eines Präsidenten des königlichen Gerichtshofes von Peru, und aller Gewalt eines unumschränkten Fürsten, ab. Er konnte Gesetze geben, und aufheben, Hochverrath verzeyhen, oder straffen, wie er es für gut befand. Er hatte auch wirklich eben die Gewalt, als der Kayser würde gehabt haben, wenn er selbst in Person gekommen wäre. Ohnerachtet er ein Priester und ein Bruder der Inquisition war, hatte er doch einen vortreflichen Charakter, und eine vorzügliche Achtung durch seine Leutseligkeit, Sanfmuth, Einsichten und Scharfsichtigkeit, die zuverläßigste Ehrlichkeit und den standhaftesten Muth, erlangt. Seine Bestallung war zu Wien, im Anfange des Jahres

res 1546. ausgefertiget, und er langte zu Panama um die Mitte des Julius in eben demselben Jahre an. Seine angenehme Aufführung verschafte ihm daselbst viele Freunde, unter welchen sich Hinojosa, der Admiral des Pizarro, befand: Allein, es wurde verabredet, daß dessen Empöhrung solte geheim gehalten werden, bis man wüßte, wie Pizarro sich gegen dem Botten aufgeführet, welchen Gasca, mit einem Brief von dem Kayser und einen von ihm selbst, an ihn abgefertiget hatte.

Pizarro empfieng diesen Staatsbotten sehr höflich, und legte die Befehle, so er mitbrachte, einer Versammlung seiner vornehmsten Officiers vor. In diesen Instructionen war allen denen, welche die Authorität des Präsidenten erkennen würden, eine allgemeine Amnestie angebotten, mit dem Versprechen einer guten Versorgung des Pizarro und seiner Familie, in Betracht ihrer Dienste. Carvajal erklärete sich eyfrig für die Annehmung dieser Vorschläge; und alle vernünftige Leute fielen ihm hierinn bey. Allein, verschiedene Personen von einem unruhigen Ehrgeitze, bewogen den Pizarro, eine kurze Vertheidigung seiner Aufführung zu schicken, und seine Bestättigung in der Stadthalterschaft von Peru zu verlangen, worzu er seinem Vorgeben nach, als der Erbe seines Bruders, der das Land erobert hatte, ein ungezweifeltes Recht hätte.

Der Staatsbotte des Gasca, welcher Panigua hieß, hatte geheime Befehle, im Fall er die Parthey

des Pizarro sehr stark fände, dieses Verlangen zu bewilligen. Weil er aber insgeheim von den meisten vornehmsten Personen besucht wurde, welche einig waren, zur königlichen Standarte zu stossen, so bald der Präsident in Peru anlangte; so unterdrückte er diese Befehle unvorsichtiger weise. Er hatte nachmals grosse Ursache, es zu bereuen, weil sein Stillschweigen in diesem Punkte, den Untergang vieler Spanier verursachte.

Um diese Zeit erfuhr Pizarro den Abfall des Hinojosa und verschiedener anderer Personen, in welche er das grösseste Zutrauen sezte, und daß die zween Edelleute, welche er mit einer Vertheidigung seiner Aufführung nach Spanien geschickt hatte, seine Parthey ebenfalls verlassen hatten. Kurz nachher wurde die Stadt Cuzco durch eine Kriegslist überrumpelt. Centeno, ein Officier, welcher sehr tapfer unter dem Unterkönig Nunez gefochten, aber nach dessen Niederlage sich in die Gebirge geflüchtet hatte, kam wiederum zum Vorschein, erklährete sich für Pedro de la Gasca, und bekam einen Anhang von ohngefehr 80. Reitern, womit er diese Stadt zu überrumpeln beschloß, ohnerachtet sie eine Besatzung von 300. Mann, unter dem Befehl, des de Robles, eines eyfrigen Anhängers des Pizarro, hatte. In dieser Absicht befahl er einigen Indianern, so bald es finster würde, einige Maulthiere und andere Lastthiere mit grossem Getöse und angezündeten Lunten auf jedem Sattelknopfe, eine gewisse Strasse hinaufzutreiben. Die Besatzung wurde hierdurch

durch beunruhigt, die Soldaten marschireten nach dem Platze, wo der Lerm erregt wurde: indessen drung Centeno auf der andern Seite in die Stadt ein, grief sie von hinten an, und brachte sie in eine solche Unordnung, daß sie augenblicklich die Flucht ergriffen, und ihn im Besitze des Platzes liessen. De Robles selbst flüchtete sich in ein Kloster, und wurde gefangen genommen. Diese verwegene Unternehmung wurde also mit allem erwünschten Erfolge bekrönet; und wie der vorige Stadthalter den Centeno grob behandelte, so gab dieser leztere Befehl, ihn zu enthaupten.

Indessen war der Präsident de Gasca in der Provinz Quito angelangt. Er ließ hierauf eine General-Amnestie und die Aufhebung der Gesetze, die dem Volke so unangenehm gewesen waren, bekannt machen. Sein Heer wurde nunmehr durch Verstärkungen von La Plata, Arequipa und andern Plätzen vermehret, und belief sich auf mehr denn 1000. Mann: und weil das Heer des Präsidenten täglich stärker wurde, so beschloß er, gegen Lima zu anzurücken, welches sich wenige Tage, nachdem Pizarro von dannen nach Arequipa aufgebrochen war, für ihn erklähret hatte. Weil aber der leztere fand, daß sich alles sehr unglücklich für ihn anließ, und daß er nicht viel über 400. Mann stark war, ohnerachtet Acosta sich mit 50. Reitern mit ihm vereiniget hatten; so wendete er sich gegen Süden, um eine Pflanzstadt an der Ostseite der Gebirge von Potosi anzulegen: deren Silberminen damals eben waren entdecket worden: und im Falle, ihm dieses nicht

nicht gelingen solte, war seine Absicht, sich noch weiter gegen Süden zurückzuziehen, und sich in Chili zu setzen. Allein, Centeno verlegte ihm seinen Weg mit einem Heere von 1000 = 1200. Mann: und nachdem Pizarro sich umsonst bestrebt hatte, ihn auf seine Seite zu ziehen, beschloß er, nach einer Berathschlagung mit dem Acosta, sich durch dessen Lager zu schlagen, obgleich sein Heer sich nicht auf 500. Mann belief. Zu diesem Ende that Acosta seinen Angrif des Nachts, wurde aber entdeckt, und, wiewohl ohne Verlust, gezwungen, sich zurückzuziehen.

Den folgenden Tag stelleten sich die beyde Heer einander im Gesichte in Schlachtordnung; die Tapferkeit und Geschicklichkeit des Carvajals ersezte den Abgang der Zahl. Er bewafnete jeden Mann mit zwo Musqueten; denn viele, welche entlaufen waren, hatten ihre Waffen zurückgelassen; und befahl seinen Leuten, sich nicht von den Posten zu bewegen, worein er sie gestellet hatte, bis der Feind hart an ihnen sey. Seinen Befehlen wurde sowohl gehorcht, daß obgleich des Pizarro Reiterey anfangs ins Gedränge kam, Centeno doch zulezt gänzlich geschlagen, und nachdem er sich umsonst bestrebt hatte, seine Mannschaft wieder zusammen zu raffen, genöthiget wurde, auf geheimen Wegen nach Lima zu entwischen.

Viele von den Ueberwundenen stiessen hierauf zu Pizarro, und er marschirete aus, Cuzco in Besitz zu nehmen. Mittlerweile wuchs das Heer des Präsidenten täglich an: Centeno hatte ihn erreicht, und ver=

verschiedene andere gute Officiers, worunter **Pedro de Valdivia** war, hatten sich mit ihm vereinigt. Dieser leztere Edelmann war Stadthalter von **Chili** gewesen: weil er sich aber zu schwach befunden, sich in seinem Posten zu behaupten, so war er zu S. **Jago**, mit einem wichtigen Schaz nach **Lima** an Bord gegangen, um daselbst Rekruten anzuwerben. Allein, bey seiner Ankunft zu **Lima** stieß er zum Präsidenten, der ihn aufs höflichste empfieng. Seine Ankunft wurde für eine sehr wichtige Verstärkung angesehen. Denn er war einer der besten Soldaten in America; und seine Vorsichtigkeit und Standhaftigkeit machten ihn zu einem würdigen Gegner des **Carvajals**.

Nach diesen Verstärkungen befand sich **Gasca** an der Spitze von 1500. Mann; und beschloß, mit seinem Heer aufzubrechen, und den **Pizarro** aufzusuchen. Dieser war von seinem Sieg aufgeblasen, und beschloß, ihm entgegen zu gehen, ohnerachtet der erfahrene **Carvajal** ihn versicherte, daß dieses ihr gänzlicher Untergang seyn würde, und ihm handgreiflich zeigte, daß die vernünftigste Maasregel, so er nehmen könnte, diese seyn würde, wenn er das Heer des Präsidenten dardurch schwächte, daß er sich vor ihnen gegen Süden zurückzöge, und alle Lebensmittel mit sich nähme. Allein, **Pizarro** war taub gegen alle seine Gründe: und ob sich gleich **Carvajal** erbot, dem Feinde den Uebergang des Flusses bloß mit 200. Fusgängern und 50. Reitern zu verwehren, so wurde doch auch dieser Vorschlag nicht geachtet. Nachdem also jede Ge-

legenheit, dem Präsidenten zu schaden, aus der Acht gelassen war, stelleten sich beyde Heere am 9ten April 1548. in Schlachtordnung. Der Sieg war nicht lange streitig gemacht; der Carvajal, der sich über des Pizarro Verblendung ärgerte, hatte sich alles Commandos geweigert. Garcilasso de la Vega, der Vatter des Geschichtschreibers, gieng zum Präsidenten über, und ihm folgte der ganze rechte Flügel und verschiedene Schwadronen Reiterey. Carvajal, welcher bloß als ein Privatmann fochte, fieng hierauf an, überlaut eine alte Ballade zu singen, welche sich sehr wohl auf die Gelegenheit zu schicken schien: und wie die übrige Mannschaft sich dergestalt verlassen sahe, warf sie ihre Waffen nieder, und ergrif die Flucht. Pizarro wurde mit einigen wenigen Officiers allein zurückgelassen, wendete sich an den Acosta, und sagte ganz gelassen zu ihm: „Wohl, Bruder Johann, was ist „jezt zu thun? —— Was? versezte derselbe, sterben, „wie Römer. Nein, erwiederte Pizarro, laßt uns „lieber als Christen fallen.“ Sie begaben sich hierauf nach dem Heere des Gasca, wo Pizarro sich selbst dem Pedro de Villavincentio ergab, der sich ungemein höflich weigerte, seinen Degen und Dolch anzunehmen. Gonzalo führete sich vor Gasca, der ihn der Empöhrung wider den Kayser beschuldigte, sehr standhaft auf: und führete zu seiner Rechtfertigung an, er habe die Stadthalterschaft nicht eher angenommen, als bis ihm die Richter solche ertheilet hätten, ob sie ihm gleich, vermöge der vom Kayser seinem Bruder,

und dessen Erben, ertheileten Commißion, gehöret habe. Nunez sey in einer Schlacht umgekommen, und er habe sich ihm widersetzen müssen, um den öffentlichen Frieden zu erhalten. Er beschloß damit, daß er den Stadthalter bat, um sich zu sehen, und sezte alsdenn hinzu: „Sie können sich erinnern, daß dieses ganze „Reich dem spanischen Thron durch die Tapferkeit mei„nes Bruders ist unterworfen worden. Auch ich hatte „das meinige darzu beygetragen: und habe ich, der ich „ihm geholfen habe, und der einzige bin, der diesen „Bruder vorstellet, etwas unbilliges verlangt, wenn „ich darauf bestanden wäre, daß ich zu dessen Stadthal„ter ernannt werden solte? —— Ich erkühne mich „nicht, den Kayser einer Ungerechtigkeit zu beschuldi„gen: ich kan mich aber doch nicht entbrechen, zu sa„gen, daß, wenn er meine Lage sähe, und man sie „ihn mit unpartheyischen Augen sehen liesse, er, an „statt mich als einen Aufrührer zu behandeln, mir ei„ne noch grössere Belohnung geben würde, als die, „um welche ich habe kämpfen müssen." Dem Gasca mißfiel diese Vertheidigung: er gab ihn dem Centeno in Verwahrung, von dem er aufs ehrerbiethigste behandelt wurde.

Kurz nachher hielte Gasca einen Kriegsrath, worinn Richter ernannt wurden, den Pizarro und seine Anhänger zu verhören. Man hatte sich entschlossen, ihr Schiksal so geschwinde als möglich zu entscheiden, aus Furcht, es möchte sich eine Veränderung zu ihrem Vortheil ereignen. Pizarro, der alte Carvajal,

Acosta und Guevara wurden dem zu Folge verhöret, überführet, und zum Strange verdammt; und dieses Urtheil wurde auch sogleich an allen, ausser dem Pizarro, vollzogen, welcher in Betracht des Standes seines Bruders, den folgenden Tag, im 42sten Jahre seines Alters, enthauptet wurde. Die Häuser des Pizarro sowohl zu Lima als zu Cuzco wurden hierauf niedergerissen, und die Plätze, worauf sie gestanden hatten, mit Salze besäet. Auch wurde eine marmorne Säule errichtet, worauf seine Verbrechen eingehauen waren: und sein Kopf wurde nebst des Carvajals seinem auf dem Marktplatze zu Lima aufgestekt.

Nachdem der Präsident diese Staatsopfer geschlachtet hatte, ließ er einen allgemeinen Pardon ausruffen, und begab sich nach Cuzco, wo er sich einige Zeit lang aufhielte, und wegen der Austheilung des Landes unter die Soldaten sehr verlegen war. Er sahe, daß es unmöglich war, ihre verschiedene Forderungen zu befriedigen; er wurde ihres beständigen Anliegens endlich überdrüßig, beschloß, ihnen auf einmal zu entwischen, und begab sich daher insgeheim nach Lima, von wannen er nach Panama abgieng, um nach Spanien an Bord zu gehen, und, wie man sagt, ohngefehr zwo Millionen für den Kayser, und nicht Eine Dukate für sich selbst, mitnahm. Doch, während seines Aufenthaltes zu Panama hätte er den Schatz, so er für den Kayser gesammelt hatte, beynahe durch einen Aufstand eingebüßt, welchen er jedoch glücklich dämpfte. Er

gieng

gieng hierauf im Jahre 1550. zu Nombre de Dios nach Spanien unter Segel: und bey seiner Ankunft war der Kayser mit seiner Aufführung so wohl zufrieden, daß er ihm das Bißtum von Siguenca, einer Stadt in Alt-Castilien, ertheilete.

Die Niederlassungen der Portugiesen in Brasilien und die verschiedene Revolutionen derselben.

Erstes Hauptstück.

Don Pedro Alvarez de Cabral entdekt Brasilien: man erwartet Anfangs geringe Vortheile davon. Einige Nachrichten von dem Lande, und seinen alten Einwohnern, und der Art, womit sich die Portugiesen zuerst darinn niedergelassen haben.

In der zweyten Reise der Portugiesen nach Ost-Indien im Jahre 1500. hatte sich de Cabral, nachdem er die grünen Vorgebirgsinsuln vorbeygesegelt, um die auf der Küste von Africa gewöhnliche

Windstillen zu vermeiden, so weit in die See entfernet, daß er am 24sten April ein unbekanntes Land gegen Westen entdekte. Weil aber die See in heftiger Bewegung war, mußte er längst der Küste bis in den 15ten Grad der Süderbreite, segeln, wo er einen guten Hafen fand, denselben Porto Seguro, oder den sichern Hafen, das Land selbst aber, das Land des heiligen Geistes nannte. Allein, dieser Name wurde nachher in den Namen, Brasilien, verwandelt, weil es einen Ueberfluß an Brasilienholz hat, welches schon 300. Jahre vor der Entdeckung dieses Landes in Europa also geheissen hat.

Cabral schikte einige Leute auf die Küste, um dieses neue Land in Augenschein zu nehmen. Auf ihre Nachricht, daß es wohl bewässert, äusserst fruchtbar, voller Obstbäume, und von einem sanftmüthigen und leutseligen Volk bewohnet wäre, beschloß er, seiner Mannschaft eine Erfrischung auf dieser Küste zu gestatten. Bey seiner Landung fand er, daß der Platz mit der Beschreibung, die man ihm davon gemacht hatte, genau übereinstimmte; und daß die friedsame Einwohner so weit entfernet waren, die Portugiesen im geringsten zu beleidigen, daß sie dieselbe mit mehrerer Gütigkeit aufnahmen, als sie erwarten konnten. Wie nun de Cabral einige Missethäter am Bord hatte, deren Todesurtheil in eine Verbannung war verwandelt worden; so ließ er zween von diesen Kerls im Lande, um die Sprache zu lernen, fernere Entdeckungen zu machen, und die beste Kenntniß, so ihnen möglich wäre,

von

von der Beschaffenheit dieses unbekannten Landes und seinen Einwohnern, zu erlangen. Und da er die grosse Wichtigkeit dieser Entdeckung einsahe; so beschloß er, dem König von Portugal ohne Zeitverlust Nachricht davon zu geben, und schikte deßhalb augenbliklich eines von seinen Schiffen, mit einigen Personen, auf deren Treue er sich verlassen konnte, nebst einem von den Eingebohrenen, um ihn in der portugiesischen Sprache unterrichten zu lassen, nach Lissabon zurücke. Er errichtete auch ein steinernes Kreutz, als ein Denkmal, daß er daselbst gewesen, und das Land für den König von Portugal in Besitz genommen habe; welches desto nöthiger war, da Columbus sich damals auf seiner dritten Reise befand, und Entdeckungen machte, welche ganz Europa in Erstaunung sezten.

Dieser Nachricht zu Folge schikte der König von Portugal verschiedene Personen aus, Entdeckungen auf der Küsten zu machen. Diese fanden bald, daß es ein Theil des festen Landes jener vom Columbus entdekten neuen Welt war. Hierauf entstunden grosse Streitigkeiten zwischen den beyden Kronen über die Grösse und Gränzen dieses Landes, das die Portugiesen entdekt hatten. Zulezt aber wurde ausgemacht, daß die Länder vom Strohme Maranon, bis an den Platastrohm, dem König von Portugal sollten überlassen werden.

Anfangs hatten die Sachen einen sehr langsamen Fortgang. Die erste portugiesische Einwohner waren hinlänglich überzeugt, daß der Boden fruchtbar, die

Luft gemäßigt, und das Land wohl bewässert war: allein, weiter konnten sie nicht berichten. Brasilien schien daher ein anmuthiges, fruchtbares, wohlgelegenes Land, welches in der That fähig wäre, die Nothwendigkeiten des Lebens im Ueberflusse hervorzubringen, wiewohl man glaubte, daß es weder Gold noch Silber besässe.

Auf diese Berichte ließ das Ministerium zwar das Land nicht fahren, begnügte sich aber, von Zeit zu Zeit jene Verbrecher, welche die Strafe der Gesetze verdienet hatten, dahin zu schicken. Die Portugiesen bekamen hierdurch nicht nur einen schlechten Begrif von der Colonie, sondern die arme Indianer wurden dardurch nicht wenig verdorben.

Es ist wahr, weder diese Entdecker, noch der portugiesische Hof konnten sich einen deutlichen Begrif von der Wichtigkeit eines so weitläuftigen Landes machen, welches, nach seinen jetzigen Gränzen, von Norden gegen Süden, 2400. (engl.) Meilen und von Osten gegen Westen 2000. begreift: wiewohl die Portugiesen bis heutigen Tags noch nirgends über 500. Meilen weit durchgedrungen sind. Wie die nördliche Theile des Landes unter dem Equator liegen, so sind sie starken Regen, und veränderlichen Winden ausgesezt; insbesondere gegen die Monathe März und September, worinn sie öfters von Orkanen und Stürmen heimgesucht werden, die das Land unter Wasser setzen.

Der mittlere Theil von Brasilien vom 5ten Grad der Süderbreite bis an den Tropikus, hat gerade

das

das Gegentheil von den Winden und Wetter der Länder in andern Theilen der Welt, die in eben dieser Breiten liegen. Denn, in denselben fällt die trockene Jahreszeit ein, wenn die Sonne gegen Norden geht, und das nasse Wetter fängt an, wenn die Sonne gegen Süden zurückkehret. Hier hingegen fängt das nasse Wetter im April an, wenn die Süd-Ostwinde mit heftigen Wirbelwinden, Donnern und Blitzen einfallen: und im September, da der Wind gegen Ost-Nord-Ost ableitet, bringt er einen heitern Himmel und ein schönes Wetter mit. In keinem Lande zwischen den Windekraisen ist die Hitze erträglicher, oder die Luft gesünder, indem es beständig mit Winden von der See erfrischt, und durch die Seen und Ströhmen abgekühlet wird, welche alle Jahre überfliessen: und in den innern Theilen des Landes sind die Winde von den Gebirgen noch kühler, als diejenige, so vom Weltmeer wehen.

Derjenige Theil von Brasilien, welcher weiter gegen Süden und jenseits des Tropikus Capricorni liegt, ist in allen Absichten eines der schönsten Länder in der bekannten Welt. Allein, hier sind die portugiesische Gebiete schmal, weil sie durch die spanische Gebiete und den Platastrohm eingeschränkt werden.

Die Indianer sind in ihrer Statur und Farbe, sehr wenig von den Portugiesen selbst verschieden, übertreffen sie aber sehr an Stärke und Kräften. Einige lebten in Dörfern, und andere wanderten nach ihrem Gutdünken herum. Diese Dörfer bestunden nur aus drey

oder vier sehr grossen Häusern, in deren jedem eine ganze Familie oder Geschlecht, unter der Authorität des Aeltesten davon, beysammen lebten. Ihren Unterhalt verschaften sie sich mit Vögelstellen und Fischen, und ihre übrige Kost bestund aus den Früchten der Erde. Allein, ob sie gleich keinen üppigen Ueberfluß hatten, so waren sie doch in einem so fruchtbaren Lande in keiner grossen Gefahr, zu verhungern. Dem ohnerachtet führeten sie ohnaufhörliche Kriege miteinander: Warum aber, kan man nicht leicht sagen, man müßte denn annehmen, was einige alte Schriftsteller vorgeben, daß sie einander hauptsächlich deshalb bekriegt, damit sie einander schlachten und essen könnten, weil sie Menschenfleisch für den grösten Leckerbissen gehalten hätten. Doch, vielleicht sollte das Zeugniß derer, welche selbst bekennen, daß sie viele tausende von diesen armen Geschöpfen ausgerottet, mit denen sie keine Händel haben konnten, die einem vernünftigen Wesen anständig gewesen wären, kein grosses Gewicht haben: weil die Menschen geneigt sind, diejenige zu verlästern und anzuschwärzen, die sie beleidigt haben; als könnten sie durch übertriebene Vorstellungen fremder Laster, ihre eigene Verbrechen rechtfertigen oder wenigstens bemänteln. Und da ausserdem, keiner von den neuern Reisenden das geringste Merkmahl gefunden, daß sie jemals Cannibalen gewesen, so muß man sie von einer so grausamen Lästerung freysprechen.

Bey den portugiesischen und holländischen Schriftstellern heissen die Eingebohrene Einwohner des nördlichen

Die Brasilianer und ihre Häuser.

chen Theiles von Brasilien, **Tapuyers**, und die, so im südlichen Theile von Brasilien wohnen, **Tupinamboys**: sie theilen aber diese wiederum in verschiedene kleine Nationen ein, welche verschiedene Sprachen reden, obschon ihre Sitten und Gebräuche meistens miteinander übereinkommen.

Die **Tapuyer** sind zimlich groß, und weil sie meistens unter dem Equator wohnen, von einer dunkeln Kupferfarbe. Ihr Haar, welches schwarz ist, hängt über ihre Schultern herab; sie haben aber weder Bärte noch Haare an irgend an einem Theile ihrer Leiber: und gehen nackt, ausgenommen, daß die Männer ihre Geschlechtsglieder in einen Beutel einschliessen, und die Weiber die ihrige mit Blättern bedecken: die Männer tragen auch eine Mütze oder einen Kranz von Federn. Ihr Schmuck bestehet aus glänzenden Steinen, die an ihren Lippen und Nasenlöchern hangen, und Bändern von Federn um ihre Arme. Einige derselben bemahlen ihre Leiber mit verschiedenen Farben; andere hingegen reiben sich mit Gummi's, und stecken schöne Federn in ihre Häute, weßwegen sie von ferne eher grossen Vögeln als menschlichen Geschöpfen ähnlich sehen.

Die **Tupinamboys**, welche den südlichen Theil Brasiliens bewohnen, sind von mäßiger Leibesgrösse, und nicht so schwärzlicht, als ihre nördliche Nachbarn, welche der Linie näher wohnen. Doch, ist keiner von beyden so schwarz, als die Africaner in eben derselben Breite: denn, es gab überhaupt keine Negers in America, bis sie von den Spaniern und Portugiesen dahin

gebracht wurden. Hingegen sind die **Tubinamboys** denen Africanern in ihren flachen Nasen ähnlich, die durch Kunst, in ihrer Kindheit also gemacht, und für eine Schönheit gehalten werden. Ihr Haupthaar ist auch schwarz und schlank: allein, an ihren Leibern und Gesichtern haben sie wie die **Tapuyers** keine Haare: sie bemahlen sich auch, wie dieselbe.

Die gewöhnliche Speise der Brasilianer ist die Cassavi= oder Mandiokawurzel, welche sie trocknen, reiben, und alsdenn Kuchen wie unsere Schifszwiebacke, daraus machen. Dieses Mehl nehmen sie auch auf ihren Reisen mit, und wenn Wasser hinein gegossen wird, dienet es ihnen sowohl zum Getränke als zum Essen. Es scheinet nicht, daß sie einiges Getraide gehabt, ehe die Europäer dergleichen eingeführet haben. Sie leben auch von andern Wurzeln, Früchten und Kräutern; von wildem Geflügel, dem Wildprett, so sie auf der Jagd fangen, und von Fischen; und essen viel Pfeffer bey allen ihren Speisen. Gemeiniglich trinken sie Brunnenwasser, wovon sie die beste und grösseste Menge in der Welt haben sollen: doch, haben sie auch andere Arten von Getränken, die aus zerquetschten Früchten, woran sie Wasser giessen, oder aus Honig verfertigt werden: womit sie sich bisweilen sehr stark betrinken, und ganze Tage und Nächte bey ihren Bechern sitzen.

Vor der Ankunft der Portugiesen konnten sie spinnen, weben, ihre Häuser bauen, ihre Waffen verfertigen, welche aus Bogen, Pfeilen, Armbrüsten, Lanzen

zen und Spiessen bestunden: sie hatten auch einige Kenntniß von den Tugenden verschiedener Kräuter und Arzneymitteln, die sie öfters mit gutem Erfolge bey den Kranken gebrauchten.

Jagen, Vogelstellen und Fischen, war damals eher ihr Geschäfte, als ihr Zeitvertreib: weil sie zur Erhaltung ihrer Familien, in einem Lande, worinn sie kein zahmes Vieh noch Getraide hatten, schlechterdings nöthig waren. Trinken, Danzen und Singen hingegen waren eigentlich ihre Ergözlichkeiten, die sie an ihren Freudentagen für die Erhaltung eines Sieges, oder bey der Geburt ihrer Kinder, anstelleten. Sie sind starke Tabaksraucher, und rauchen den stärksten Tabak; ihre Pfeiffen sind ein hohles Rohr, und der Kopf derselben eine grosse Nußschaale, welche fast eine Handvoll Tabak hält.

Kurz, sie sind ein leutseliges und witziges Volk; aufgelegt alle Künste oder Wissenschaften zu lernen, so die Portugiesen ihnen beybringen wollen: sie nehmen von den Priestern nichts so liebreich an, als die Unterrichtung ihrer Kinder, weßwegen auch die Jesuiten eine grosse Menge bekehret haben: und diejenige, welche unter den Portugiesen leben, nehmen gemeiniglich ihre Gebräuche in Essen, Trinken und Kleidung an. Zur Arbeit sind sie nicht sonderlich geneigt; weil sie von keinem Geitze angesteckt sind: denn ihrer Begierden sind sehr wenig, und auch diese wenige sind leichtlich befriediget. Ihr grössestes Laster ist die Rachbegierde.

Doch,

Doch, wir kehren zu den Maasregeln zurücke, wordurch die portugiesische Niederlassungen in Brasilien nach und nach so wichtig geworden sind. Die Krone nahm Anfangs ihre Zuflucht zur Ertheilung weitläuftiger Ländereyen an diejenige, welche geneigt waren, sich daselbst niederzulassen, oder die Macht hatten, andere dahin zu schicken: weßwegen einige von den reichesten und mächtigsten Familien des portugiesischen Adels, Ländereyen bekamen, die so weitläuftig waren, als Portugal selbst. Anfangs zog dieses wenige Ungemächlichkeiten nach sich: denn, der König konnte, ohne Kosten, andern schenken, was er selbst niemals besessen hatte. Diese Schrift war auch desto nöthiger, weil die Minister sowohl als der Adel alle ihre Aufmerksamkeit auf Ostindien richteten, wo der leztere Mittel fand, sein Vermögen durch Erhaltung von Stadthalterschaften zu verbessern, wodurch sie in kurzer Zeit grosse Reichthümer erlangten: dahingegen diejenige, welche sich begnügten, ihr Glücke in dieser neuen Pflanzstadt zu versuchen, fanden, daß die Eingebohrene entschlossen waren, kein Joch der Sclaverey zu tragen, und bey jedem Versuche, sie zum Gehorsam zu bringen, in Verzweiflung geriethen.

Allein, die Fruchtbarkeit des Landes ersezte diese Ungemächlichkeiten einigermassen. Eine Menge Volkes aus andern Theilen von America zog dahin, und ließ sich daselbst nieder. Hier errichteten sie eine neue Art von Staatsverfassung, welche ihnen die Nothwendigkeit an die Hand gab: worinn jedes Oberhaupt ei-

ner Familie zu gleicher Zeit einen Feldmann und einen Soldaten abgab. Jeder Hausvater pflanzte so viel Land an, als er selbst und seine Familie bauen konnten, und übete sich täglich in seinen Kriegsübungen, um sich selbst in den Stand zu setzen, sein Eigenthum zu vertheidigen. Daher bekam jedes Gebiethe den Titul einer Capitainschaft, den sie noch heut zu Tage behalten, ohnerachtet die Verfassung der Dinge gänzlich geändert ist.

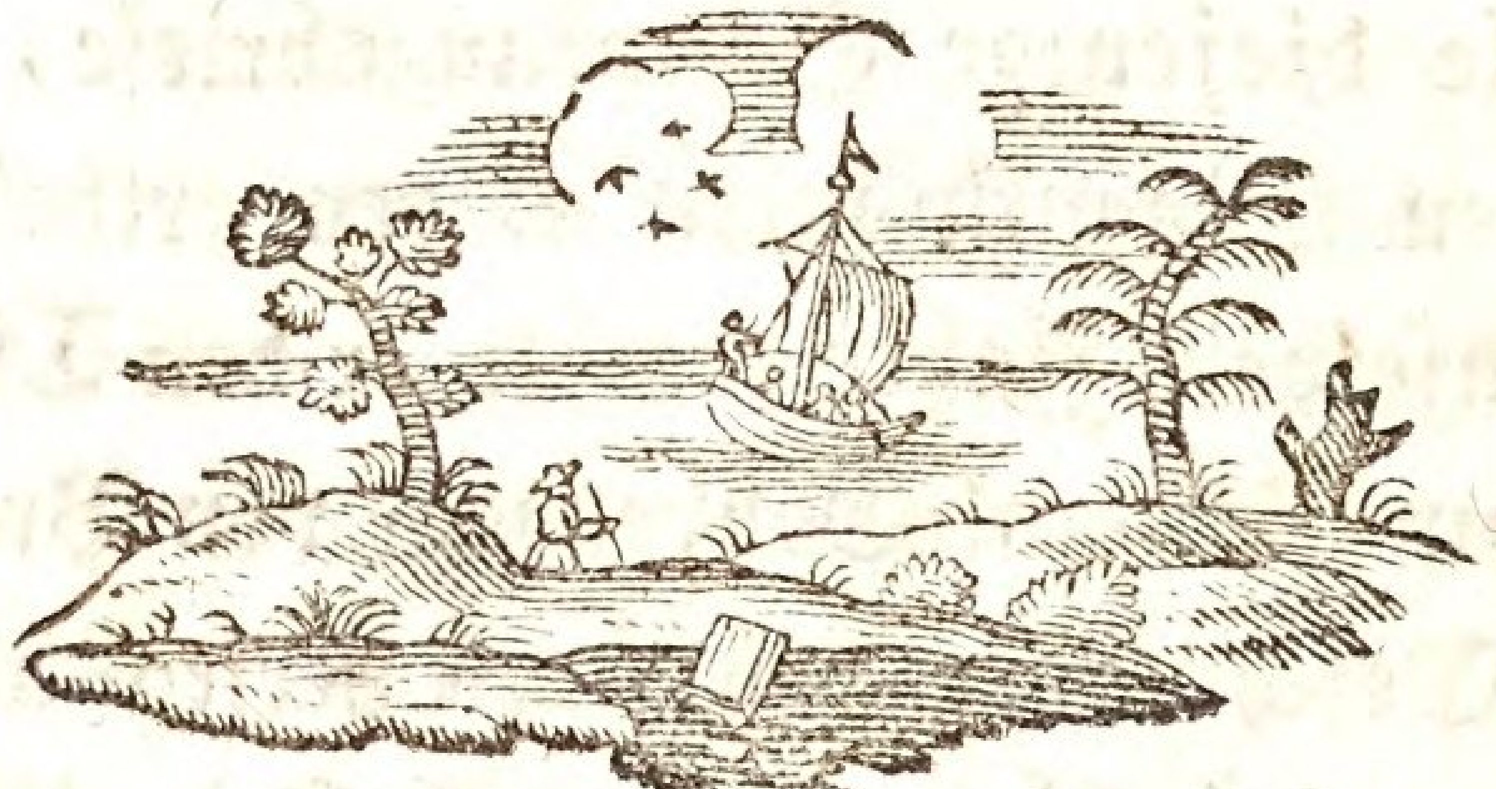
Durch diese Mittel wuchs die Colonie geschwinde an, und breitete sich in Zeit von fünfzig Jahren über eine weite Strecke von Ländern aus. Sie erbaueten viele beträchtliche Städte, wovon die vornehmste Tamaraca, Fernambuca, Ilheos, Porto Seguro und S. Vincenz waren, wovon jede mit einem volkreichen und wohl angebaueten Lande umgeben war.

Der blühende Zustand von Brasilien fieng bald an, die Aufmerksamkeit des Hofes zu erwecken: König Johann der dritte ward eifersüchtig wegen der von seinen Vorfahren weggeschenkten Länder: und widerrufte daher auf eine gar nicht großmüthige Art, im Jahre 1549. alle diejenige Schenkungsbriefe, welche den ursprünglichen Eigenthümern waren ertheilet worden. In eben demselben Jahre machte er den Thomas de Sousa, zum General-Gouverneur von Brasilien, der mit einem Geschwader von sechs Kriegsschiffen unter Segel gieng, viele bürgerliche und Kriegsbeamten mit einem beträchtlichen Korps von Soldaten und sechs Väter

ter von dem neu gestifteten Jesuiterorden, welche die Indianer bekehren solten, mit sich führete. Er hatte auch einen neuen Entwurf von Vollmacht, die den Absichten des Hofes gemäß war, und Befehl, eine neue Stadt in der Bay aller Heiligen anzulegen.

De Sousa fieng bald nach seiner Ankunft in Brasilien an, die Befehle, so er bekommen hatte, zu vollstrecken. Er bekriegte die Eingebohrene, erbauete die Stadt S. Salvador, und führete Klöster für die Jesuiten auf.

Was de Sousa nicht endigen konnte, wurde von Eduard Acosta, seinem Nachfolger, vollendet. Zu seiner Zeit wurde die Zahl der Städte und Einwohner verdoppelt; er sahe sich auch genöthigt, die Städte durch Aufführung besserer Festungswerke als diejenige, womit sie bisher umgeben gewesen waren, zu verstärken. Er riß daher die alte Festungswerke nieder, und erbauete andere von Backen- und andern Steinen, und bepflanzte sie mit grobem Geschütze. Die Nothwendigkeit dieser Maasregeln wurde bald durch die Erfahrung bestätiget.



Zwey-

Zweytes Hauptstück.

Die französische Versuche, eine Pflanzstadt in Brasilien anzulegen, durch den Herrn den Villegagnon, Capitain Riffaut, und Herrn Rivardier, schlagen fehl.

Um diese Zeit waren die Sachen von Frankreich in der grössesten Verwirrung: und wie die Streitigkeiten zwischen denen Römisch-Catholischen und den Reformirten auf das Höchste getrieben wurden; so waren viele von den geschäftigsten und fleißigsten Leuten begierig, ihr Vaterland zu verlassen, und einen ruhigeren und vergnügtern Zustand in entfernten Gegenden zu suchen. Unter diesen befand sich Nicolaus Durant, Herr von Villegagnon, Ritter von Maltha, und Viceadmiral von Bretagne, der sich auf eine zu Nantez erlittene Beleidigung plötzlich entschloß, das Königreich zu verlassen, und eine Pflanzstadt in irgend einem entfernten Theil der Welt zu führen. Weil er nun einige Nachrichten von Brasilien bekam, machte er den Entwurf, sich in diesem Lande niederzulassen. Diesen Entwurf legte er dem Caspar de Coligny, Admiral von Frankreich, vor, und bat ihn um seinen Beystand zur Ausrüstung eines hierzu bestimmten Geschwaders.

Der Admiral war seiner Einsichten und Tugenden wegen berühmt, und ein sehr eyfriger Protestant. Er versprach ihm daher willig alle erwünschte Unterstützung, weil er hierdurch eine protestantische Colonie anlegen konn-

te, damit seine Freunde, im Fall sie in Frankreich gänzlich unterdrückt würden, einen Platz haben möchten, wohin sie aus der Gewalt ihrer Feinde fliehen könnten. Diesen Beweggrund meldete der Admiral dem Herrn de Villegagnon, der solchen willig auszuführen unternahm: worauf der Admiral dem König Heinrich dem zweyten, diese Sache dergestalt vorstellete, daß er die Erlaubniß bekam, drey grosse Schiffe mit einer hinlänglichen Anzahl von Seeleuten und Abentheurern an Borde, auszurüsten: und dieses kleine Geschwader gieng im Mayen 1555. von Havre de Grace nach Brasilien unter Segel, wo es nach einer langweiligen und beschwerlichen Reise, im November, anlangte.

Diese Colonie landete auf einem Felsen, den sie unbewohnbar fanden. Als sie aber weiter ins Land hinein marschireten, wähleten sie einen sehr bequehmen Platz unter dem Tropikus Capricorni, wo sie eine bequehme Festung zu ihrer Sicherheit, sowohl für den Eingebohrenen, als für den Portugiesen, anlegten, welche sie Fort Coligny nannten. Von diesem Platze aus, schikte der Herr de Villegagnon einen langen Bericht von seinem Verfahren und Lage an den Admiral, beschrieb das Land und seine Einwohner, und berichtete, daß es äusserst leicht sey, dieses zu einer nüzlichen und blühenden Colonie zu machen: meldete aber dabey, daß diejenige, so man ihm schikte, keine europäische Leckerbissen erwarten müßten: ihr Brod bestehe aus einer gewissen zu Mehl gemachten Wurzel; sie hätten keinen Wein, hingegen viele Fische, und ei-

niges Wildprett; und diejenige, welche bey solchen Lebensmitteln vergnügt leben könnten, würden eine sichere Zuflucht in seinem Fort in Brasilien finden.

Diesen Brief theilete der Admiral dem berühmten Reformator **Johann Calvin**, von Genf, mit, der ein Dutzend eifriger Protestanten dieser Stadt bewog, sich der Beförderung der Aufnahme dieser neuen Colonie anzunehmen. **Du Pont**, ein vernünftiger Mann, von einem guten Character bekam die Aufsicht über diese Sache, und ihm wurden zween Priester beygesellet; **Peter Richer**, der vormals ein Carmeliter gewesen war, und **Wilhelm Chartier**. Diese reißten miteinander von Genf ab, machten dem Admiral ihre Aufwartung zu Chatillen, der sie gütig empfieng; und brachten durch seinen Beystand und ihren eigenen Credit in kurzer Zeit 300. Mann zusammen, welche zu Honfleur, im November 1556. auf drey Schiffe an Bord giengen, und den 7ten Merz 1557. beym Fort Coligny anlangten, wo sie mit grosser Freude aufgenommen wurden.

Indessen blieben die Sachen nicht lange in dieser Lage. Denn der Herr **de Villegagnon**, der sich für einen eyfrigen Calvinisten ausgegeben hatte, zog bald, die Masque ab. Hieraus entstund ein Streit zwischen ihm, und dem Priester **Richer**, der so weit getrieben wurde, daß er den leztern und alle seine Anhänger aus der Pflanzstadt verstieß: worauf sie den **Rio Janeyro** hinauf segelten, und sich an dessen Ufern niederliessen. Doch, nach einem acht monathlichen Aufenthalte daselbst, kehreten sie nach Frankreich

zurücke, wo sie den Herrn de Villegagnon mit den häßlichsten Farben, als einen Heuchler und Betrüger, schilderten. Wie der Admiral hierauf fand, daß diese Sache allem Vermuthen nach, den Protestanten keinen Nutzen schaffen würde, so beschloß er, sich nicht ferner damit abzugeben.

Als der Herr de Villegagnon solchergestalt verlassen war, nahm er die besten Maasregeln für die Sicherheit der Colonie in seiner Abwesenheit, und kehrete hierauf nach Frankreich zurücke; wo er sich bestrebete, sich den Namen eines eyfrigen Calvinisten zu erwerben, und eine Vertheidigung seines eigenen Betragens bekannt machte, worinn er die Priester eben so häßlich schilderte, als sie ihn geschildert hatten. Als er aber fand, daß er hierdurch nichts gewann, so begab er sich in eine Comthurey seines eigenen Ordens, und brachte den Ueberrest seines Lebens damit zu, daß er wider die Protestanten schrieb. Mittlerweile ergriffen die Portugiesen diese Gelegenheit, sich ihre neue Nachbarn vom Halse zu schaffen; und im folgenden Jahr schnitte Emanuel Sa, Stadthalter von Brasilien die zurückgebliebene Franzosen ab, und zerstöhrete ihre Festung.

Es ist merkwürdig, daß die Franzosen während der kurzen Zeit, da sie diese Niederlassung besassen, grössere Progressen in der Handlung machten, und einen freundschaftlicheren Umgang mit denen Eingebohrenen errichteten, als die Portugiesen in ohngefehr fünfzig Jahren hatten thun können. Dieses rührete in der That, von einem sehr sonderbahren Zufalle her. Ohngefehr zwanzig

zig Jahre zuvor war ein Schif aus der Normandie auf dieser Küste zu Grunde gegangen: einige von der Mannschaft hatten sich ans Land gerettet, waren daselbst von den Eingebohrenen gütig aufgenommen worden, hatten sich unter denselben verheyrathet, und ihre Sitten vollkommen angenommen; und diese Leuthe thaten der Colonie wichtige Dienste.

Die Portugiesen genossen ihre Niederlassung hierauf einige Zeit lang geruhig: bis endlich ein Capitain Namens Riffaut, der wider die Spanier gecreuzt hatte, die Insul Maragnan auf der Küste von Brasilien berührete, und sich in eine solche Vertraulichkeit mit dem Indianischen Oberhaupte der Insul einließ, daß dieser ihn einlud, eine hinlängliche Anzahl seiner Landesleute zu bringen, und sich daselbst niederzulassen, worzu er ihm allen Beystand versprach, der in seinem Vermögen wäre. Diese Anerbiethung nahm der französische Capitain mit Vergnügen an, und fand bey seiner Rückkunft nach Frankreich, Mittel, durch sein Ansehen und Credit, drey Schiffe so vollständig auszurüsten, daß man grosse Ursache hatte, einen ausserordentlichen guten Erfolg zu erwarten. Weil aber seine Mannschaft sich empöhrete, ehe er die Insul erreichte, und das grösseste von seinen Schiffen strandete, als er an die Küste kam, und hierdurch zu Grunde gieng, sahe er sich genöthiget, nach Frankreich zurückzukehren. Dem ohnerachtet blieben einige von seinen Leuten, worunter Herr de Vaux sich befand, bey den Eingebohrenen zurücke, bey denen sie sehr willkomm waren. Dieser

ser junge Edelmann war ungemein feurig und munter; die Himmelsgegend gefiel ihm, und er blieb einige zeitlang daselbst. Seine Aufführung gegen die Brasilianer war sehr verbindlich, und er verschafte ihm in vielen Absichten so manchen Nutzen, daß sie ihm eben die Vorschläge thaten, als das Indianische Oberhaupt vormals dem Capitain Riffaut gethan hatte. Er wurde hierdurch endlich bewogen, dieser Sache im Ernste nachzudenken, und bey der nächsten Gelegenheit nach Hause zurückzukehren.

Als Herr de Vaux in Frankreich anlangte, wendete er sich an König Heinrich den vierten, und stellete ihm die wichtige Vortheile vor, die man durch diese Colonie erhalten könnte. Dieser Fürst ließ sich die Wohlfahrt seiner Unterthanen angelegen seyn, und wolte in einen jungen Abentheurer kein allzugrosses Zutrauen setzen. Er schikte daher ein kleines Schif unter dem Befehle des Herrn Rivardier aus, eines Mannes von grossen Verdiensten, auf dessen Bericht er sich verlassen konnte: dieser nahm den Herrn de Vaux mit sich, und kehrete nach einem sechs monathlichen Aufenthalte in Brasilien, nach Frankreich zurücke, von wannen er noch verschiedene Reisen dahin that, ehe die Regierung zu einer Entschliessung wegen der Anlegung einer Pflanzstadt kommen konnte. Endlich aber wurden doch würklich Zurüstungen gemacht, ein starkes Geschwader dahin zu schicken; als sie durch die Ermordung Heinrichs des vierten unterbrochen wurden. Allein, Herr Rivardier, war so sehr in den Platz verliebt,

und

und so vollkommen überzeugt, daß eine Niederlassung daselbst augenbliklichen Nutzen schaffen würde, daß er sein ganzes eigenes Vermögen daran wendete, und verschiedene von seinen Freunden bewog, eben dergleichen zu thun. Hierdurch rüstete er drey starke Schiffe aus, und bewog ohngefehr 300. Mann nach Brasilien zu gehen, mit welchen er zu Cancale auf der Küste von Bretagne, unter Segel gieng, und im folgenden Julius an der Insul Maragnan anlangte.

Hier legte er eine Festung auf dem Gipfel eines Hügels nahe am besten Hafen der Insul zwischen zween schönen Flüssen an, welche die beyde Seiten des Berges benezten, und sich von dannen in die See stürzten. Die Bastionen dieses Forts bepflanzte er mit zwey und zwanzig Stücken groben Geschützes: und alles schien den glücklichsten Fortgang zu versprechen, den man nur wünschen konnte. Allein, ohngefehr zwey Jahre nach ihrer ersten Ankunft erschien ein starkes Geschwader, welches Don Hieronymus de Albuquerque, der portugiesische Stadthalter von Brasilien, abgeschikt hatte, vor dem Meerbusen, und zwang sie bald zur Uebergabe. Auf seinen Befehl wurde das Fort sogleich zerstöhret, und die Franzosen liessen sich hierauf alle Gedanken, sich jemals wieder in diesem Lande niederzulassen, vergehen.

Drittes Hauptstück.

Die Holländer machen sich Meister von Brasilien, werden aber durch die vereinigte spanische und portugiesische Macht, wieder herausgejagt. Dem ohnerachtet entschliessen sich die Holländer zu einem neuen Versuch, und schicken eine starke Flotte, unter dem Befehl des Admirals Lonk, nebst einem Korps Landtruppen, unter dem Commando des General Wardenburg dahin. Lezterer erobert die Stadt Olinda, und die ganze Küste gegen Süden; indessen da der Admiral Lonk eine Insul erobert, der sandigte Receif genannt. Admiral Pater wird nachher mit einer starken Flotte aus Holland abgeschikt; die Holländer nöthigen die Portugiesen die Belagerung von Olinda aufzuheben, und dieser tapfere Admiral schlägt sich bloß mit sechs Schiffen, mit der portugiesischen Flotte von vier und fünfzig Segeln, und kommt mit Ehren ab.

Als im Jahre 1581. die portugiesische Krone auf das Haupt **Philipps** des zweyten, Königs von Spanien fiel, war er nicht nur im Besitze aller der reichen Länder in America, so die Spanier entdekt hatten, sondern auch Meister von Brasilien und den sämtlichen portugiesischen Colonien in Ostindien. Diese hinterließ er seinen Thronfolgern, zugleich mit dem Kriege, den er mit den sieben vereinigten Provinzen geführet, welche das spanische Joch abgeschüttelt, und sich zu einer Republik aufgeworfen hatten, die sich durch ihre Aufmerksamkeit auf die Handlung eine grosse Macht erwarb. Diese Republik hatte durch Errichtung einer Ostindischen Gesellschaft so erstaunliche Vortheile

Die Holländer nehmen St. Salvador ein.

theile erhalten, daß sie im Jahre 1624. bewogen wurde, auch eine Westindische Gesellschaft zu errichten, die von ihrer ersten Stiftung an, denen Portugiesen verderblich wurde.

Die Holländer wußten nunmehr den Zustand von Brasilien, und den geringen Widerstand, den sie im Fall einer Landung auf der Küste, welche sich auf nicht weniger als 1200. englische Meilen erstrekte, allem Vermuthen nach, antreffen würden. Sie beschlossen daher, ein Geschwader unter dem Befehle des Jacob Willikens auszurüsten, bey dessen Einlauffen in die Bay aller Heiligen, die Portugiesen so sehr erschracken, daß sie, anstatt sich auf eine Gegenwehr gefaßt zu machen, augenbliklich alle mögliche Mittel ergriffen, ihre Güter hinwegzuschaffen, und in Sicherheit zu bringen.

So bald die Holländer die Bestürzung sahen, worein sie den Feind gesezt hatten, landeten sie unverzüglich, und machten sich ohne sonderliche Schwiehrigkeit Meister von S. Salvador, der Hauptstadt von Brasilien. Don Diego de Mendoza der portugiesische Gouverneur, hatte weder den Muth, den Platz zu vertheidigen, noch sich beyzeiten zurückzuziehen: allein, Michael Texeira, der Erzbischof, welcher von einer der besten Familien in Portugal herstammete, rufte seines hohen Alters ohnerachtet, die sämtliche Geistlichkeit und Mönchen um sich, zusammen, stellete ihnen die Nothwendigkeit vor, worinn sie wären, ihre priesterliche Verrichtungen bey Seite zu legen, und be-

wog sie, die Waffen zu ergreifen. Und ob sie gleich vom Gouverneur, den Soldaten und den Einwohnern verlassen waren, thaten sie doch einige zeitlang einen sehr tapfern Widerstand, und zogen sich zulezt in eine benachbarte Stadt zurücke; wo sie, nachdem sie wie Soldaten gefochten, sich verschanzten, unter der Anführung des Erzbischofs den Platz befestigten, und dem Feinde eben so viel zu schaffen machten, als wenn sie die regelmäßigste Truppen in der Welt gewesen wären.

Durch die Einnahme dieser Stadt bekamen die Holländer nicht nur eine unermeßliche Beute, sondern wurden auch Meister von dem grössesten und volkreichesten Theile des ganzen Landes. Sie schienen auf einem guten Wege zu seyn, in kurzer Zeit die ganze Colonie zu erobern. Sie würden es auch vermuthlich gethan haben, wären sie nicht durch den heldenmüthigen Erzbischof daran verhindert worden, welcher den Titul eines Generalcapitains annahm, und sagte, „dieses Amt „habe ihm der Himmel in den handgreiflichen Chara„cter der öffentlichen Noth aufgetragen.“

Die Nachricht von diesen Unglücksfällen erreichte nicht so bald Portugal, als die Hauptstadt Lissabon und das ganze Königreich darüber in Bestürzung geriethen, welche noch durch den Verdacht des Adels vermehret wurde, daß das spanische Ministerium sich über diese Begebenheit nicht sehr bekümmern würde, weil sie den Reichthum und die Macht des portugiesischen hohen Adels, deren meistes Vermögen in Brasilien war, vermindern würde. Doch, König **Philipp** der vier-

te, unter dessen Regierung sich dieses ereignete, zeigte, daß dieser Verdacht ungegründet war. Er schikte augenbliklich Befehle nach Portugal, eine Flotte zur Wiedereroberung von S. Salvador auszurüsten, und schrieb zu gleicher Zeit einen eigenhändigen Brief an den Adel, worinn er dessen Beystand in dieser Gelegenheit verlangte.

Dieses belebte den Muth der Nation wieder: und die portugiesische Herren griffen sich so nachdrücklich an, daß sie in Zeit von drey Monathen eine Flotte von 26. Segeln bereit hatten, in See zu laufen. Und, ob gleich die Spanier nicht eben so eilfertig waren, so vereinigte sich doch im Februar 1626. ihre Flotte mit der portugiesischen, und gieng unter dem Commando des Don Fridrich de Toledo Osorio, Marquis von Valduesa, mit 15, 000. Mann am Bord, unter Segel.

Mittlerweile, da die Holländer, S. Salvador und die dasige Gegenden im Besitze hatten, fiengen sie entweder aus Verachtung der Portugiesen, oder aus einer ausschweifenden Begierde nach Beuthe, an, sich auf allen Seiten, sehr unbesonnen auszubreiten. Allein, der heldenmüthige Erzbischof überzeugte sie bald von ihrem Irrthum. Er hatte nunmehr 1500. Mann zusammen gebracht, und mit diesen schnitte er ihnen nicht nur ihre meiste Partheyen ab, sondern jagte sie auch zulezt in die Stadt zurück, blockirete sie darinn, und brachte sie in die äusserste Noth. Kaum hatte er dieses gethan, als er das Commando zuerst dem Nu-

nez

nez **Marino**, und nachher dem **Don Franz de Mauro** übergab, und sich erklärete, seine Commißion höre mit derjenigen Noth auf, welche ihn gezwungen hätte, dieselbe zu übernehmen.

In dieser Lage befanden sich die Sachen, als die vereinigte Flotten von Spanien und Portugal in der **Bay aller Heiligen** anlangte. **Don Emanuel de Menessez** landete augenbliklich mit 4000. Mann, und stieß zu dem Heer vor dem Platze. Dem ohnerachtet war der holländische Gouverneur entschlossen, denselben bis aufs äusserste zu vertheidigen: allein, die Besatzung empöhrete sich, und zwang ihn, denselben am 20sten April zu übergeben: worauf die spanische und portugiesische Befehlshaber, in der Meynung, daß der Krieg zu Ende sey, und daß die Holländer, wie die Franzosen, sich nicht mehr würden gelüsten lassen, neue Versuche auf Brasilien zu thun, im Triumph mit der Flotte nach Hause giengen.

Doch, sie hatten sich in ihrer Meynung sehr betrogen. Denn die reiche Beuthe von **S. Salvador**, welche der Admiral **Willikens** nach Holland gebracht hatte, machte die Holländer begierig, andere Züge von eben der Art zu unternehmen, und ermunterte die westindische Gesellschaft, auf einen neuen Zug bedacht zu seyn. Sie rüsteten demnach eine starke Flotte von 46. Kriegsschiffen unter dem Commando des Admirals **Lonk**, nebst einem starken Korps Landtruppen am Bord unter dem General **Wardenburg**, aus, welche unter Segel gieng, und am 3ten Februar 1630.

vor

vor **Fernambuca** anlangte. General **Wardenburg** landete am 15ten eben desselben Monaths mit ohngefehr 3000. Mann, marschirete geraden Weges nach der Stadt **Olinda**, die er durch drey Forts beschüzt fand, wovon jedes mit einer zahlreichen Besazung versehen war. Nichts desto weniger grief er sie alle an, und eroberte sie alle, wiewohl nicht ohne einen tapfern Widerstand: und dieses Glück erschrekte die Einwohner der Stadt dergestalt, daß sie sich sogleich ergaben, ohnerachtet die Eingebohrene, welche die christliche Religion angenommen hatten, einen grossen Muth bezeugten, und sich bey dieser und jeder andern Gelegenheit äusserst tapfer und getreu erwiesen.

Indessen da General **Wardenburg** sich dergestalt am Lande beschäftigte, war Admiral **Lonk** nicht weniger geschäftig zur See: und wie die Portugiesen keine beträchtliche Seemacht hatten, womit sie ihm die Spize hätten biethen können; so bezwang er in sehr kurzer Zeit die ganze Küste, welche Olinda gegen Süden liegt, sicherte und befestigte jeden Plaz, der ihm in die Hände fiel, weil sie entschlossen waren, sich im Lande dergestalt festzusezen, daß die Holländer im Stande wären, ihren Plaz wider die ganze portugiesische Macht zu behaupten.

In dieser Absicht beschloß der Admiral **Lonk**, sich, es möchte kosten, was es wolte, eines sehr starken Postens zu bemächtigen, welcher hierzu am tauglichsten schien, und wovon wir unsern Lesern einige Nachricht geben müssen.

Die ganze Küste von Brasilien ist von einer dicken und flachen Reihe von Felsen umgeben, welche in einigen Plätzen zwanzig, und in andern dreyßig engl. (*) Ellen breit ist: und befänden sich nicht verschiedene Oeffnungen und Eingänge in dieser felsigten Einfassung, so würde man sich der Küste unmöglich nähern können. Insbesondere ist **Olinda** gegen Norden, ein sehr breiter Eingang: allein, die Felsenreihe kommt fast vor der Stadt wieder zum Vorschein, und die Einwohner setzen bey hohem Wasser, oder zur Fischzeit, in Booten auf dieselbe über. Dieser Theil der Reihe wird von den Portugiesen, **Reciffo**, und von den Holländern das **Receif** genannt. An der nördlichen Spitze befindet sich ein sehr enger Eingang für die Schiffe, sich der Stadt zu nähern: und zwischen dieser Reihe von Felsen und dem festen Lande liegt eine sandigte Insul, welche ohngefehr eine Meile lange ist, und das **sandigte Receif** genannt wird. Auf dieser Insul, welche im 8ten Grade 20sten Minute Süderbreite liegt, stund ein festes Schloß, das Fort S. **George** genannt, welches mit Geschütze wohl versehen war, und für unüberwindlich gehalten wurde. Dieses Fort eroberte der holländische Admiral, befestigte hierauf das **steinigte Receif**, und machte dasselbe zum Hauptsitze der Handlung: und nachmals wurde es einer der wichtigsten Plätze in Brasilien.

Die Portugiesen und Spanier waren über die Nachricht von diesem zweyten Versuche auf Brasilien, und über

(*) Die englische Ellen sind länger als die deutsche.

über die Eroberung der Capitainschaft Fernambuca durch die Holländer, äusserst bestürzt: sie beschlossen daher, augenbliklich eine Macht dahin zu schicken, welche fähig wäre, sie von dannen zu vertreiben, und sich dieses Landes in Zukunft für sich selbst zu versichern. Allein, die wenige Liebe der Portugiesen gegen die spanische Regierung, verwirrete und zerrüttete ihre Maasregeln dergestalt, daß sie eine geraume Zeit mit der Ausrüstung einer Flotte zubrachten: während welcher die Holländer eifrig waren, sich zu befestigen, ihre Eroberungen zu erweitern, und alle nöthige Maasregeln zu ihrer Vertheidigung zu nehmen, worinn sie mit der äussersten Emsigkeit und Wachsamkeit verfuhren.

Die holländische Flotte war kaum aus Brasilien zurückgekommen, als der Admiral Pater mit einer viel stärkern Macht dahin geschikt wurde, um das ganze Land zu erobern. Er langte am 1sten May 1631. Angesichts der Küste von Fernambuca, an: und fand die Stadt Olinda, durch ein zahlreiches Heer, unter dem Commando des berühmten portugiesischen Feldherrn Altuquerque, genau eingeschlossen, der 400. Mann unter der Anführung eines erfahrenen Officiers ans Land gesezt hatte, die feindliche Werke in Augenschein zu nehmen, damit er sich wegen der besten Art den Angrif anzufangen, entschliessen könnte. Als aber die holländische Besazung seine Flotte vor Anker kommen, und die Truppen gelandet sahe, that sie einen so nachdrücklichen Ausfall auf die Belagerer, daß dieselbe genöthiget wurden, sich mit einem beträchtlichen

chen Verluste von der Stadt zurücke zu ziehen. Der Admiral **Pater** sezte hierauf seine Landsleute in den Stand, ihre Eroberung sehr beträchtlich zu erweitern, insbesondere gegen Süden: und war Vorhabens, die Stadt S. **Salvador** zur See und zu Lande anzugreifen; wurde aber hieran durch die Nachricht gehindert, daß die Spanier und Portugiesen eine starke Flotte ausgeschickt hätten, welche wirklich im See wäre, um Brasilien zu Hülfe zu kommen.

Diese Flotte bestund in ohngefehr dreyßig Schiffen, unter dem Commando des Admirals **D'Oquendo**, der in einem sehr schlechten Zustand aus Spanien absegelte, aber an den canarischen Insuln mit 15. andern, und bey den grünen Vorgebirgsinsuln dergestalt verstärkt wurde, daß seine Flotte aus 54. grossen Schiffen bestund. Der holländische Admiral hatte nur sechzehen: allein, er war eifrig für die Ehre seines Vaterlandes, und faßte den herzhaften Entschluß, sich dieser erstaunlichen Schwäche ohnerachtet zu schlagen, und so gar, den Feind aufzusuchen. Er that es auch im 6ten Grad der Süderbreite. Allein, sobald sie einander ins Gesichte kamen, und die holländische Flotte sahe, wie mißlich dieser Kampf allem Ansehen nach werden müßte; segelten zehen von den Capitains davon, und liessen den Admiral bloß mit sechs Schiffen zurücke, sich mit einem Feinde zu schlagen, welcher beynahe zehenmale so stark war als er: und ob er gleich zwo Flaggen unter sich hatte, so waren doch diese zu ihrem unsterblichen Ruhme von denen, welche zu ihm gestossen

Admiral Lichthart greift mit 4. Schiffen einer Fregatte, und einer Barque die Portugiesische Flotte von 17. Segeln an.

sen waren: so, daß zu sechs Schiffen, drey Admirals vorhanden waren. Die Schlacht war langwührig und blutig: denn, viele von den portugiesischen Schiffen wurden in Grunde gebohret, und es ist handgreiflich, daß, wenn die zehen andere Schiffe ausgehalten hätten, der Siege sich für die Holländer müßte erkläret haben. Allein, endlich wurde Admiral Theiß im Prinzen Wilhelm in Grund gebohret, kurz nachher fiel zum Unglücke eine Kugel in des holländischen Admirals Pulverkammer, das Schif flog in die Luft, und dieser tapfere Mann kam um. Hierauf zogen sich die noch übrige vier holländische Schiffe zurücke; thaten es aber mit solcher Geschiklichkeit und Muthe, daß sie nicht nur unverlezt zu Olinda ankamen, sondern auch noch ein portugiesisches Kriegsschif mitbrachten, so sie erobert hatten: und man kan in Wahrheit behaupten, daß niemals eine rühmlichere Schlacht vorgefallen ist.

Als der Admiral D'Oquendo auf der Küste anlangte, begnügte er sich damit, daß er dem Heer unter dem Albuquerque Erfrischungen und Verstärkungen zuschikte: that aber keinen Versuch auf die Stadt Olinda: der grosse Verlust, den er in der Schlacht erlitten hatte, und der sich überhaupt auf nicht weniger als dreyzehen Segel belief, die erobert oder in Grund gebohret wurden, nöthigte ihn, die Sachen in einem nicht viel besseren Zustande zu lassen, als worinn er sie gefunden hatte. Nachdem er also seine Schiffe wieder ausgebessert hatte, gieng er im Monath October nach Lissabon unter Segel; hatte aber unterwegens

das Unglück, vier starken bemannten holländischen Kriegsschiffen zu begegnen, die sich herzhaft entschlossen, ihn anzugreifen, ohnerachtet er noch vierzig Segel, und zwar meistens grosse Schiffe, stark war.

In diesem Gefechte verlohr D'Oquendo den Capitain seines eigenen Schiffes, mit 22. andern Capitains, seinen Viceadmiral, drey Kriegsschiffe, zwo Fregatten, und ohngefehr 700. Gemeine: worauf er mit den elenden Ueberbleibseln seiner unglücklichen Flotte nach Hause zurückkehrete. Allein, der Tadel fiel gänzlich auf die Ministers, die ihn, aller seiner Vorstellungen ohnerachtet genöthiget hatten, mit Schiffen auszusegeln, welche nur halb ausgerüstet und bemannet waren.

Wie nun diesem Unglücke nicht mehr konnte abgeholfen werden, so bezeugten die Minister ihren Eyfer, alles mögliche anzuwenden, um dasselbe wieder zu ersetzen. Sie gaben daher Befehle, eine stärkere Flotte auszurüsten, sie besser zu versehen und zu bemannen: welche unter dem Commando des Don Friderichs de Toledo, der sich einen grossen Ruhm erworben hatte, unter Segel gehen solte. Doch, aller ihrer Bestrebungen ohnerachtet konnte in dieser Jahreszeit nichts mehr ausgeführet werden: es wurde also auf den nächsten Frühling verschoben: und alsdenn waren sie entschlossen, eine solche Macht auszuschicken, das dem Krieg auf einmal ein Ende machen solte. Wie es aber viel leichter ist, im Cabinette grosse Entwürfe zu machen, als dieselbe auszuführen; so kehrete dieser welt-

be-

berühmte Admiral, ohneracht et er wirklich seine Reise mit einer sehr starken und mit allem sehr wohl versehenen Flotte unternahm, doch nach Portugal zurücke, ohne etwas wichtiges gethan zu haben.

Viertes Hauptstück.

Das erstaunliche Glük der Holländer, wider die vereinigte spanisch- und portugiesische Macht, bewegt die Directors der westindischen Gesellschaft, den Grafen Moriz von Nassau, als Stadthalter, nach Brasilien zu schicken, der durch seine weise Maasregeln, und kluge Regierung den besten Theil dieses Landes einnimmt und anbauet.

Indessen machten sich die Holländer diese Verzögerungen zu Nutze, und machten in Zeit von sieben Jahren erstaunliche Progressen: Sie eroberten die Capitainschaft Fernambuca, Tamaraca, Paraiba und Rio-Grande. Kurz, die Holländer hatten ein so erstaunliches Glück gegen die Spanier in diesen und andern Theilen von America, daß sie, von der Zeit der Stiftung ihrer westindischen Gesellschaft, im Jahre 1624. bis in das Jahr 1637. denselben an Geld und an Waaren 45. Millionen holländischer Gulden Werths, verderbten und wegnahmen; und von 800. Schiffen, so die Krone Spanien wider sie ausrüstete, 547. verbrannten, in den Grund bohreten, oder eroberten.

Durch dieses Glücke wurden die Directors der westindischen Gesellschaft bewogen, sich der ostindischen Gesellschaft gleich zu schätzen, und sie faßten den Entschluß, ihren Angelegenheiten einen Mann zum Haupte vorzusetzen, dessen Credit und Macht ihre eigene verstärken möchte. In dieser Absicht warfen sie ihre Augen auf den Grafen **Johann Moriz** von **Nassau**, einen nahen Anverwandten, des Prinzen von **Oranien**, der sich selbst im Dienste der Generalstaaten mit grossem Beyfall hervorgethan hatte.

Dieser Herr nahm den Vorschlag mit Vergnügen an; und wurde zum Gouverneur von Brasilien und Südamerica erkläret: und damit er sein Amt auf eine seiner Würde und Rang gemässe Art antretten möchte, beschloß die Gesellschaft, eine Flotte von 32. grossen Schiffen, mit 2700. Mann Landtruppen, auszurüsten: weil aber der Graf ungedultig war, abzureisen, so segelte er, ehe dieselbe ausgerüstet waren, am 25sten October 1636. bloß mit vier Schiffen und 350. Soldaten am Borde, voraus. Mit diesem kleinen Geschwader langte er am 23sten Jannar 1637. mit **Adrian van der Dussen**, welcher bey der Insul **Madeira** zu ihm gestossen war, auf der brasilianischen Küste an, und ihm folgten bald andere Capitains nach.

Graf **Moriz** zog mit zwey beträchtlichen Korps ins Feld. Das eine bestund aus 300. Mann, mit diesen beschloß er, das portugiesische Heer anzugreifen, und das andere von 600. solte zu allerley Unternehmungen gebraucht werden, um den Feind zu zertheilen und zu ver-

verwirren, der eine starke Macht, unter dem Commando des Grafen von **Banjola**, eines sehr tapfern und erfahrenen Officiers im Felde hatte, welcher seine meiste Truppen zu **Porto Cavallo** zusammen zog. Dahin marschirete Graf **Moriz**; und nach einem sehr hartnäckigten Widerstande, wurden die Portugiesen geschlagen, und zulezt in ihrem Lager überwältigt, ohnerachtet es stark verschanzet war. Der Graf von **Banjola** zog sich hierauf mit den Ueberbleibseln seiner Mannschaft, unter die Canonen der Citadelle von **Povacaon** zurücke, von wannen er gleichfals auf die Annäherung der Holländer abzog, welche diese Festung, worinn eine Besatzung von 600. Mann lag, belagerten und wegnahmen.

Hierauf eroberte Graf **Moriz** die Stadt **Openeda** am S. Franciscostrohm; erbauete eine Citadelle daselbst, und eine andere an der Mündung des Strohmes, wordurch er seine neue Eroberung nachdrücklich dekte. Nachmals kehrete er nach **Olinda** zurücke, richtete die bürgerliche und kriegerische Staatsverfassung ein: und rüstete zwo Flotten aus, die eine unter dem Admiral **Lichthart**, welcher Befehl hatte, die südliche Küste von Brasilien anzugreifen, und die andere unter dem Commandore **Johann Kühn**, der zu einer noch wichtigeren Unternehmung bestimmt war, welche in einer Niederlassung auf der gegen über gelegenen Küste von Africa bestund. Zu diesem Ende wurde beschlossen, die Festung **S. George de la Mina** auf der Küste von **Guinea**, welche die Portugiesen

besassen, anzugreifen. Denn, da die Holländer eine starke Colonie in der dasigen Nachbarschaft hatten, so schikte der Gouverneur derselben Nachricht an den Grafen **Moriz**, daß es nun die gelegene Zeit sey, diesen wichtigen Entwurf auszuführen. Commodore **Johann Kühn** stieß am 25sten Julius zum holländischen Gouverneur, worauf sie die Festung, welche eine von denen stärksten in diesem Weltheile war, angriffen, und nach einer regelmäßigen Belagerung die Portugiesen zur Uebergabe nöthigten. Nach diesem Glücke kehrete Commodore **Kühn** nach **Olinda** zurücke, wo er von Graf **Moriz** mit allen Merkmalen der Ehre und Höflichkeit empfangen wurde, die er durch die Leistung eines so wichtigen Dienstes verdienet hatte.

Der Feldzug von 1638. war eben so rühmlich für die Holländer. Denn, als der Graf von **Banjola** ein zahlreiches Heer versammelt hatte, die Capitainschaft **Segerippa** zu beschützen, grif ihn Graf **Moriz** an, schlug ihn, eroberte die Hauptstadt und bezwang die ganze Provinz. Dieser wichtige Sieg bewog die Eingebohrene von **Siarra**, einer von den nördlichen Capitainschaften, sich für die Holländer zu erklähren, und wenn man ihnen die Widerherstellung des Genusses ihrer Freyheit verspräche, ihren Beystand wider die Portugiesen anzubiethen; hierauf wurde ein Korps Truppen abgeschikt, welches zu ihnen stieß, und dieses ganze Gebiethe unter den Gehorsam der Holländer brachte.

Graf

Graf Moriz beschloß hierauf, S. Salvador, in der Bay aller Heiligen, anzugreifen, welches für die Hauptstadt von ganz Brasilien gehalten wurde. Zu diesem Ende nahm er alle Mannschaft, die er zu Olinda versammlen konnte, an Bord, und landete sie in der Bay aller Heiligen, in Hofnung, die Portugiesen zu überraschen. Der Graf von Banjola, welcher mit einem kleinen Korps regelmäßiger Truppen in der Nähe stund, warf sich augenbliklich in die Stadt, obgleich der Gouverneur sein abgesagter Feind war, und Graf Moriz erwartete, daß die zwischen denselben obwaltende Zwistigkeiten, seine Eroberung der Stadt befördern würden. Der portugiesische Gouverneur machte auch wirklich im Anfang dem Grafen von Banjola das Commando streitig. Allein, dieser Herr sagte zu ihm, ihre Händel würden bloß zu ihrem bederseitigen Untergange gereichen, dahingegen, wenn sie einig wären, jeder von ihnen so groß werden könnte, als sie wünschten. Worauf der Gouverneur versezte: „Herr ich sehe, daß Sie weiser sind, als ich, und niemand soll ihren Befehlen pünktlicher gehorchen.“ Der Graf Moriz machte sich, ohne grossen Widerstand, Meister von dem starken Fort S. Albert, von dem Fort S. Bartholomäus, und von der berühmten Citadelle S. Philip. Durch dieses Glücke ermuntert, errichtete er zwo Batterien, um das Fort Roses, welches die Stadt auf der einen Seite bedekte, und ein Hornwerk, das ihm Hauptstärke auf der andern ausmachte, zu beschiessen. Zwischen diesen lag ein Stü-

cke Landes, das mit Gebüschen und Gesträuchen bedekt war, wohin Graf von Banjola dem Gouverneur rieth, sich mit 400. Mann zu postiren, indessen da er selbst einen Ausfall thun wolte. Dieser Entwurf wurde glüklich ausgeführet. Denn, als sich die Holländer nach einem hartnäckigten Gefechte bestrebten, sich durch diesen Grund zurückzuziehen, wurden sie von hinten zu angegriffen, und verlohren vier Officiers von Rang, ihren vornehmsten Ingenieur, und 300 Mann von ihren besten Leuten: worauf Graf Moriz das eroberte Schloß verließ, und die Belagerung mit einiger Verwirrung aufhub.

Als Graf Moriz von diesem fruchtlosen Feldzuge zurückkam, legte er sich mit dem äussersten Fleisse auf die Einführung guter Ordnung und vollkommener Zucht, in allen Theilen seiner Regierung: er befestigte die Gränzplätze, musterte seine Mannschaft in Person, ernannte erfahrene Officiers, sie zu commandiren, und gab denen, von den Eingebohrenen, welche eine Neigung äusserten, ihm beyzustehen, oder friedsam unter dem Schutze der Holländer zu leben, die grössesten Aufmunterungen. Hierdurch verhinderte er den Feind, sich seinen lezten Vortheil zu Nutze zu machen.

Mittlerweile hatte die spanische Regierung einen genauen Bericht vom Zustande der Sachen in Brasilien erhalten, und sich entschlossen, eine Flotte und ein Heer auszuschicken, die stark genug wären, dem Krieg auf einmal ein Ende zu machen, und die Holländer zur Verlassung aller ihrer Eroberungen zu zwingen. Die-

se Flotte bestund aus 26. doppelt bemanneten Gallionen; 20. grossen Kriegsschiffen, und 5000. Mann regelmäßiger Truppen, unter dem Commando, des Don Fernandez Grafen de las Torres: welcher im Herbste des Jahres 1639. unter Segel gieng, und unterwegens wichtige Verstärkungen bekam. Weil er aber das Unglück hatte, durch Windstille auf der africanischen Küste aufgehalten zu werden; riß die Pest auf seinen vollgepfropften Schiffen ein, und über 3000. Mann hinweg, ehe er die Bay aller Heiligen erreichte: und die Ueberbleibsel seiner Mannschaft waren in einem so schlechten Zustande, daß er sie in Erfrischungsquartieren legen mußte. Die Holländer warteten indessen mit grosser Ungedult auf die Verstärkung, welche kurz nachher aus Holland ankam.

Dem ohneracht lief der Graf de las Torres im Januar 1640. mit einer Flotte von 93. grossen und kleinen Segeln, nebst 12000. Mann am Bord, in See. Graf Moriz versammelte 41. Kriegsschiffe, und erwartete die Portugiesen innerhalb vier Meilen von dem Hafen von Olinda. Die holländische Flotte wurde unter seiner Excellenz dem Grafen, von Wilhelm Loos, einem holländischen Admiral von grosser Tapferkeit, commandiret. Am 12ten eben desselben Monaths stiessen die Flotten aufeinander, griffen sich nahe an der Insul Tamaraca an, und schlugen sich von 1. Uhr Nachmittags bis in die Nacht. In diesem Gefechte büßten die Holländer ihren tapfern Admiral Loos, und nur drey andere Mann ein. Den andern

Tag übernahm seinen Posten **Jacob Huyghens**, der die spanische Flotte zum zweytenmale angrif, und wichtige Vortheile erhielte. Den folgenden Tag grief er sie zum drittenmale mit noch grösserem Glücke auf der Küste von **Paraiba**, an: doch den grössesten Sieg erfochte er am vierten Tage, woran die Portugiesen einen entsezlichen Verlust litten, und zulezt auf die Sandbänke auf der Küste gejagt wurden, wo viele durch Schifbrüche, und noch mehrere durch Hunger und Durst umkamen. Diejenige, welche entwischten, bestrebeten sich, nach Spanien zurückzukehren. Weil aber grosse Streitigkeiten unter den Befehlshabern entstunden, so trenneten sie sich, wordurch nur zwey Kriegsschiffe und vier Gallionen glücklich in die spanische Häfen zurückkehreten, und auch diese selbst mit grosser Schwierigkeit einer holländischen Flotte entwischten, welche eben damals nach Brasilien segelte.

Indessen hatten die Portugiesen erfahren, daß Graf **Moriz** seine ganze Macht am Bord seiner Flotte genommen hatte; sie fielen daher die holländische Niederlassungen an, und nahmen verschiedene Plätze weg. Doch, **Johann Kühn** hemmete sie bald an der Spitze eines Korps von Colonisten, und wie kurz nachher der Admiral **Lichthart**, und der Commodore **Cornelius Jol** mit wichtigen Verstärkungen aus Holland ankamen; so wurde der erstere ohnverzüglich von Graf **Moriz** in die **Bay aller Heiligen** geschikt, wo er das Land mit der grössesten Grausamkeit verheerete, in-

indessen da Commodore Jol, in der Gegend des S. Lorenzstrohmes nicht barmherziger verfuhr.

Der Graf von Montalvan, der portugiesische Unterkönig von Brasilien, schikte sogleich Abgeordnete ab, die Grausamkeit dieses Verfahrens vorzustellen, und zu verlangen, daß das Verfahren des Kriegs solte bestimmet und in Ordnung gebracht werden, damit man in Zukunft solchen abscheulichen Scenen des Mordens und der Verheerung vorbeugen könnte. Wie nun Graf Moriz diese Befehle zu Folge der Verhaltungsbefehle der Gesellschaft, mit Widerwillen ertheilet hatte; so ergrif er diese Gelegenheit mit Freuden, seiner eigenen Neigung zu folgen, und erbot sich, unverzüglich Commissairs nach S. Salvador zu schicken, und einen Provisionalvertrag mit dem Unterkönig zu schliessen. Doch, die Abreise dieser Abgeordneten wurde durch die Ankunft von zween Herren von Range verhindert, welche von dem Grafen von Montalvan kamen, und dem Graf Moriz die erstaunliche Revolution meldeten, so sich in Portugal zugetragen hatte: welche wahrscheinlicher Weise einen grossen Entschluß auf den Zustand der brasilianischen Angelegenheiten haben müßte, weil die Holländer den brasilianischen Krieg nicht wider die portugiesische Nation, sondern nur wider die Portugiesen als Unterthanen von Spanien, geführet hätten.

Diese Revolution, welche eine der plözlichsten und glücklichsten in der Welt war, ereignete sich im December 1640. Johann, Herzog von Braganza, sezte

sich

sich auf den Thron seiner Voreltern, und nahm den Titul Johann des Vierten an; wordurch die sämtliche portugiesische Länder, die kleine Stadt Ceuta in Africa ausgenommen, in seinen Besiz kamen. Graf Moriz erhielte bald eine zuverläßige Nachricht von der ganzen Sache; er sahe voraus, daß sie entweder einen Frieden oder einen Stillstand zwischen denen Generalstaaten und dem neuen König nach sich ziehen würde. Er beschloß daher, die äusserste Eilfertigkeit anzuwenden: und machte sich deshalb gänzlich Meister von der Capitainschaft Segerippa, welche die Portugiesen wieder eingenommen hatten, bezwange die Insul Laonda, auf der Küste von Congo, und die Insul S. Thomas, welche gerade unter der Equinoctial-Linie liegt: und wie ihm seine Verhaltungsbefehle die Capitainschaft Maragnan, als ein gesundes Land, welches einen Ueberfluß an Zucker, Cotton, Tabak, Jngwer und andern kostbaren Gütern hätte, empfahlen; so fertigte er den Admiral Lichthart und den Commodore Johann Kůhn, mit sechs Kriegsschiffen, und sechs Fregatten ab, womit sie die Insul Maragnan, und die Stadt S. Ludewig bald bezwangen, worauf sich die übrige Gebiethe ohne Widerstand ergaben: so, daß zu Ende des Jahres 1641. die Holländer, sieben von den vierzehen Capitainschaften, worein Brasilien eingetheilet war, in ihrem Besitze hatten.

König Johann der Vierte, schikte bald einen Abgesandten nach dem Haage, um den Generalstaaten vorzustellen, wie vernünftig es sey, daß sie seinen Titul

erkennten, und was für Vortheile ihnen aus einem gegenseitigen guten Verständniß miteinander, zuwachsen würden. Die Holländer erkannten seinen Titul ohne Verzug, weil sie aber durch den Krieg zu gewinnen glaubten, und sich für zu stark für Portugal hielten, wenn es nicht mehr von Spanien unterstüzt würde, so verzögerten sie den Schluß des Tractates so lange als möglich war. Doch, am 13ten Junius 1641. unterzeichneten sie ein Truz- und Schuzbündniß mit dieser Krone, in Ansehung ihrer bederseitigen Staaten in Europa, und einen Stillstand auf zehen Jahre in Ost- und Westindien. Als man sich aber nochmals beschwehrete, daß sie denen Portugiesen, nach der Bekanntmachung des Stillstandes, verschiedene Pläße abgenommen hatten; weigerten sie sich, einige derselben wieder abzutretten; und ob sie gleich Befehle gaben, einige andere auszuliefern; so waren doch diese Befehle auf eine solche Art abgefaßt, daß die meiste von den holländischen Gouverneurs sich weigerten, denselben zu gehorchen.

Auf dieses unverantwortliche Verfahren, versuchte der portugiesische Unterkönig und die übrige dieser Nation in Brasilien, denen Holländern mit Nachahmung ihrer eigenen Kunstgriffe entgegen zu arbeiten. Sie rühmeten die Weißheit der holländischen Regierung, stelleten sich, als wenn sie sich auf die ihnen gesezte Verheissungen zuversichtlich verliessen, und nahmen alle die Entschuldigungen, die man ihnen für die Nichterfüllung brachte, zufrieden an. Hierdurch überredeten

ten sie den Graf Moriz und die Directors der westindischen Gesellschaft, daß die holländische Gebiethe nunmehr wirklich berichtiget wären, und daß sie hinfort in Brasilien nichts mehr weder von den Eingebohrenen, noch von den Portugiesen, zu befürchten hätten. Allein, diese Kunstgriffe würden vermuthlich fehlgeschlagen haben, wenn sich die Directors der westindischen Gesellschaft nicht, gewisser masen, selbst in diese Zusammenverschwöhrung eingelassen hatten.

Denn, da sie sahen, daß sie nunmehr besassen, wornach sie schon so lange gestrebt hatten, schikten sie wiederholte Befehle an den Graf Moriz, solche Maasreguln zu nehmen, wordurch ihre Einkünfte vermehret würden, und insbesondere, eine grosse Menge von Zucker und andern kostbaren Waaren zu übersenden: mit Befehl, diejenige, welche der Gesellschaft schuldig wären, zu zwingen, ihre Schulden, nicht nach und nach, sondern auf einmal zu bezahlen. Graf Moriz stellete ihnen vor, daß die Vollziehung dieser Befehle viele Ungemächlichkeiten nach sich ziehen würde; daß man einen langwührigen Krieg geführet, und das Land erst kürzlich unter ihre Bottmäßigkeit gebracht hätte; daß die meiste von denjenigen, die der Gesellschaft schuldig seyen, Portugiesen wären, die sich in ihrem Gebiethe niedergelassen, und bisher wohl aufgeführet hätten, und daher gütig solten behandelt, und nicht aufs äusserste getrieben werden. Allein, die Directors wolten seinen Vorstellungen kein Gehör geben. Sie wußten, daß Brasilien sehr reich sey, und konnten daher nicht

ein-

einsehen, warum alle seine Producten nicht augenblicklich nach Holland solten geführet werden.

Ueber andere Dinge waren sie nicht weniger verdrüßlich. Dem Receif gegen über lag eine bequeme Insul, auf welcher der Graf eine neue Stadt anlegen, und sie hauptsächtlich aus den Trümmern der Stadt Olinda wohl befestigen ließ. Diese Stadt, die er Morizburg nannte, wurde in kurzer Zeit ein sehr wichtiger Platz, und er vereinigte sie hierauf mittelst einer steinernen Brücke, mit dem Receif, welches der Stapel der holländischen Handlung geworden war.

Ohnerachtet alles dieses zum Nutzen der holländischen Einwohner, und um das Capital der Gesellschaft für aller Gefahr zu sichern, veranstaltet wurde, so kostete es doch vier Tonnen Goldes, und diese Kosten konnten sie nicht verdauen. Doch am meisten ärgerten sie sich über den schönen Pallast, welchen Graf Moriz für sich selbst erbauen ließ. Dieses prächtige Gebäude wurde in dem bequemsten Theile der Stadt, und mitten unter zierlich angelegten Gärten erbauet, die mit Cacoas von verschiedenen Gattungen, Citronen, Pomeranzen, Granatenäpfel, Feigen- und andern Fruchtbäumen bepflanzt waren. Der Pallast stund an einem Orte, wo man die reitzendeste Aussicht sowohl zur See als zu Land, hatte. Vor dessen Fronte stund eine marmorne Batterie, die sich allmählich von der Wasserseite erhob, und mit zehen Stücken schwehren Geschützes bepflanzet war. Graf Moriz hatte auch ein

prächtiges Lusthauß in einiger Entfernung im Lande, welches mit schönen Gärten umgeben, mit künstlichen Fischteichen geziehret, und mit starken Wellen umgeben war: es war überhaupt dergestalt eingerichtet, daß es zu gleicher Zeit ein Lusthauß und ein Festungswerk der Stadt abgab, welche sie auf dieser Seite, als ein Fort bedekte. Er legte auch Thiergärten und Wiesen innerhalb der Festungswerke an, die, wenn sie wohl bebauet wurden, alles hervorbrachten, was zum Unterhalte der Besatzung nöthig war, und in allen Absichten gleich bequem und reitzend waren.

Auf diese Art wendete Moriz diejenige Schätze an, welche die Früchte seiner vielen Siege und weitläuftigen Eroberungen waren, und die ein weniger großmüthiger Mann, als sein eigenes Privatvermögen nach Holland würde gebracht haben. Allein, diese Merkmale eines patriotischen Gemüthes, unterhielten jenen Neid, den man wider ihn gefaßt hatte, und den sie hätten dämpfen sollen: und indem er sich mit Ausbreitung und Versicherung der Macht der Gesellschaft in Brasilien beschäftigte, waren die Directors dieser Gesellschaft in Holland, emsig, seine Aufführung zu tadeln, und seine Ausschweifung in Verwendung so wichtiger Summen, indessen da die Colonie dem Capital der Gesellschaft so wenig abwerfe, zu vergrössern. Sie faßten also den Vorsaz, ihn zurückzurufen, als welches sie für das einzige Mittel hielten, aus der Colonie solche Einkünfte zu ziehen, die der Erwartung der Gesellschaft gemäß wären.

Fünf-

Fünftes Hauptstück.

Graf Moriz von Nassau macht einen Entwurf, ein holländisches Reich in America zu errichten, das der Spanier ihrem gleich, wo nicht überlegen seyn solte. General Browers Feldzug nach Chili, und dessen unglücklicher Erfolg, der durch die schlechte Aufführung der Holländer, und die Zurückberufung des Grafen verursacht wird.

Mittlerweile machte der Graf, welcher einer von den besten Patrioten und geschiktesten Staatsmännern war, die Holland jemals hervorgebracht hatte, den Entwurf, auf einmal ein solches Reich in America zu stiften, daß es, wenn man ihn standhaft ausgeführet hatte, der Wuth aller ihrer Feinde hätte trotzen können. Er sahe deutlich ein, daß die holländische Niederlassung in Brasilien, so schön und blühend sie auch unter seiner weisen und rühmlichen Regierung schien, in nichts verschwinden würde, wenn sie nicht durch neue Eroberungen würde unterstüzt werden.

Als er nun Nachricht erhielte, daß die Einwohner von Chili, welches hinter Brasilien an der Südsee liegt, die Spanier ausgetrieben hätten; so faßte er den Vorsaz, eine holländische Colonie daselbst anzulegen, welches, seines Erachtens, leichtlich unter dem scheinbaren Vorwand, den Eingebohrenen wider ihre herschsüchtige Herren die Spanier beyzustehen, geschehen könnte.

Diesen Entwurf theilete er denen Generalstaaten mit, und zeigte ihnen dessen Nüzlichkeit, durch die Betrachtung, daß es ihnen den Besiz eines grossen, fruchtbaren und anmuthigen Landes verschaffen würde, welches einen Ueberfluß an allen Nothwendigkeiten des Lebens, und die reichste Goldbergwerke in der Welt hätte. Daß es die Spanier demüthigen und eine Handlung in der Südsee eröfnen, und endlich, daß es den Ueberrest ihrer Handlung vollkommen befestigen würde, weil die Sclaven, so sie von ihren Niederlassungen in Africa bekämen, in dieser Pflanzstadt und der von Brasilien abgesezt werden könnten.

Die Staaten genehmigten diesen Vorschlag, und ernannten den Capitain Heinrich Brower, welcher mit Ruhm in Ostindien gedienet hatte, mit einem Geschwader von fünf Schiffen, an deren Bord 1800. Mann giengen, dahin zu segeln. Dieses Geschwader lief am 6ten November 1642. von Texel aus, und langte am 22ten des folgenden Decembers, zu Fernambuca, an der brasilianischen Küste an; von wannen er, nachdem er sich mit Graf Moriz von Nassau, als dem Obersten-Befehlshaber für die Holländer in Brasilien, berathschlagt hatte, am 16ten des folgenden Januars absegelte, und am 5ten Merz die Strasse le Maire, ins Gesicht bekam, wo er in der Bay von Staaten Lande, Anker warf. Hier blieb er bis den 25sten Merz, worauf sie das Vorgebirge Horn umsegelten, und nachdem sie viel von Stürmen gelitten, und die Gesellschaft eines von ihren Schiffen eingebüßt hatten,

mit den vier übrigen auf der Küste von Chili anlangten. Sie steuerten hierauf längst der Küste hin, und kamen am 9ten May, in einem Meerbusen der Südsee, im 41sten Grade, 30ste Minute, Süderbreite, vor Anker, welchem sie den Namen Browershafen ertheileten.

Als sie einen Officier mit einer Compagnie Soldaten ans Land geschikt hatten, entdekten sie eine grosse Menge Schaafe, Ochsen und Pferde, und einige Häuser: allein, die Einwohner waren geflohen. Doch glaubten sie, daß ein Theil des Landes im Besitze der Spanier seyn müßte, weil sie grosse hölzerne Kreutze am Eingange der Häuser stehen sahen: und als sie den folgenden Tag ans Land giengen, beobachteten sie eine Parthey spanischer Reiterey, und einige Canonenschüsse wurden auf das Boot abgefeurt.

Am 20sten May wurde wiederum eine Compagnie von fünfzig Soldaten ans Land geschikt, diese entdekten die Stadt Carelmappa, und hatten ein hitziges Gefechte mit einer spanischen Parthey von 90. Mann, Fusgängern und Reitern, welche von ihnen geschlagen wurden: worauf die Spanier die Stadt verliessen, und die Holländer dieselbe besezten, und bis auf den 25sten daselbst blieben: alsdenn stekten sie die Stadt in Brand, tödteten die Pferde, so sie im Gefechte bekommen hatten, und kehreten auf ihre Schiffe zurücke.

Nachmals steuerten sie nach der Stadt Castro, auf der Insul Chiloe. Bey ihrer Ankunft daselbst am 6ten Junius, erschien ein beträchtliches Korps spa-

nischer Reiterey und Fusvölker auf der Küste; allein, kaum hatten die Holländer einige Soldaten gelandet, als die Einwohner die Stadt in Brand stekten und verliessen, indem sie vorher schon alle Sachen von Werthe hinweg gebracht hatten.

Castro war mit vielen prächtigen Gebäuden gezieret gewesen, und hatte eine anmuthige Lage auf einem Hügel. Sie war mit fruchtbaren Gärten umgeben: die Felder rings herum waren wohl angebauet: und um diese Zeit blieb die Frucht auf vielen Bäumen, ohnerachtet es Winter war. Die Holländer führeten 100. Schaafe und einige Schweine von der Insul weg, giengen am 17ten Junius wieder an Bord, und kehreten nach dem Browerhafen zurücke, von wannen sie vorhabens waren, nach dem Strohme Baldivia zu segeln. Weil sich aber ein heftiger Nordwind erhub, so kehreten sie nach Carelmappa zurücke; wo sie eine Compagnie Soldaten landeten, und drey Spanier gefangen bekamen, von welchen sie erfuhren, daß es Goldbergwerke zu Orsorno, und noch mehrere zu Baldivia gäbe; daß sie aber seit geraumer Zeit nicht seyen bearbeitet worden, weil man die Indianer seit der allgemeinen Empöhrung im Jahre 1595. nicht zum arbeiten gezwungen hätte.

Sie erfuhren auch von einem alten spanischen Weibe, so sie gefangen bekommen hatten, daß vor der obgedachten Empöhrung die Spanier in grosser Herrlichkeit zu Orsorno gelebt hätten, indem der geringste von denselben wenigstens 300. Vasallen gehabt hätte,

wel-

welche verpflichtet gewesen wären, ihren Herren einen gewissen wöchentlichen Tribut an Gold zu erlegen; aber von den Spaniern so grausam wären behandelt worden, daß sie sich einmüthig empöhret, und dieselbe aus Orsorno und andern spanischen Städten vertrieben hätten: und daß die Spanier in diesem Theile von Chili nicht viel mehr ausser Carelmappa und S. Michael de Calembuco besässen. Von derselbigen Zeit an hätten die Indianer von Orsorno, Baldivia und fünf andern Städten ein ziemlich gutes Vernehmen mit den Spaniern bis lezthin unterhalten, hätten aber nunmehr die Waffen wider sie ergriffen.

Die Wahrheit dieser Nachricht wurde von fünf indianischen Caciquen bestätiget, welche an Bord kamen, und die Holländer versicherten, daß es ihnen äusserst lieb sey, zu finden, daß sie gekommen wären, ihnen wider ihre alte Feinde beyzustehen: die Holländer antworteten hierauf, sie hätten Waffen mitgebracht, um sie an die Eingebohrene von Orsorno, Baldivia und andern Plätzen, gegen solche Waaren zu vertauschen, als Chili hervorbrächte, um sie in den Stand zu sezen, ihren Krieg wider die Spanier zu führen, und sie seyen bereit, ihnen nach ihren äussersten Kräften beyzustehen.

Die Chileser versezten hierauf, daß sie sehr mißvergnügt unter der spanischen Regierung zu Carelmappa lebten, und zu ihren Freunden zu Orsorno und Baldivia stossen wolten: allein, die Spanier hätten alle Pässe besezt, und das Land sey durch die Winter-

regen überschwemmet; sie ersuchten daher den Herrn **Brower**, sie in seinen Schiffen nach **Baldivia** zu bringen. Er willigte mit Vergnügen hierein, und sie giengen ans Land zurücke, um ihren Freunden von dem Vorgefallenen, Nachricht zu geben, und sich auf die Reise zu rüsten.

Den folgenden Tag kamen mehrere von den Eingebohrenen an Bord: einer von ihnen brachte den Kopf eines Spaniers mit, den er getödet hatte, und sie erkläreten ihren Entschluß, das spanische Joch abzuschütteln. Herr **Brower** machte ihnen hierauf ein Geschenke von einigen Spiessen, Schwerdtern und Musketen, nebst Pulver und Kugeln, wofür sie ihm einiges schwarzes Vieh schikten.

Bis hieher war der Zug vollkommen gelungen. Allein, Herr **Brower**, der dieser Unternehmung allein, gewachsen war, starb den 7ten August. Capitain **Hackermann**, der ihm im Commando folgte, führete sich so ungeschikt auf, daß die Eingebohrene bald die Beweggründe merkten, welche die Holländer bewogen hatten, ihre Küsten zu besuchen, und erregte Verdacht, den er nachmals ohnmöglich mehr dämpfen konnte.

Der vorige Befehlshaber hatte eine solche zuversichtliche Erwartung eines glücklichen Erfolgs, daß er seinen Landesleuten befohlen hatte, seinen Leichnam mit ihnen zu nehmen, und ihn zu **Baldivia** zu begraben, welches er hatte befestigen wollen: er verabredete mit den Chilesern ihre Zusammenkunft daselbst, wo sie die

Flot-

Flotte antreffen solten: indem er gar nicht an einer allgemeinen Empörung zu ihrem Vortheil zweifelte. Sein grosser Ehrgeiz war, daß ihm in diesem Platze ein Grabmahl zur Vereinigung des Andenkens, daß er der Urheber eines so wichtigen Glücks seines Vaterlandes gewesen, solte errichtet werden.

Doch, wir gehen weiter. Nachdem die Holländer, 470. Chileser an Bord genommen, die sich selbst mit Getrayde, Vieh und andere Lebensmitteln auf die Reise versehen hatten, segelten sie am 21sten des Augusts, nach dem Strohme von Baldivia ab, wo sie am 24sten anlangten.

Als die Holländer den Strohm eine halbe Meile weit hinaufgesegelt waren, erblikten sie drey Canäle, sie wähleten den mittleren, und hatten das Unglücke auf den Grund zu rennen, so, daß es zween oder drey Tage anstund, bis sie alle ihre Schiffe wieder flott bekommen konnten. Bey ihrer Ankunft zu Baldivia fanden sie bloß die Trümmern der ehemaligen Thore, welche sehr hoch, und stark gebauet waren: allein, der Platz war ganz mit Unkraut und Gesträuchen überwachsen. Hier fanden sie 3 = oder 400. Chileser, Reiterey und Fußvölker, die mit 18. Fuß langen Spiessen bewafnet waren, und wovon einige an Bord kamen, sie bey ihrer Ankunft zu bewillkommen. Herr Hackermann hielte hierauf vermittelst eines Dollmetschers eine Anrede an sie, und meldete ihnen, daß die Holländer nunmehr Brasilien im Besitze hätten, welches auf eben demselben festen Lande läge, und im Stande wären,

sie mit Waffen und Munition zu versehen. Er versprach, ihnen ihre Feinde, die Spanier, aus dem Lande jagen zu helfen, und verlangte von ihnen, daß sie ein Schuz- und Truzbündnis mit ihm schliessen solten. Er übergab ihnen auch Briefe vom Prinzen von **Oranien** eben dieses Innhalts, die denen Chilesern verdollmetschet wurden: denn, da weder die ost- noch die westindische Völker einen Begrif von einer republikanischen Staatsverfassung hatten; so gaben die Holländer allezeit in allen ihren Verhandlungen mit diesen entlegenen Nationen vor, daß sie von dem Prinzen von **Oranien**, oder sonst einer einzelen Person authorisiret wären, von welcher sie zu verstehen gaben, daß es ihr Monarch sey.

Die Caciquen versezten, sie wolten sich mit ihren Brüdern zu **Orsorno** und **Coeno** hierüber berathschlagen, und alsdenn nach **Baldivia** zurückkommen. Die Holländer landeten hierauf ihre Soldaten, und der Befehlshaber nahm den Platz in Augenschein, um ein Fort anzulegen. An eben demselben Abend langten über 1000. Chileser von **Orsorno** und **Coeno** an, um mit den Holländern zu traktiren. Den folgenden Tag hielte Herr **Hackermann** durch seinen Dollmetscher eine andere Anrede an sie, worinn er ihnen sagte, die Hauptabsicht seiner Reise sey, denen Chilesern beyzustehen, deren tapfern Thaten bis nach Holland erschollen wären; die Holländer hätten einen mehr als achtzigjährigen Krieg, wie sie, zur Wiedererhaltung ihrer Freyheiten, die sie zulezt behauptet hätten, mit den Spaniern geführet: und wenn die Chileser sich in ein Bünd-

niß mit ihnen einlassen wolten, seyen sie bereit, denselben mit Geschütze, kleinem Gewehr und Kriegsvorrath beyzustehen, welchen sie gegen die Landesprodukten vertauschen wolten: die Caciquen erwiederten hierauf, sie seyen glücklich, daß sie aus so fernem Lande, als Holland, mit Waffen versorgt werden solten, und wolten den Vorschlag in Erwägung ziehen.

Die Holländer fragten hierauf, ob dieselbe sie mit Lebensmitteln versehen könnten, worauf sie willig versprachen, ihnen einen Ueberfluß an Getrayde und Vieh zu bringen. Hierauf schlossen sie ein mündliches Schuz- und Truzbündniß wider die Spanier miteinander: allein, die Chileser weigerten sich schlechterdings, einige geschriebene Artickel aufsetzen zu lassen, indem sie anführeten, dieses sey bey ihnen nicht gewöhnlich, und sie hielten Versprechungen allezeit für heilig.

Die Holländer schritten hierauf zur Erbauung eines Forts zu Baldivia: als sie aber den Vorschlag thaten, denen Eingebohrenen Waffen für ihr Gold zu geben, schienen die Caciquen zu erschrecken, und einen Verdacht auf ihre neue Bundesgenossen zu werfen. Sie erklåreten sich, daß sie keine Goldbergwerke håtten; daß Gold bey ihnen gar nicht im Gebrauche sey; daß sie sich in Wahrheit erinnerten, daß sie ehemals wåren gezwungen worden, denen Spaniern bey Strafe des Verlusts ihrer Ohren und Nasen, die viele von ihnen, welche nicht so viel als man von ihnen forderte, verschaffen konnten, wirklich eingebüßt håtten, schwere Auflagen an Gold zu bezahlen, und dieses habe ihnen einen sol-

 chen

chen Abschen gegen dieses Metall eingeflößt, daß sie es nicht könnten nennen hören: sie seyen weit entfernet, es hoch zu schätzen, wie sie fänden, daß es alle fremde thäten, die sich hierdurch in vieles Unglück stürzten, wovon sie deßwegen frey blieben.

Auf dieses versezte der holländische Befehlshaber, er sey nicht gekommen, das geringste von ihnen zu erpressen, wie die Spanier gethan hätten, sondern er sey bereit, ihnen ihr Gold mit Waffen, oder was für andere Waaren ihnen sonst am anständigsten wäre, zu bezahlen. Die Caciquen merkten hieraus seine Absichten augenbliklich, und schaueten einander an, ohne ein einziges Wort zu antworten. Er hielte hierauf nicht für rathsam, weiter in sie zu dringen; ohnerachtet er wohl wußte, daß es sehr reiche Bergwerke in diesem Theile des Landes gab. Er bemerkte, daß sie heftig erschrocken, und mit dem Argwohn erfüllet waren, daß die Holländer sie ihres Goldes wegen, eben so behandeln möchten, wie die Spanier gethan hatten. Wie nun Herr Hackermann sahe, daß er jezt keinen grossen Beystand mehr von den Eingebohrenen erwarten dürfe, und daß es ihm unmöglich seyn würde, seinen Platz zu behaupten; so fertigte er einen Brief, durch einen seiner Capitains, den er mit zwey von seinen Schiffen abschikte, nach Fernambuca ab, meldete darinn den Zustand seiner Sachen, und verlangte Verstärkung. Mittlerweile fuhr er fort, den Platz, so er zu Baldivia gefaßt hatte zu befestigen, und hofte,

sich

sich daselbst bis zur Ankunft dieser Verstärkungen zu behaupten.

Allein, dieser Expresse war noch keine Woche lang abgefertigt gewesen, als der holländische Befehlshaber seinen Irrthum fühlete, und sahe, was für ein Mißverständniß auch zwischen den Chilesern und den Spaniern herrschen möchte, da die erstere sind eben so sehr für den Holländern, als für ihren alten Feinden, fürchteten; und sich vermuthlich mit den Spaniern vereinigen würden, um sie aus dem Lande zu jagen. Denn, bey seiner nächsten Unterredung mit den Caciquen meldeten sie ihm, daß er keine Lebensmittel von ihnen erwarten müßte: sie bestrebeten sich so gar, ihm durch die Nachricht einen Schrecken einzujagen, daß die Spanier ihre Macht zur See und Land zusammen zögen, um die Holländer von Baldivia zu vertreiben. Kurz nachher riß er seine neu angelegte Festung nieder, nahm seine Mannschaft wieder an Bord, und gieng am 28sten October 1643. nach Brasilien unter Segel: umsegelte das Capo-Horn, und langte, nachdem er nicht länger als zwey Monathe unterwegens gewesen, am 28sten December zu Fernambuca in Brasilien, an.

Immittelst hatte die holländische westindische Gesellschaft ihren sparsamen Entwurf ausgeführet: und wie der Graf ihrer Aufführung eben so überdrüßig war, als sie den seinigen; so legte er am 11ten May 1644. die Stadthalterschaft, welche er acht Jahre lang verwaltet hatte, nieder: und da er bereits abgegangen war, und das obgedachte Geschwader nach Brasilien

zurückkam, konnten die am Borde leichtlich errathen, warum sie nicht beyzeiten waren unterstützt worden, wie sie mit grossem Rechte erwarteten, und wie die Wichtigkeit der Unternehmung es verdienet hätte.

Sechstes Hauptstück.

Die Holländische westindische Gesellschaft entschließt sich nunmehr, aufs sparsamste zu verfahren: entblößt das Land von den Truppen, die zu dessen Vertheidigung nöthig waren; schikt neue Stadthalter dahin, welche den Aufwand der Gesellschaft vermindern, ihren unmittelbaren Profit vermehren, die Festungswerke vernachläßigen, und die ihnen unterthänige Portugiesen unterdrücken: worauf diese zur Erlangung ihrer Freyheit die Waffen ergreifen, und nach einem langwührigen Kriege, die Holländer aus dem Lande jagen.

Der Graf kehrete mit einer Flotte von dreyzehen grossen Schiffen, und ohngefehr 3000. Soldaten an Borde nach Europa zurücke, und hinterließ zur Folge der Verhaltungsbefehle so er bekommen hatte, und des neuen Entwurfs der sparsamen Verfassung, nicht mehr als achtzehen Compagnien zur Vertheidigung der holländischen Niederlassungen in Brasilien.

Die erlauchte Personen, welche den grossen Grafen Moriz von Nassau, einen von den geschiktesten, tapfersten und verdientesten Männern dieser Familie, die

die durch die Helden, so sie hervorgebracht hat, so berühmt worden ist, ablösen solten, waren hauptsächlich Herr Hamel, ein Kaufmann von Amsterdam, Herr de Basis, ein Goldschmied von Harlem, und Herr Bullestraat, einen Schifsbaumeister von Middelburg; Leute von gutem Verstande, und grosser Treue gegen die Gesellschaft: aber kleine Geister, die nicht den geringsten Begrif von Staatssachen hatten. Sie zwangen die Portugiesen, welche unter ihnen lebten, was sie der Gesellschaft schuldig waren, in einer kurzen Zeit zu bezahlen, durch solche Mittel, daß sie die Herzen derselben auf immer verlohren. Sie schikten so gar den Ertrag derjenigen Ländereyen, welche Graf Moriz zur Erhaltung der Festungswerke angewiesen hatte, die sie verfallen liessen, nach Holland. Sie gaben auf sehr leichte Bedingungen den Soldaten Urlaub, nach Hause zu gehen, welche die Kosten des Heeres verminderte: und sogleich das nächste Jahr schikten sie eine grössere Quantität Zucker, als jemals in einem Jahre war ausgeschikt worden, nach Holland. Allein, alle diese so gepriesene Maasreguln gereichten bloß zum Untergange der Pflanzstadt, und die Holländer dieses unschäzbaren Eigenthums zu berauben.

Don Antonio Fellez de Silva, der damalige portugiesische Unterkönig, war ein Mann von grossen Einsichten und Klugheit, und besaß zugleich jede andere Eigenschaft eines guten Stadthalters. Dieser Herr hatte nicht so bald erfahren, daß Graf Moriz zwey Drittheile von der brasilianischen Macht, mit sich nach

Hause

Hause genommen hatte, als er denen Portugiesen, welche unter dem Gebiethe der Holländer lebten, zu verstehen gab, daß sie bloß für Fremde arbeiteten, indessen da sie alles dasjenige, was sie jezt um eine übermäßige Rente pachteten, als ein Eigenthum besitzen könnten, wenn nur ihrem König wieder eingeräumt würde, was ihm von Rechtswegen gehörete. Diese geheime Verstellungen hatten ein grosses Gewichte. Allein, die ganze Unternehmung Brasilien wieder zu erobern, wurde durch Juan Fernandez Viera, einen sehr auserordentlichen Mann gewagt, welcher seiner Herkunft nach ein Fleischerjunge gewesen, und nachher ein Edelknabe einer der Vorsteher von Olinda geworden, als er im Besitze der Portugiesen war. Nachmals wurde er eine Art von Faktor für die Holländer; hatte vier eigenthümliche Zuckerplantationen; ausserdem war ihm die Besorgung vieler andern anvertrauet, und er war durch seinen Fleiß und Geschiklichkeit ungemein reich geworden.

Dieser Mann machte den Entwurf der Zusammenverschwöhrung, überschikte denselben durch jemand, der nichts von der Sache wußte, nach Portugal: und schikte nachher einen von seinen Anverwandten nach Hofe, nebst einem Empfehlungsschreiben an den König, der ihm einen Truppen Reiterey untergab: worauf er daselbst einen Agenten der Zusammenverschwohrenen vorstellete.

Wie nun Viera voraus sahe, daß dieses denen Holländern zu Ohren kommen würde, gieng er gerade zur Rathsversammlung, gestund, was er gethan hatte,

te, und erbot sich, Bürgschaft für seine gute Aufführung zu geben. Zween von den reichesten Portugiesen im holländischen Gebiethe, welche eben so tief in das Complot verwickelt waren, als er selbst, leisteten hierauf Bürgschaft für ihn. Denn, wie er denen vornehmsten Personen in der Regierung, mehr als 200,000. Gulden schuldig war; so hielten sie es für rathsam, ihn nicht zu Grunde zu richten, und durch diesen Kunstgrif sicherte er wirklich seine Freyheit, und sezte sich in den Stand, sein grosses Vorhaben auszuführen, worinn ihm Antonio Cavalcante, und Amador Aragusa, beystunden, welche eben so tief in die Verwaltung der holländischen Angelegenheiten verwickelt waren, und wie er beschlossen, alles, was in ihrem Vermögen stünde, zum Ruin derjenigen beyzutragen, die ihnen ihre Sachen anvertrauet hatten.

Die Ausführung dieses Entwurfs wurde auf den 24sten Junius 1645. angesezt, da eine von den Töchtern des Antonio Cavalcante solte verehelicht, und ein grosses Traktament in des Viera Hause gegeben werden, worzu die meiste Officiers und vornehmste Personen im Dienste der Gesellschaft eingeladen waren, wo sie ohne Zweifel würden gefangen genommen, wo nicht ermordet worden seyn, wäre nicht dieser Entwurf noch den Abend vorher, als er solte ausgeführet werden, entdekt worden. Denn, in diesem Augenblik langte ein Schif von Amsterdam mit Briefen von den Directors der westindischen Gesellschaft an, welche eine Nachricht enthielten, daß der Abgesandte der Ge-

ne-

neralstaaten am portugiesischen Hofe entdekt hätte, daß eine grosse Zusammenverschwöhrung in Brasilien angesponnen wäre, und daß sie wohl thun würden, wenn sie nachforschten, was für Verstärkungen lezthin von Lissabon an die Portugiesen in diesem Lande wären geschikt worden. Dieses Nachforschen veranlaßte Entdeckungen, welche die Holländer mit einer Bestürzung erfülleten, die dem **Viera** und seinen Mitgenossen die Zeit gaben, in die benachbarte Wälder zu flüchten, wo sie augenbliklich die Waffen ergriffen.

Viera nahm hierauf den Charakter eines Feldherrn und Oberbefehlhabers an. Der Oberste **Diaz** unterstüzte ihn mit einigen wenigen portugiesischen Truppen, und der Obriste **Cameron** mit einem zahlreichen Korps von Brasilianern. Er nahm hierauf sein Hauptquartier zu **Pojug**, einer Stadt zwischen dem **Receif** und dem Vorgebirge S. Augustin, so, daß dieser unvermuthete Krieg zum Unglücke der Holländer, im Herzen ihres Gebiethes ausbrach. **Antonio Cavalcante** hezte zu eben derselben Zeit einen andern Theil dieses Landes auf: und **Amador Aragusa** war an der Spitze einer fliegenden Parthey, geschäftig, die sämtliche holländische Plantationen ohne Barmherzigkeit zu verbrennen und zu verheeren.

Als der Rath sich in dieser fürchterlichen Lage sahe, versammelte er alle Truppen, so er zusammen bringen konnte; und machte eine Proklamation bekannt, worinn er alle denjenigen Vergebung versprach, welche sich unterwerfen, und zu ihrer Schuldigkeit zurückekehren

wol=

wolten, ausgenommen dem Viera, Cavalcante und Aragusa. Das Commando einiger weniger schlecht versehener Truppen, die sie zusammen rasten, gaben sie dem Obristen Huys, dem sie den Generalstitul ertheileten: und kurz, sie schikten zween Capitains an den Unterkönig nach der Bay aller Heiligen, um sich über diesen Bruch des Stillstandes, welcher noch vier Jahre lang dauren solte, zu beschwehren.

Der Unterkönig empfieng diese Capitains mit grosser Höflichkeit, und antwortete sehr vernünftig, daß er für die Aufführung der Einwohner desjenigen Theiles von Brasilien, welcher der Krone Portugal unterthänig wäre, Rechenschaft geben müßte: und hätten diese den Stillstand gebrochen, so würde er den Holländern alle Genugthuung, die sie wünschen könnten, gegeben haben: wenn aber die in den holländischen Gebiethern angesessene Portugiesen durch Unterdrückung wären genöthiget worden, die Waffen zu ergreifen, so sey er unschuldig hieran; und es sey sehr ungerecht, es ihm zur Last zu legen.

Diß war die Antwort, so er öffentlich gab. Allein, in einer geheimen Unterredung mit dem Capitain Hoogstraaten, einem der beyden Abgeordneten, brachte er ihn nicht nur auf seine Seite, sondern bewog ihn auch, den wichtigen Posten von S. Augustin, wovon er Gouverneur war, zu übergeben.

Mittlerweile grief General Huys den Obristen Cameron an, und hatte das Unglücke, mit Verlust von 100. Mann geschlagen zu werden. Kurz, nach-

her erschien der portugiesische Admiral Salvador Correa de Bonavides, mit einer zahlreichen Flotte auf der Küsten; worauf der Admiral Lichthart, ohneradhtet er nur fünf Kriegsschiffe hatte, ihm eine Schlacht anbot. Allein, der portugiesische Befehlshaber lehnete sie ab, unter dem Vorwande, daß er keine Befehle habe, wider die Holländer zu fechten, sondern bloß ein Korps Truppen im Gebiethe seines Königs zu landen: welches er nicht so bald gethan hatte, als diese Mannschaft ohne Ceremonien, in das holländische Gebiethe eindrung, und sich aller der Plätze, die ihnen unter den Weg kamen, bemächtigten. Der Rath schikte hierauf Befehle an den General Huys, sich zurückzuziehen; weil er aber auf einen Officier wartete, den er abgeschikt hatte, verschiedene Damen und kostbare Effecten aus dem Lande wegzubringen; so hatte er das Unglücke, von den Portugiesen umringt zu werden, welche ihn zuerst schlugen, und alsdenn ihn und seine Mannschaft gefangen nahmen.

Dem Admiral Lichthart wurden hierauf Befehle geschikt, die portugiesische Schiffe anzugreifen, wo er sie fände: und bey dieser Gelegenheit gab er einen frischen Beweiß seiner Herzhaftigkeit und bewundernswürdigen Geschiklichkeit. Denn, mit vier Schiffen, einer Fregatte, und einer Barque, grief er eine portugiesische Flotte von 17. Segeln an, bekam drey von den grössesten Schiffen, nebst dem Admirale, gefangen, verbrannte und sank beynahe alle übrige, und tödtete 700. Mann.

Die

Dieses Glücke fieng an, die Hofnungen des Rathes zu ermuntern, als sie die unerwartete Nachricht bekamen, daß Hoogstraaten den Posten von S. Augustin verrätherischer Weise übergeben hätten. Für diese niederträchtige That empfieng er die Summe von 18000. Gulden, die auf die Anwerbung eines Regiments von 650. Brasilianern verwendete, zu dessen Obristen er von den Portugiesen gemacht wurde. An der Spitze dieses Korps zog er wider seine Landesleute zu Feld, und führete sich sehr tapfer und getreu im Dienste des Königs von Portugal auf.

Die grosse Ueberlegenheit der Portugiesen sezte sie nunmehr in den Stand, ihre meiste Unternehmungen geschwinde durchzutreiben: in einer kurzen Zeit bemeisterten sie sich fast aller festen Plätze in der Capitainschaft Fernambuca: und endlich blockireten sie das Receif, den einzigen festen Platz, der den Holländern noch übrig war.

Als die Nachrichten von diesem Verfahren nach Holland gelangten, ward das Volk äusserst aufgebracht: und ob sich gleich der portugiesische Gesandte bestrebete, die Generalstaaten zu bereden, daß seine allergetreueste Majestät keinen Antheil an demjenigen hätte, was in Brasilien vorgefallen wäre: so rüsteten doch die Holländer eine Flotte von 52. Kriegsschiffen unter dem Commando des Herrn Blankert, Admirals von Seeland aus, welcher zum Admiral von Brasilien, Guinea und Angola erkläret wurde: und mit ihm schikten sie die Obristen Schuppen und Henderson, welche sich im Dien-

Dienste des Grafen **Moriz** einen grossen Ruhm erworben hatten. Solchergestalt brach ein öffentlicher Krieg zwischen Holland und Portugal aus.

Allein, selten sind einer Flotte so viele unglückliche Zufälle, und so viele Verzögerungen begegnet: denn inner zween Tage von ihrer Abreise aus dem **Texel** müßten sie in den Dünenanker werfen, wo sie zwey Schiffe in einem Sturm verlohr. Sie segelten wiederum ab, und mußten in die Insul **Wight** einlaufen, wo das erste, was sie erblikten, die Trümmern eines grossen holländischen Kauffarthenschiffes von Brasilien mit einer Ladung von unermeßlichem Werthe war, welches gänzlich zu Grunde gegangen war, und von 300. Personen waren bloß 30. gerettet worden. Im Hafen von S. **Helens** blieben sie sieben Wochen lange segelfertig, und wurden zulezt, als sie wider in See giengen, von einem Sturm befallen, durch welchen die Flotte äusserst mitgenommen wurde. Durch diese und viele andere Zufälle, wurden sie so lange aufgehalten, daß sie nicht eher am **Receif** anlangten, als bis die Besatzung in die äusserste Noth gerathen, und auf dem Punkte war, sich zu ergeben. Doch, wurde mit Hülfe dieser Verstärkungen der Krieg noch fortgesezt, und einige geringe Vortheile erhalten.

Allein, im Anfange des Jahres 1647. blockireten die Portugiesen das **Receif** wiederum, wo die ganze Macht der Holländer bloß aus 18, 00. Mann bestund, welche jedoch sich tapfer vertheidigten. Als sie aber endlich mit aller ihrer Macht einen Ausfall thaten, den

Feind

Feind im Felde anzugreifen, wurden sie durch die Menge überwältigt, und mit Verlust von 1100. Soldaten, ihren meisten Officiers, und allem Geschütze und Munition, die sie mit sich geführet hatten, aufs Haupt geschlagen. Dieses benahm ihnen die Begierde, mehrere Ausfälle zu thun: sezte sie aber zu gleicher Zeit in den Stand, sich länger zu halten, weil sie nunmehr Lebensmittel auf sieben Monathe hatten, welche sonst nur auf drey würden hingereicht haben.

Die Progressen der Portugiesen wurden nunmehr so wichtig, daß nichts fähig schien, den gänzlichen Untergang der holländischen Angelegenheiten in diesem Theile der Welt zu verhindern. Dieses veranlaßte eine Art von Nationalverzweifelung, die den Untergang, den man nur zu handgreiflich voraus sahe, noch beschleunigte. Die Provinz Seeland rufte den Admiral Blankert zurücke, mit welchem die meiste Officiers nach Hause kamen, die sie mit ihm abgeschikt hatten. Die Schwiehrigkeiten, so sie auf ihrer Reise dahin antrafen, wurden auf ihrer Rükreise wiederholet: so, daß der Admiral starb, ehe die Flotte in Holland anlangte, wie verschiedene von seinen Officiers, fast so bald sie ans Land kamen. Allein, der Herr Schuck, den die Stadthalter von Brasilien abgeschikt hatten, blieb am Leben, und gab denen Staaten eine so rührende Nachricht von der Lage der Sachen in diesem Lande, daß sie beschlossen, noch ein äusserstes Bestreben zur Erhaltung einer so wichtigen Erwerbung anzuwenden; und Befehl gaben, eine Flotte von 50. grossen Kriegsschiffen

auszurüsten, und 6000. Mann regelmäßiger Truppen an Bord derselben zu nehmen. Das Commando dieser Flotte wurde dem Admiral Witte-Wittezen aufgetragen, den man damals für den tüchtigsten Seeofficier in holländischen Diensten hielte: auch wurde beschlossen, ihm noch eine andere Verstärkung von 5. oder 6000. Mann nachzuschicken. Der Admiral segelte gegen das Ende des Jahres 1650. ab, und nachdem er viel durch Stürme unterwegens ausgestanden hatte, langte er endlich auf der Küste von Fernambuca an. Allein, an statt einer Colonie, fand der Admiral ein blosses Spithal von kranken, verwundeten und schwächlichen Leuten; und an statt derjenigen Festungen, die er hätte entsetzen sollen, Kirchhöfe, die mit den Leibern derjenigen angefüllt worden, die vor ihm in eben derselben Absicht waren ausgeschikt worden. Denn, die Portugiesen, Brasilianer und Negers, welche von den natürlichen Gütern des Landes lebten, waren gesund und stark. Die Holländer hingegen, die in ihre Forts eingesperret waren, mußten gänzlich von den Lebensmitteln leben, die ihnen aus Europa zugeschikt wurden: und hierdurch wurden sie blaß, schwach und ohnkräftig; und starben in grosser Menge dahin. Dieser rührende Anblik, den der Admiral hier fand, bewog ihn, der Befehle, so er empfangen hatte, ohnerachtet, wieder ohne Verzug nach Hause zu gehen. Er that es auch; und ließ die Sachen in einem viel schlimmern Zustande, als er sie gefunden hatte. Er wurde zwar nachmals dafür von den Generalstaaten zur Rechenschaft

ge-

gefordert: rechtfertigte sich aber bald zu ihrer Zufriedenheit.

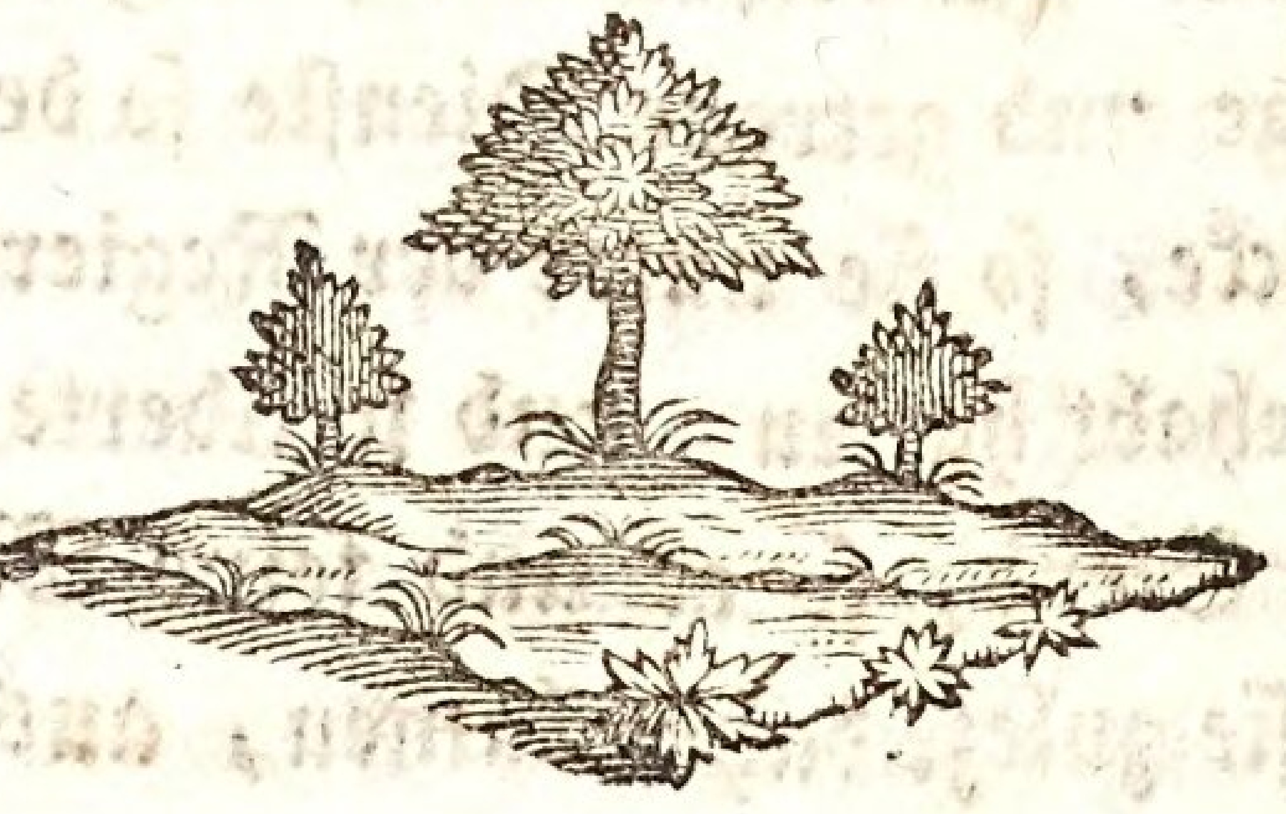
Kurz, die Holländer blieben noch immer unglüklich: und gegen das Ende des Jahres 1653. schikten die Portugiesen, welche dem Viera nunmehr öffentlich bestunden, eine Flotte von 16. grossen Kriegsschiffen ab, das Receif zur See anzugreifen, und einen Theil von dessen Festungswerken in die Luft zu sprengen. Die Besatzung erschrak so sehr hierüber, daß sie sich schlechterdings weigerte, zu fechten. Das nächste Jahr übergaben die Holländer, alles, was sie in Brasilien besassen, und kehreten im Jahre 1655. nach Holland zurücke.

Man kan sich ohnmöglich den Lermrn, der hierüber in dem Lande entstund, oder die Hitze und Wuth vorstellen, womit das Volk Gerechtigkeit wider den General Sigismund Schuppen forderte, welcher viele Jahre lang das Obercommando geführet hatte, und Gouverneur vom Receif gewesen war, als es sich ergab. Um ihn und seine Officiers für der Rache des Volkes zu sichern, schikten sie dieselbe ins Gefängniß, und gewähreten ihm die einzige Gnade, so er sich ausbat, welche darinn bestund, daß er sich öffentlich vertheidigen dürfte. In dieser Vertheidigung zeigte er seine langwührige und getreue Dienste so deutlich; erzählete alles Glücke, so sie unter der Regierung des Grafen Moriz gehabt hatten, und schilderte die Unglücksfälle und das Elend, so er und seine Mannschaft seit der Zeit, da sie zulezt dahin kamen, ausgestanden hat-

 ten,

ten, so wahrhaftig, und so rührend, daß das Volk weinete, und seine Richter ihn frey sprachen.

Zur Beschliessung dieser Sache, laßt uns anmerken; als der Graf Moriz, nach einem achtjährigen Aufenthalte in Brasilien, die Regierung niederlegte, ließ er ihnen sieben Capitainschaften, eine Hauptstadt: dreyßig grosse Städte; 45. regelmäßige Festungen: 90. Segel guter Schiffe; 3, 000. Mann geübter Truppen; 20, 000. Holländer von allen Altern und Geschlechtern; 60, 000. Negers, und mehr als noch einmal so viele Brasilianer. Zu derselbigen Zeit verschafte die Colonie jährlich 25000. Küsten Zucker: ein Zimmermann, Kieser oder Schmid, konnte des Tages 5. bis 6. Gulden verdienen, und sehr wohl mit Einem leben. Allein, die obgemeldete geitzige und sparsame Verwaltung veranlaßte nicht nur den Velust dieser unschäzbaren Colonie, sondern auch die Verwendung vieler Millionen auf dieselbe, zehen Jahre lang nach einander: und nachdem viele tausende die von Zeit zu Zeit dahin geschikt worden, zu Grunde gegangen waren, kehreten im Jahre 1655. nicht mehr als 6. bis 700. Personen nach Holland zurücke, worunter keine zween Groschen im Vermögen hatte.



Sie-

Siebentes Hauptstück.

Beschreibung des jetzigen Zustandes derer verschiedenen Capitainschaften, oder Provinzen von Brasilien, und ihrer Landesgüter. Die Art den feinsten Zucker zu machen; und eine Nachricht vom Brasilienbaume. Die vornehmste Haupt- und andere Städte jeder Provinz, und die Entdeckung des Goldes und der Diamanten in diesem Lande.

Von dieser Zeit an, sind die Portugiesen im ruhigen Besitze dieses grossen Landes geblieben; lassen aber keine Schiffe als ihre eigene, dahin handeln. Die ganze Handlung der fünf nördlichen Capitainschaften, Paria, Maragnan, Siara, Rio Grande und Paraiba wird in dem lezt genannten Hafen getrieben, welcher an einem Strohme gleiches Namens, ohngefehr fünf Meilen weit von der See liegt. Paraiba ist eine schöne volkreiche Stadt, und von Lissabon und Oporto werden jährlich sieben oder acht Schiffe, jedes von 250. Tonnen (*) dahin geschikt. Ihre Sache bestehet hauptsächlich aus Zucker, der in grösserer Menge in den nördlichen Capitainschaften, als in den südlichen ist gebauet worden, insbesondere seit der Entdeckung der Goldbergwerke, welche die südliche Einwohner nachläßig in Anbauung ihres Landes gemacht haben.

Der brasilianische Zucker war der erste, welcher nach Europa ist geschikt worden; indem die Portugiesen ihre

(*) Eine Tonne ist bekanntlich 2000. Pfund Gewicht.

Zuckerwerke in diesem Lande um das Jahr 1580. angelegt haben. Ihre Handlung mit dieser Waare wurde in kurzer Zeit ungemein wichtig, und ihr so langer Besiz derselben hat sie sorgfältiger in Bereitung des Zuckers, als irgend eine andere Nation gemacht. Noch heut zu Tage ist der feineste brasilianische Zucker weiser und feiner, als die unserige, ohnerachtet die Art, ihn zu bereiten, äusserst leicht ist.

Wenn ihr Zucker in Töpfe gethan, und durch die Austroknung des Satzes zween oder drey Zolle, unter den Rand gesunken ist, scharren sie eine dünne harte Rinde ab, die oben am Zucker gefunden wird, und schütten hernach ihre Mixtur zum rafiniren desselben hinein. Diese bestehet in nichts anders, als einem feinen, sanften, weissem Thone, den sie schlagen, und mit Wasser vermischen, bis er einem Milchraum ähnlich ward. Mit diesem füllen sie den Topf oder die Pfanne auf; und in zehen oder zwölf Tagen seiget sich das Wasser ganz durch, und macht den ganzen Zucker weiß. Der dichte Körper des Thones hingegen bleibt oben, und wird leichtlich mit einem Messer abgenommen.

Von Paraiba bringen sie auch, ohnerachtet es unter allen brasilianischen Häfen am wenigsten besucht wird, Färberholz, verschiedene Arten von Spezereyen und andere kostbare Güter: und man glaubt überhaupt, daß diese nördliche Capitainschaften am besten bevölkert, und die Einwohner in sehr vermöglichen Umständen sind, obgleich bisher noch keine Bergwerke in diesen Gegenden sind gebauet worden.

Zunächst an Paraiba liegt Tamaraca, dessen Handlung in der Stadt Olinda getrieben wird, welche von den Portugiesen wieder ist erbauet worden, nachdem Graf Moriz sie zerstöret hatte. Sie liegt an der Seite eines Hügels nahe an der See: allein, diese Lage macht die Strassen sehr uneben und unbequem. Der Hafen ist gleichfals enge, und dessen Eingang sehr schwehr: dennoch laufen beständig Schiffe von den andern Theilen von Brasilien, und den canarischen Insuln, sowohl als die jährliche Flotte von Lissabon, daselbst ein, welche gemeiniglich aus ohngefehr dreyßig Segeln unter Bedeckung eines Kriegsschiffes bestehet. Diese Schiffe werden vornehmlich hier mit Zucker und Brasilienholz beladen, welches leztere man für das beste seiner Art in der Welt hält.

Von diesem Holze giebt es verschiedene Gattungen: als das Brasilienholz von Japan, das von Lamen, das von S. Martha und Bruziletto, von Jamaica und den Leewardinsuln: allein, das allerbeste wächßt in diesem Lande, und das beste unter diesem, wächßt in der Capitainschaft Fernambuca.

Der Brasilienbaum wächßt gemeiniglich in trockenen unfruchtbaren Plätzen und zwischen Felsen: er ist dick und groß, das Holz ist gemeiniglich knospigt und rauh; Er trägt Blüthen von einer sehr schönen hochrothen Farbe, die einen sehr wohlriechenden Geruch von sich geben, der an statt dem Gehirn zu schaden, es nähret und stärket. Ohneracht der Baum sehr dick ist, so ist er doch mit einer so dicken Rinde bedekt, daß, wenn

die

die Brasilianer dieselbe abgenommen haben, ein Baum, der so dick war als ein Mann um den Leib, nicht dicker bleibt, als seine Schenkel. Das Holz ist sehr hart, trocken und schwehr, kracht stark im Feuer, und giebt fast gar keinen Rauch. Das gesundeste, dickeste und härteste wird für das beste gehalten: beym Spalten muß es auch von einer blaßrothen, eine tiefrothe Farbe annehmen: und wenn man die Spähne kauet, giebt die beste Art einen süssen Geschmak, der dem Zucker etwas ähnlich kommt. Dieses Holz wird von den Drechslern zu allerhand Arbeiten gebraucht, und läßt sich sehr schön glätten: hauptsächlich aber wird es zum Färben gebraucht, worinn es eine sehr schöne hochrothe Farbe giebt.

Die nächste Capitainschaft ist diejenige, welche die Portugiesen die Bay oder Bahia de Todos los Santos, oder den Meerbusen aller Heiligen, nennen: sie ist ohngefehr zwölf Meilen groß; aber an verschiedenen Plätzen der Sandbänke und Klippen wegen kaum schifbar. In diesem Meerbusen liegen verschiedene kleine Insuln, auf welchen die Portugiesen Tabak- und Zuckerplantationen angelegt haben: auch haben sie an den Ufern dieser Eylande und auf den Bänken vortrefliche Fischereyen. Am Eingange des Meerbusens stehet die Stadt S. Salvador, welche im 14° der Süderbreite liegt, und heut zu Tage der Mittelpunkt der portugiesischen Handlung in diesem Theile der Welt ist. Sie hat einen vortreflichen Hafen, den man noch bequemer machen könnte, wenn die Kunst der Natur ein wenig zu Hülfe kommen wolte.

Die

Die Stadt S. Salvador, ist jezt der Siz eines Erzbischofs, und wird in die Obere und Untere eingetheilet. Die obere Stadt liegt auf dem Gipfel eines Bergs. Die Häuser sind groß und sehr bequem: allein, die Ungleichheit des Bodens, worauf sie stehen, macht die Strassen sehr beschwerlich. Mitten in der Stadt ist der grosse Marktplaz, dessen vier Seiten mit dem Pallaste des Unterkönigs; dem Stadthause, der Münze, und andern öffentlichen Gebäuden umgeben ist, die aus Steinen erbauet sind, welche man aus Portugal dahin gebracht hat. Das Jesuitercollegium ist bey weitem das grösseste und prächtigste Gebäude der Stadt: insbesondere die Sakristey, welche durchgehends mit den schönesten Schildkröttenschalen ausgelegt ist, die aufs zierlichste bearbeitet und verbunden sind, so daß man dem Auge nichts anmuthigeres zeigen oder vorstellen kan. Hier giebt es auch verschiedene sehr schöne Kirchen: als der Benedictinerabtey ihre, welche der Jesuiten ihrer nichts nachgiebt: allein, die Kathedralkirche, welche in einer Entfernung das prächtigste Gebäude scheinet, ist in der Nähe betrachtet, weder zierlich noch regelmäßig. Doch übertrift sie an der Kostbarkeit der Vergoldungen alle andere Kirchen. Unter den Klöstern dieser Hauptstadt ist eines vom Orden der H. Clara, und ein anderes für solche junge Mädgen, die von ihren Eltern ausgesezt und verlassen werden, merkwürdig. Man erstaunet, wenn man siehet, wie hoch diese Fündlinge in dieser Stadt geachtet werden. Der König adoptiret sie alle, und die Damen vom ersten

sten Range nehmen sie, so bald sie einiges Alter erreicht haben, nach Hause, und ziehen sie wie ihre eigene Kinder auf.

Die untere Stadt, wo alle Kaufleute und andere geschäftige Leute wohnen, liegt am Fusse des Hügels, welcher ungemein steil, obgleich nicht sehr hoch ist, und ist ein Platz des grössesten Handels und Gewerbes. Hier befindet sich ein königliches Arsenal, die königliche Waarenhäuser und Magatzine, welche groß und wohl angefüllet sind, und in vortreflicher Ordnung gehalten werden: ingleichem ein schönes Schifszimmer werft, welches sehr nützlich ist. Diese Schiffe werden hier nicht nur wohlfeiler gebauet, sondern sind auch besser als andere: weil das Holz in seiner Art vortreflich ist, und den besondern Vortheil hat, daß die Würme es nicht durchnagen können.

Was die Festungswerke der Stadt betrift; so findet man daselbst ein grosses viereckigtes Fort, und unter demselben ein kleineres mit zehen schwehren Stücken Geschützes. Diese zwo Festungen bestreichen die Mündung des Meerbusens. Sie haben ein neues Fort, S. Peters-Castell genannt, welches ebenfalls sehr fest ist; und in der Mitte des Hafens liegt eine grosse Festung. An der Spitze von Montserat haben sie ein kleines aber starkes Fort, mit zwölf Stücken schwehren Geschützes bepflanzt. Zwischen Montserat und der Stadt liegt eine vortrefliche Citadelle, welche aus einem regelmäßigen stark befestigten Vierecke bestehet, und mit metallenen Canonen wohl versehen ist: die Seiten

des Arsenals werden gleichfals durch zwo starke Bastionen bedekt, die den ganzen Hafen bestreichen. Ausser diesen sind noch zwo Festungen anzuführen: die eine zwischen S. Antonio und der Stadt, wo sie ihr Canonenpulver machen, und die andere, das Pulverhauß, welches auf der andern Seite der Stadt liegt, und einen von den Holländern gegrabenen grossen See bestreicht, wordurch die Stadt auf der einen Seite, wie von der See auf der andern, bedecket wird.

Die Flotte, welche jährlich von Lissabon hieher geschikt wird, bestehet aus ohngefehr dreyßig Schiffen, welche von zwey Kriegsschiffen bedekt werden. Gemeiniglich segelt sie im Merzen ab, und in dieser Bay pflegt sich die ganze Brasilienflotte zu versammlen, um miteinander nach Europa zu segeln. Aus diesem Hafen bringen sie: Gold, Amethysten, Diamanten und den besten brasilianischen Tabak, welcher sehr hoch gehalten wird; Indigo, Zucker, Balsam von Capivi, Ipecacuanha, Pereira Brava, Zimmet, langen Pfeffer, Ingwer, allerley Färberholz, einige Arten Holzes zum Einlegen, Ambergrieß und andere kostbare Spezereyen und Rauchwerke nach Hause: auch führen sie rohe Häute, Thranöhl und Wallfischbein von da, aus.

Alle übrige Capitainschaften liegen weiter gegen Süden, und treiben ihre Handlung vermittelst des Rio Janeyro, der seinen Namen daher hat, weil er im Januar 1550. ist entdekt worden. Heut zu Tage ist er einer der wichtigsten Ströhme in der Welt.

Sei-

Seine Gestade sind so schön, als man sich immer einbilden kan. Die Himmelsgegend ist anmuthig, und der Boden ungemein fruchtbar; er trägt Zucker, Indigo, Tabak und Baumwolle von vorzüglicher Güte; und man hat gefunden, daß das europäische Getrayde hier mit sehr weniger Arbeit, wächßt. Allein, diese und alle andere Benutzungen werden wegen der in dieser und der benachbarten Capitainschaft S. Vincenz entdekten Goldbergwerke, verabsäumt: obgleich auch ohne diese Minen, dieses Land für den reichesten Theil von Brasilien kan gehalten werden. Die allhier wohnhafte Portugiesen sind in ihren Sitten von denen in der Bay aller Heiligen, sehr verschieden: denn, sie sind arbeitsam und fleißig, und lassen denen Indianern welche unter ihnen leben, eben so viele Freyheit, als sie selbst geniessen.

S. Sebastian, die Hauptstadt dieses Landes liegt sehr bequehm an der Westseite des Strohmes, ohngefehr zwo Meilen von der See, im 23sten Grade der Süderbreite. Diese Stadt ist sehr wohl befestigt, der Sitz eines portugiesischen Stadthalters und eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von S. Salvador stehet.

Ausser derselben liegen noch verschiedene andere wichtige Städte am Janeyrostrohm, die insgesamt eine beträchtliche Handlung treiben, wie aus der Anzahl der Schiffe erhellet, welche jährlich von Portugal aus, dahin geschikt werden. Diese bestehen aus 20. bis 30. Schiffen, jedes von 500. Tonnen, die gemei-

nig-

niglich von zwey Kriegsschiffen bedekt werden. Die Güter, welche von dannen gebracht werden, sind überhaupt eben dieselbige, welche von S. Salvador ausgehen: allein, ausser denselben werden noch Gold und Diamanten in dieser Provinz gefunden.

Was das brasilianische Gold und Diamanten betrift, Mineralien, die von den Menschen am höchsten geschäzt werden, und ihre äusserste Kunst und Mühe reitzen; so wurde das erstere zuerst in den Gebirgen nahe bey der Stadt Rio Janeyro gefunden. Allein, die Art, wie diese Entdeckung ist gemacht worden, wird auf verschiedene Weise erzählet: wiewohl der gemeineste Bericht ist, daß man von den Indianern hinter den portugiesischen Niederlassungen bemerkt, daß sie dieses Metall zu ihren Fischangeln gebraucht: und wie man sich erkundiget, woher sie es bekommen, habe man gefunden, daß eine beträchtliche Menge davon jährlich von den Gebirgen herabgeschwemmet, und zwischen dem Sand und Kieß gelassen würde, der in den Thälern liegen blieb, nachdem das Wasser abgelauffen, oder verdünstet war.

Nach dieser Entdeckung wurde eine grosse Menge Goldes aus Brasilien nach Europa gebracht: und die jährliche Einführung ist beständig durch Entdeckung anderer Pläze in andern Provinzen vermehret worden, wo man es eben so häufig als im Anfange um Rio Janeyro, findet. Man sagt sogar, es laufe eine kleine Ader dieses Metalles, ohngefehr vier und zwanzig Fusse von der Oberfläche, durch das ganze Land: allein,

sie ist zu dünne und zu geringe, um die Kosten des Nachgrabens zu bezahlen. Doch kan man allezeit Gold sammeln, wenn die Bäche oder Regengüsse eine beträchtliche Zeit ihren Lauf gehabt haben, und man hält es für eine unfehlbare Quelle von Gewinnst, wenn man einen Bach von seinem Bette ableiten kan.

Diese Beschäftigung, den Grund der Ströhme und Bäche durchzusuchen, und das Gold von dem Schlamm und Sande zu waschen, ward hauptsächlich von Sclaven verrichtet, welche meistens Negers sind, deren die Portugiesen zu diesem Ende eine grosse Anzahl halten. Zu Folge einer sehr sonderbahren Einrichtung sind diese Sclaven verbunden, ihrem Herrn jeden Tag ein Achttheil einer Unze Goldes zu verschaffen, und wenn sie durch ihren Fleiß oder Glücke eine grössere Menge bekommen, wird der Ueberfluß als ihr Eigenthum betrachtet, und sie können damit thun, was sie wollen. Hierdurch haben einige Negers, welche auf reiche Waschplätze gefallen sind, wie man sagt, sich selbst Sclaven gekauft, und mit grosser Herrlichkeit gelebt: weil ihr ursprünglicher Herr nichts als die tägliche Verschaffung des Achttheiles einer Unze zu fordern hat, welches sich auf ohngefehr neun Schillingssterling belauft; weil die portugiesische Unze etwas leichter ist, als unsere Troyunze.

Wie viel Gold jährlich nach Lissabon müsse geschikt werden, erhellet aus der Summe, worauf sich des Königs Fünfttheil beläuft. Dieses wird ein Jahr ins andere gerechnet, auf 150. Arroben, jede von 32. Pfund

portugiesischen Gewichtes, geschätzt, welche die Troyunze zu 4. Pf. Sterling gerechnet, ohngefehr 300, 000. Pfund Sterling beträgt: und das Capital, wovon dieses der fünfte Theil ist, beläuft sich auf Eine und eine halbe Millione Pfund Sterling. Setzen wir hierzu noch das Gold, welches an die Spanier für Silber vertauscht wird, und was insgeheim, ohne das Fünfttheil zu bezahlen nach Europa gebracht wird, so muß sich der jährliche Ertrag des brasilianischen Goldes auf ohngefehr 2. Millionen Pf. Sterling belaufen. Eine unermeßliche Summe, die in einem Lande gefunden wird, wovon man vor wenigen Jahren nicht wußte, daß ein einziges Korn darinn zu finden wäre.

Es ist noch nicht länger als einige dreyßig Jahre, daß die erste Diamanten aus diesem Lande nach Europa sind gebracht worden. Diese kostbare Steine werden, wie das Gold, in den Betten der Ströhme und Regenbächen gefunden, aber nicht so allgemein. Man bemerkte sie oft beym Goldwaschen, ehe man wußte, daß sie einigen Werth hatten: und warf sie daher oft mit dem Kieß und Sande weg: und eine Menge grosser Steine, die ihre Besitzer würden bereichert haben, sind ungeachtet durch die Hände vieler Leute gegangen, welche noch leben. Endlich aber ließ sich jemand, der die rauhe Diamanten kannte, einfallen, diese Kiesel gehöreten unter eben dieselbe Gattung. Allein, es war schwehr, die Einwohner zu bereden, daß, was sie so lange zu verachten gewohnt gewesen, von so einem unermeßlichen Werth seyn solte: und in dieser Zwischenzeit

solle sich ein Stadthalter eine grosse Menge dieser Steine unter dem Vorwand, sie als Marquen beym Cartenspiele zu gebrauchen, angeschaft haben. Als man aber die geschikteste Juweliers von Europa darüber befragte, erklåreten sie, diese Steine seyen wahre Diamanten, und viele von denselben gåben weder an Schimmer, noch irgend einer andern Eigenschaft denen ostindischen etwas nach. Hierauf fiengen viele von den Portugiesen in der Nachbarschaft der Plåtze, wo man sie zuerst beobachtet hatte, an, sie sehr eifrig aufzusuchen, und wie man in verschiedenen Gebirgen, woraus die Båche entstunden, welche die Diamanten herabflößten, grosse Felsen von Chrystallen fand, so schmeichelten sie sich mit der Hofnung, Diamanten von erstaunlicher Grösse zu entdecken. Jedoch, man sagte dem König von Portugal, daß dieses ihren Werth vermindern, die Europåer, welche eine grosse Menge indianischer Diamanten in ihrem Besitze håtten, zu Grunde richten, und diese Entdeckung selbst hierdurch ihre Wichtigkeit verliehren würde: und Jhro Majeståt hielten demnach für rathsam, das Nachsuchen nach denselben einzuschrånken. Zu diesem Ende wurde eine Diamantcompagnie mit einem ausschliessenden Privilegio errichtet, welche in Betracht einer dem König alle Jahre zu bezahlenden Summe, das Eigenthum aller Diamanten hat, die in Brasilien gefunden werden. Damit aber ihr Werth nicht durch Sammlung einer zu grossen Menge derselben möchte erniedriget werden, dürfen sie nicht über 800. Sclaven zur Aufsuchung dieser Kleinodien gebrau-

brauchen. Um dem Schleichhandel hierinn vorzubeugen, ist eine grosse Stadt in der Gegend des Platzes, wo die Diamanten gefunden werden, und ein beträchtlicher District rings herum, entvölkert, und die Einwohner nach einem andern Theile des Landes gebracht worden.

Der Capitainschaft Rio Janeyro südwärts liegt die Capitainschaft S. Vincenz, welche für das reichste Land in Brasilien, und vielleicht in ganz Süd-America gehalten wird. Gegen Norden gränzt sie an die Capitainschaft Rio Janeyro; gegen Osten aus Weltmeer; gegen Süden, an die neue Capitainschaft, oder die, Namens Del Rey; und gegen Westen an die Gebirge von la Plata, und die Länder, welche von verschiedenen wilden Nationen bewohnet werden; und erstrekt sich vom 22sten bis an den 27sten Grad der Süderbreite. Ihre Länge von Norden gegen Süden beträgt ohngefehr 300. Meilen, und ihre Breite, von Osten gegen Westen, in einigen Plätzen ohngefehr 180; wiewohl sie an den meisten Oertern nicht über halb so breit ist.

Die Stadt S. Vincenz liegt in einem sehr schönen Meerbusen des atlantischen Weltmeeres; und ist wohl befestiget. Ein wenig gegen Nordwesten liegt die Stadt Santos, welche einige für die Hauptstadt der Provinz halten: und sie hat einen so schönen Hafen als irgend einer in Westindien ist; indem er die grössteste Schiffe fassen, und auf eine solche Art befestigt werden kan, daß er aller Macht, die man dargegen bringen könnte, wiederstehen kan.

Die einzige Capitainschaft, die der von S. Vincenz gegen Süden liegt, ist Del Rey. Sie erstrekt sich vom 28sten Grade bis auf 34°, 30′, Süderbreite, und ist ohngefehr 400. Meilen lang, aber nirgends über 100. Meilen breit. So anmuthig und fruchtbar auch dieses Land war, so wurde es doch von den Portugiesen gänzlich vernachläßigt, bis die Entdeckung der Minen von S. Vincenz sie bewog, dasselbe anzupflanzen, und verschiedene Forts an der Nordseite des la Plata-Strohmes zu errichten. Allein, ob dieses Land gleich, so wohl als irgend eines in Brasilien genuzt werden kan; so ist es doch, weil es noch nicht so lange als die andere Capitainschaften ist bewohnt worden, bey weitem noch nicht durchgehends bevölkert: es giebt darinn weiter nichts als einige Dörfer an der Seeküste, und einige Festungen am la Plata-Strohme.

Der Hauptvortheil, den die Portugiesen aus dieser Provinz ziehen, ist eine Art vom Schleichhandel mit den Spaniern, welche sie mit Rum und Tabak von ihrem eigenen Gewächse, und mit Tüchern, Seide, Leinewand und Brantenweinen aus Europa versehen.

Achtes Hauptstück.

Nachricht von einem Volk in Brasilien, die Paulisten genannt; nebst einer Beschreibung der Einwohner überhaupt.

Die wichtige Entdeckungen, deren wir in unserm lezten Hauptstücke erwähnet, veranlaßten neue Gesetze, neue Staatsverfassungen und neue Einrichtungen in vielen Theilen des Landes: welches uns nöthiget, hier ein wenig zurückzugehen, um einer Art von Leuten zu erwähnen, die Paulisten genannt, welche sich selbst zu einem unabhängigen Staate aufgeworfen hatten, und deren Bezwingung bald zu einer Nothwendigkeit wurde.

Wie man dem portugiesischen Ministerio um das Jahr 1685. zu verstehen gegeben hatte, daß die Himmelsgegend um den Meerbusen Aller Heiligen, alle Bemühungen vereiteln würde, die man anwenden könnte, das Volk arbeitsam und fleißig zu machen, und daß eine Niederlassung an den nordlichen und südlichen Gränzen von Brasilien das Land der Krone Portugal viel einträglicher machen würde, als es bisher gewesen sey: so wurde hierdurch, auf der einen Seite, die Anlegung von Forts und Niederlassungen gegen den Amazonenstrohm hin, und auf der andern, die Verstärkung einer neuen Colonie zu Santos, die damals sehr geringe war, veranlaßt.

Die meiste Personen, welche zu diesen Absichten ausersehen wurden, waren Mestizen, oder Abkömm-

linge derjenigen Portugiesen, welche brasilianische Weiber geeheliget hatten; und die Personen, denen die Regierung dieser neuen Colonisten anvertrauet wurde, waren Priester und Mönche. Allein, sie wurden ausdrüklich hierzu von Portugal geschikt, und man sorgte dafür, daß sie die hierzu nöthige Fähigkeiten besassen. Der General Capitain von Brasilien und die sämtliche Beamten in den südlichen Capitainschaften, hatten Befehle, diese Leute gütig zu behandeln, und ihnen keinen Verdruß zu machen.

Man sahe bald ein, daß dieser Entwurf weißlich gemacht war. Denn das Volk vermehrete sich erstaunlich; und sezte sich bald in sehr vermögliche Umstände. Dieses zog eine Menge von Abentheurern dahin, worunter sich Spanier sowohl als Portugiesen, freye Negers, Mulattoes, und alle die verschiedene Vermischungen befanden, die man in Brasilien bis an die **Carabocas** hinunter antrift, welche die Abkömmlinge brasilianischer Wilden von Negrischen Weibern waren: auch fanden sich hier Mönche sowohl als Layen, Soldaten, Handwerker, banquerot gewordene Colonisten, kurz alle jener Gattungen von Leuten, welche um ihr Brod zu bekommen, bereit sind, alles zu thun, und allenthalben hinzugehen.

Weil nun dieses eine, von denen von der neuen Pflanzstadt, sehr verschiedene Art von Leuten war; so war es unmöglich für sie, beysammen zu wohnen: denn die erstere waren das ruhigste und sanftmüthigste, und die leztere, das unruhigste Volk in der Welt. Diese

Abentheurer sahen sich daher nach einer neuen Niederlassung um: und fanden nicht weit davon einen der geschiktesten Pläße auf der Erde, sie aufzunehmen. Dieses war der dicke und grosse Wald von Parnabaccaba, welcher alle Gebirge hinter dieser Capitainschaft bedekte: und in diesem Walde hatte sich noch niemand als wilde Thiere niedergelassen. Sie reinigten bald einen Theil dieser Wildniß zu ihrer Wohnung: und legten nicht nur eine neue Stadt, die sie S. Paul nannten, sondern eine neue Republik darinn an, worinn sie nach ihrem eigenen Wohlgefallen lebten.

Anfangs sahe man hierbey durch die Finger: denn das Land wurde nicht für sonderlich beträchtlich gehalten, und die benachbarte Capitainschaften, waren froh, daß sie derer, welche dahin zogen, loß wurden. Allein, in Zeit von sehr wenig Jahren wurden sie zu stark, als daß man mehr etwas mit ihnen konnte zu thun haben: Denn, weil sie alle Arten von Leuten aufnahmen, vermehreten sie sich geschwinde von zwey oder dreyhundert auf eben so viele tausend Mann; und weil sie ein kühnes, verwegenes, freches und unternehmendes Volk waren; wußten die Stadthalter nicht, wie sie sich in Ansehung derselben betragen solten. Zuerst, waren sie sorgfältig, die Zugänge ihres Gebiethes, welche von Natur bereits stark waren, zu befestigen, und wagten sich selten hinaus, als in Korps von achtzig oder Einhundert Mann: und in solchen Partheyen reißten sie oft durch ganz Brasilien.

Diese neue und sonderbare Republik nannte sich, Paulisten, von der Stadt, worinn sie wohneten. Sie erkannten bloß die Oberherrschaft der Krone von Portugal, ohne sich ihrer Gerichtsbarkeit zu unterwerfen: und wie die Tyranney der Stadthalter von Brasilien, und die Gewaltthätigkeiten der spanischen Gouverneurs in den benachtbarten Provinzen diesen neuen Staat mit einer Menge von Gliedern vermehrete; so wurde es zulezt sehr schwehr, von ihnen aufgenommen zu werden.

Sie nöthigten diejenige, welche an ihre Gränzen kamen, über welche sie nicht kommen durften, sich einer sehr scharfen Prüfung zu unterwerfen, damit sie wissen möchten, ob sie zu ihrer Gemeinde taugten, und nicht etwan Kundschafter oder Leute seyen, deren Absicht wäre, sie zu verrathen: denn bey dem geringsten Argwohn dieses leztern, machten sie sich kein Bedenken, sie todt zu schlagen. Glaubten sie aber auf diese Prüfung, daß sie nüzliche Mitglieder abgeben dürften; so nöthigten sie dieselbe, zween Sclaven zu ihrem Unterhalte mitzubringen: sie wiesen ihnen eine Wohnung und Plantation an: und hierdurch traten sie in den Stand der Paulisten ein, worinn sie Zeitlebens bleiben mußten; denn, der geringste Versuch, zu entwischen, wurde ohne Gnade am Leben gestraft. Sie machten keinen Unterschied von Land oder Farbe. Ein Wilder war ihnen eben so willkomm, als ein Europäer; und ein jeder, durfte nach seiner Aufnahme eine Lebensart führen, wie es ihm am besten gefiel, wenn er nur die Ruhe der Gesellschaft nicht stöhrete.

Weil

Weil nun diese Leute die Befehle des portugiesischen Hofes verwarfen und verachteten, so führeten sie öfters Kriege mit den Portugiesen. Allein, die Gebirge, wovon ihr Land umgeben war, und die Schwierigkeit, die wenige Zugänge, welche hineinführeten, aufzuräumen, gab ihnen die Gewalt, die Friedensbedingungen nach eigenem Belieben einzurichten. Als man aber fand, daß diese Provinz einen wichtigen Reichthum an Gold enthielte; so hielte sich der vorige König von Portugal, (unter dessen Regierung die Entdeckungen des brasilianischen Goldes und der Diamanten, angefangen und vollendet wurden,) für verbunden, diese Provinz, welche nunmehr sehr wichtig geworden war, zu eben der Unterwürfigkeit und Gehorsam als das übrige Land, zu zwingen. Er war auch endlich so glüklich, daß es ihm gelung: und die Stadt S. Paul wird jezo für den Mittelpunkt der portugiesischen Minen angesehen.

Nachdem wir nun die portugiesische Capitainschaften durchgegangen, und die Naturgüter und Früchten einer jeden gemeldet haben, wird es nicht undienlich seyn, der Staatsverfassung und des Volkes überhaupt noch einmal zu erwähnen.

Der Unterkönig hat in zwo Rathsversammlungen den Vorsiz: die eine entscheidet die Criminal, und die andere, die bürgerliche Processe: allein, das Verfahren derselben ist sehr langweilig: und vielleicht giebt es kein Land auf Erden, wo die Advocaten so viel Pappier verderben, bis ein Endurtheil gefället wird.

Vielleicht ist kein Land in der Welt, China und Japan ausgenommen, wo es so viel Schwierigkeiten giebt, ans Land zu kommen, oder so schwehr, zu wissen, wie man sich betragen solle, wenn man gelandet hat. Die Schwierigkeiten, welche Commodore Anson in diesen Absichten antraf, werden wir in der Erzählung melden, die wir unsern Lesern in Zukunft von seiner Reise um die Welt, vorlegen werden. Um denselben einen deutlichen Begrif von der Art ihres Verfahrens beyzubringen, wird es nicht unangenehm seyn, wenn wir hier einen kurzen Auszug von einer Reisebeschreibung eines französischen Edelmannes einrücken, die im Jahre 1717. herausgekommen.

Als sie innerhalb einer Meile von der Stadt S. Salvador kamen, wurden sie von einer weitern Annäherung durch die Abfeurung einer Canone von einem kleinen Fort, abgehalten. Sie kamen hierauf vor Anker, und schikten ihren Supercargo in ihrem Boote ans Land. Er war ein sehr vernünftiger Mann, und besaß dabey viele Ernsthaftigkeit, eine Eigenschaft, die einem, der mit den Portugiesen etwas will zu thun haben, vor allen andern nothwendig ist.

Sobald er landete, wurde er zu einer Audienz des Unterkönigs geführet, der ihn mit grosser Majestät empfieng, doch ihm so viele Höflichkeit erwieß, als er erwarten konnte. Er sagte zu seiner Excellenz, er komme im Namen dreyer aus Ostindien nach Hauß bestimmten französischen Schiffe, die in grosser Noth wären, und keine Hofnung hätten, ihre Reise, ohne des-

sen Schuz und Hülfe zu vollenden. Der Unterkönig schwieg einige Augenblicke, und versezte hernach: er bedaure ihr Unglük sehr; weil sein Herr ihm sehr gemessene Befehle gegeben habe, kein fremdes Schif in den Hafen zu lassen, sondern ohne Unterschied alle fremde Schiffe, die in ihre Häfen einliefen, wegzunehmen und zu confisciren, ausgenommen, im Fall sie handgreiflich beweisen könnten, daß sie nicht länger in See bleiben könnten. Doch, wolle er ihnen vier und zwanzig Stunden erlauben, sich zu bedenken, ob sie kommen, und unter den Canonen des Forts ankern wolten, um sich untersuchen zu lassen, oder ob sie zur See gehen wolten, ohne einige Hülfe zu bekommen. Er sezte hinzu, wäre ihr Zustand wirklich so beschaffen, wie er ihn vorstellete, so würde man dafür sorgen, ihm zu helfen und ihn zu versorgen: allein, die Franzosen würden wohl thun, wenn sie sich erinnerten, daß die Portugiesen sich nicht hintergehen liessen.

Wie nun die Schiffe in einem sehr schlechten Zustande waren, so hatten sie keine Ursache, eine Untersuchung zu fürchten. Sie kamen demnach auf die Rückkunft des Supercargo unter dem Fort vor Anker: und den folgenden Tag kam der Richter, in Begleitung verschiedener Secretairs und anderer Beamten an Bord. Sie waren insgesamt sehr ernsthafte Leute, welche alles mit aller Strenge und Scharfsichtigkeit einer Inquisition untersuchten. Sie forderten ihre Tagbücher: fragten ihre Steuermänner, Matrosen und sogar die Schifsjungen aus, ob sie nicht etwan, ehe sie in dieser Noth

ge-

gewesen, sich vorgesezt hätten, Brasilien zu berühren? Sie antworteten insgesamt, nein: demohnerachtet hatten sie noch so wenige Hofnung, daß ein jeder in den Schiffen, der es vermochte, ihnen irgend ein Geschenk machte, welches sie zwar annahmen, allein, sich nicht dafür bedankten. Doch, endlich nahmen sie ihren Abschied, und schikten einige Schifszimmerleute an Bord, an welche sich die Capitains so nachdrüklich empfahlen, daß sie den Bericht abstatteten, die Lecke sey so gefährlich, daß das Schifsvolk befürchtete zu sinken, ehe es aus den Schiffen kommen könnte.

Kaum war dieser Bericht erstattet, als sie Erlaubniß bekamen, ans Land zu gehen, und sich in der Stadt einzulogiren, wo sie wohneten: allein, mit der strengesten Warnung, bey Strafe des Verlusts der Schiffe und ihrer Ladung sich nicht gelüsten zu lassen, einige Handlung zu treiben. Die an Bord geschikte Officiers sprachen anfangs aus eben demselben Tone: als sie aber den Eindruk sahen, den es machte, und daß die Franzosen fortfuhren, diesem Befehle genau nachzukommen, sagten sie am dritten Tage zu ihnen, dieses alles sey eine blosse Commödie: die Richter selbst betrachteten es für nichts anders: und wie sie aus ihren Geschenken sähen, daß sie eine ehrliche unschuldige Art von Leuten seyen; so würden jede Nacht, Boote mit allen Arten von Waaren kommen, und sie wolten dafür sorgen, daß die Franzrsen weder im Einkaufe noch Verkauf die geringste Gefahr liefen. Die Boote kamen demnach: und obgleich die Franzosen anfangs ei-

nigen Argwohn hegten, so verstunden sie und die Portugiesen doch in Zeit einer Woche, einander vollkommen, und jede Nacht, so bald es dunkel wurde, ward eine sehr starke Handlung getrieben.

Die Franzosen bildeten sich nunmehr ein, daß sie keine Schwierigkeit finden würden, sich Schifszimmerleute und andere Werkleute zu verschaffen, wenn sie dasselbe wohl bezahleten: allein, sie irreten sich. Denn niemand von diesen Leuten getrauete sich, ohne Erlaubniß, ihr Geld zu nehmen: und diese Erlaubniß mußte durch Geschenke erhalten werden. Doch, als diese am rechten Orte angebracht waren, kamen die Zimmerleute an Bord, und fiengen an zu arbeiten. Denn es ist nach dem Buchstaben, wahr; daß mit Geld in Brasilien alles, ohne Geld aber, nicht das geringste zu thun ist. Sie blieben vier Monath daselbst, und fanden wenige ehrliche Leute, ausser dem Unterkönig.

Doch, wir gehen weiter. Die Einwohner können in drey Gattungen eingetheilet werden, nemlich in Colonisten, Faktors und Seeleute. Die erstere kaufen so viele Sclaven, als sie in ihren Zucker- und Tabakwerken ꝛc. gebrauchen können, und wenn die Lissaboner Flotte kommt, schicken sie ihre Waaren, fort, und bekommen den Werth dafür in europäischen Gütern und Manufacturwaaren, durch die Flotte des folgenden Jahres. Die Factors halten Magazine von allen Arten von Gütern, die aus Portugal kommen, womit sie Zucker, Tabak und Gold von solchen Colonisten kaufen, welche eine unverzügliche Versorgung mit europäischen Gütern

be-

bedürfen, und die Flotte des nächsten Jahres nicht erwarten können. Was die Seeleute betrift, so bestehet ihr Hauptgeschäfte in oftmaligen Reisen nach Guinea, Sclaven zu kaufen: Diese Handlung ist sehr wichtig. Die von der Bay aller Heiligen bringen gemeiniglich über 20,000. Negers jedes Jahr: und hier giebt es selten einen Portugiesen, der nicht wenigstens ein Dutzend schwarzer Sclaven in seinen Diensten hätte. Das Volk liebt Pracht und Herrlichkeit, kostbare Kleider, Juwelen und einen grossen Schwarm von Bedienten: und um dieses zu geniessen, sind sie sehr sparsam in der Ausgabe ihrer Tafeln. Doch haben sie einige Schmäuse: auf welche aber eine lange Reihe von Fasten folget. Denn, ein jeder hat seinen Leibheiligen, an dessen Jahresfeste er den grössesten Theil seiner Einkünfte aufwendet; und nachher selten eine gute Mahlzeit hat, ausser bey seinen Nachbarn bey eben derselben Gelegenheit.

Die innländische Brasilianer beyderley Geschlechtes gehen noch ganz nakt: an der Küste hingegen ziehen sie verschiedene Arten von Kleidern an. Einige tragen nur Hembder von Leinewand oder Cattun, und andere kleiden sich nach europäischer Mode. Die Weiber folgen allezeit ihren Männern in den Krieg. Allein, immittelst da der Mann nichts trägt als seine Waffen, vertritt das Weib die Stelle eines Lastthieres, und muß allen Vorrath tragen, den man für nöthig hält; mit einem oder mehrern Kindern; und einem Hängebett, welches sie des Nachts an Bäume hängen, oder an

Pfä-

Pfäle befestigen; und worinn sie sich mit Palmbaum-blättern für dem Regen schützen. Diese Hängebetten sind der Haupttheil ihres Hausgeräthes, aus Cotton wie Netzwerke gemacht, sechs oder sieben Schuhe lang, und vier breit. Allein, die Tapuyers machen die ihrige zwölf oder vierzehen Schuhe lang, so, daß vier und bisweilen sechs Personen darinn liegen können. Ihre Geschirr, Krüge und Becher werden aus Kürbsen verfertiget, wovon einige 6 - 7. Maß halten. Die Armen unter ihnen gebrauchen steinerne Messer: die andern aber kaufen die ihrige von den Europäern.

Wenn sie zu Hause sind, gehet der Mann des Morgens gemeiniglich mit seinem Bogen und Pfeilen auf die Jagd, Vögel oder Wildprett zu schiessen, oder aufs Fischen aus. Das Weib beschäftigt sich indessen entweder mit den Feldgeschäften, oder begleitet ihren Mann, das Wild nach Hause zu tragen.

Die brasilianische Weiber sind ungemein fruchtbar; und gebären so leicht, daß ein Weib den Augenblick nach ihrer Entbindung nach dem nächsten Fluß gehet, und sich durch Baden darinn reiniget. Einige Schriftsteller geben zum Scherze vor, daß der Mann zu Bette liege, und die erste vier und zwanzig Stunden mit eben der Sorgfalt und Ceremonie, als man in den Wochen der europäischen Weiber beobachtet, verpfleget werde. So bald ein Weib empfangen hat, enthält sie sich ihres Mannes bis nach ihrer Entbindung: pflegt ihm auch so lange sie säuget, nicht beyzuwohnen. Die Mütter bejammern den Tod ihrer Kinder drey oder vier

Tage lang mit lautem Geheule: und wenn Freunde nach einer langen Abwesenheit wieder zusammen kommen, begegnen sie sich mit offenen Armen, mit Freudenthränen, und allen möglichen Merkmalen der Zärtlichkeit.

Ihr Alter rechnen sie mit Beylegung einer Nuß, für jedes Jahr: und ihre Jahre fangen sie mit dem Aufgang eines Gestirnes, Namens Taku, oder der Regenstern an. Die königliche Würde unterscheidet sich bey ihnen durch einen besondern Schnitt der Haare, und durch die Länge der Nägel der Daumen; leztere ist ein Schmuk, der den Königen gänzlich und allein eigen ist, doch bemerkt Neuhoff, daß die Prinzen vom Geblüthe, lange Nägel an ihren Fingern, aber nicht an ihren Daumen, tragen dürfen.

Die inländische Brasilianer haben einige Kentniß von einem höchsten Wesen, das sie Tuba, das ist, das Vortreflichste, nennen; den Donner heissen sie Tubakununga, oder ein Getöse, das von der höchsten Vortreflichkeit gemacht wird. Sie haben eine verwirrete Kenntniß von der Sündfluth, und glauben, das ganze menschliche Geschlecht sey dardurch ausgerottet worden, ausgenommen ein Mann und seine Schwester; welche leztere schwanger gewesen, ehe sie eingefallen: und diese haben die Welt nach und nach wiederum bevölkert. In Ansehung eines künftigen Zustandes, glaubten sie, die Seele sterbe nicht mit dem Leib; sondern werde in gewisse anmuthige Thäler jenseits der Gebirge versezt, wo sie grosse Vergnügungen

genies-

geniessen, und ihre Zeit mit Tanzen und Singen zu-bringen würden: und zwar diejenige, welche sich durch Verrichtung grosser Thaten zur Vertheidigung ihres Vaterlandes rc. hervorgethan haben. Diejenige hingegen, welche müßig gelebt haben, sollen ihrem Glauben nach, von bösen Geistern gequälet werden, denen sie verschiedene Namen geben, und die sie ungemein fürchten: und ob sie dieselbe gleich auf keine abgöttische Art verehren; so bestreben sie sich doch bisweilen, ihren Zorn durch gewisse an Pfähle, die sie in die Erde treiben, befestigte Geschenke zu besänftigen; Sie haben auch ihre Priester, welche prophetische Lehrer abgeben, und bey allen wichtigen Unternehmungen, insbesondere bey Kriegen, zu Rathe gezogen werden: auch giebt es Leute unter den Brasilianern, Portiguaras genannt, welche für so geschikte Hexenmeister gehalten wurden, daß sie durch ihre Zaubereyen ihre Feinde sollen tödten können.

Neuntes Hauptstück.

Nachricht von den Pflanzen, Thieren, Vögeln und Geschmeissen, so in Brasilien gefunden werden.

Bey Beschreibung der Produkten dieses Landes, wollen wir mit den Pflanzen anfangen, und zuerst der Mandioca-Wurzel erwähnen, welcher die Brasilianer einen grossen Theil ihres Un-

terhaltes zu verdanken haben. Denn, wenn sie getroknet, zu Mehl gemacht, und alsdenn, wie Brod gebacken wird, dienen sie den Einwohnern eines grossen Theiles von America zur gewöhnlichen Speise. Diese Wurzel ist einigermassen einer Pastinat ähnlich, ohngefehr zwey oder drey Fuß lang, und so dick als ein Mannsarm. Sie hat eine sonderbahre Eigenschaft; denn, wenn sie frisch geessen wird, ist sie ein tödtliches Gift für die Menschen: hingegen geröstet, ziehet sie nicht die geringste Folge nach sich: und obgleich alle Arten von Thieren dieselbe essen, und fett dabey werden; so ist ihnen doch ihr Saft eben so tödtlich als den Menschen.

Die Nara ist ebenfals sehr merkwürdig. Sie gleicht dem Imergrün; allein, ihre Blätter sind nicht so dick und voller Stacheln. In der Mitte wächßt eine Frucht, wie ein Fichtenapfel, der im Geschmak einer Melone ähnlich, aber viel niedlicher ist, und einen sehr starken Wohlgeruch hat. Der Saft wird für gut für den Stein gehalten. Diese Frucht wächßt in einem solchen Ueberflusse, daß die Indianer ihre Schweine damit másten: und ausser einigen kleinen Quantitäten, die für Confecte gebraucht werden, wissen sie solche auf keine Art zu geniessen, als daß sie dieselbe zur See führen, wo diejenige, welche die Seekrankheit haben, grosse Erleichterung davon bekommen.

Der Pacoba, welcher auch Adams-Feigenbaum genannt wird, ist sehr groß. Die Früchte sind weich und schwammigt: und die Blätter sehr lang, sanft

und

und weich, wie Sammt. Diese sind so kühl und erfrischend, daß Leute, die am Fieber liegen, sich solche auf ihren Leib legen lassen, um die heftige Hitze der Krankheit zu lindern, und dardurch Erleichterung bekommen. Die Frucht wächßt in Kluppern, wie Feigen, je einen Fuß weit von einander am Hauptstammen, und eine Klupper enthält oft zweyhundert Stücke. Wenn sie gesammelt und zum Reifen beygelegt ist, wird sie gelb. Sie bekommt alsdenn einen angenehmen Geschmack; und vergnügt nicht nur den Gaumen, sondern wird auch für ein gutes Arzneymittel, besonders in Fiebern und Blutspeyen, gehalten.

Die Pocaire ist eine Staude, zehen oder zwölf Fuß hoch; ihr Stamm ist viel dicker als ein Mannsschenkel, aber so weich, daß man ihn mit einem Schwerdt auf einen Streich von einander hauen kan. Die Blätter sind der Wassersauerampher ihren ähnlich: sie sind gemeiniglich sechs Fuß lang, und sehr breit, aber ungemein dünne, und werden nur von einer starken mittlen Ribbe zusammen gehalten: weßhalb sie von den Winden, die sie umwehen, so zerrissen werden, daß sie in Fetzen hangen, und es in einer Entfernung scheinet, als wenn diese Stauden mit Federn bestekt wären. Die Frucht, welche Poco heißt, ist so lang als eine Mannshand, und in Farbe und Gestalt einer Cucummer ähnlich. Im Geschmacke gleichen sie einer Feige, sind aber viel niedlicher.

Hier giebt es auch eine grosse Menge Ananas, oder Fichtenäpfel, die wenn sie reif sind, hier eine Gold-

farbe haben, und sich denen, die in den Wäldern oder Plätzen gehen, wo sie wachsen, durch ihren vortreflichen Geruch entdecken. Im Geschmacke übertreffen sie unsere kostbarste präservirte Früchten, und der Saft, den man daraus preßt, gibet dem Malmseyweine nichts nach.

Einige Schriftsteller erwähnen eines Baumes, der, wenn ihre Nachrichten zuverläßig sind, einer der ausserordentlichsten in der Welt ist. Er hat sehr breite auswachsende Zweige, und wächßt wild in den Wäldern. Die dicke Aeste dieser Bäume haben weite Löcher, die bisweilen so lang, als ein Mannsarm, und mit einem hellen schmakhaften Wasser angefüllet sind; das, wenn es ausgeleeret wird, wieder nachquillt; und in diesem Zustande Sommer und Winter bleibt; so, daß ein ganzer Trupp müder Reisenden, sich unter einem dieser Bäume erfrischen, im kühlen Schatten ausruhen, und zugleich ihren Durst löschen können. Wie der Mangel an Wasser gemeiniglich eine der grössesten Ungemächlichkeiten ist, so diejenige, welche in den niedern Theilen des Landes reisen, ausstehen können; so scheinet es, daß die Vorsehung dieses Hülfsmittel, aus besonderer Gnade, verschaft habe; indem es an vielen Orten in solcher Menge, und auf eine Art zu finden ist, die den ungewissen Zufällen, welche Brunnen und kleine Bäche unterworfen sind, nicht ausgesezt ist.

Das Land bringt allerley Arten von Palmbäumen, und andern Früchten, ingleichen Maul- und Brombeeren. Allerley Holz von mancherley Farben, und einige

nige hervor, die einen sehr angenehmen Wohlgeruch geben, insbesondere den Mastixbaum, der mit den übrigen wohlriechenden Pflanzen und Stauden, die Wälder auf die anmuthigste Art durchduften.

Die **Timbo**, ist eine Pflanze, welche wie eine Wurzel aufspringt, und sich bis an den Gipfel der höchsten Maulbeerbäume erhebt, an die sie bisweilen anwächßt, wie Ephen. Sie sind ungemein stark und zähe, und sogar diejenige, welche so dick sind, als ein Mannsfuß, können, ohne zu brechen, gebogen und gewunden werden. Allein, die Rinde ist ein unfehlbares Gift für die Fische, und läßt, wenn sie ins Wasser geworfen wird, selten einen am Leben.

Die **Bombasin-Cotton-Stauden** werden in diesem Lande sehr häufig gefunden; sie wachsen nicht sehr hoch, und die Frucht theilet sich, so bald sie reif ist, in vier Theile, wovon jeder die Baumwolle in Flocken von der Grösse einer kleinen Kugel enthält: und mitten in diesen Flocken sind schwarze Saamen hart zusammen gepreßt.

Der **Mangaba-Baum** ist ein Immergrün, und trägt des Jahres zweymale Früchten. Seine Blüthen sind den Jeßminen ähnlich, und riechen eben so wohl: die Frucht ist so groß als eine Apricose, gelb, mit schwarzen Flecken, und hat inwendig verschiedene Kerne. Diese werden eben sowohl geessen, als die Frucht selbst, sind gesund, schmakhaft und sehr wohl zu verdauen.

Die Araca ist eine Art kleiner Birnen, oder gleicht wenigstens dieser mehr als irgend einer andern Frucht, sie ist von rother, gelber oder grüner Farbe: denn, von allen diesen Gattungen gibt es in Brasilien, und zwar im grösten Ueberfluß. Diese Frucht ist sehr angenehm, und wird insbesondere von denen hoch geschäzt, welche einen etwas säuerlichten Geschmak lieben.

Der Jabaticaba-Baum ist merkwürdig, weil er von der Wurzel an bis an den höchsten Zweig ganz mit Früchten besezt ist. Die Frucht ist so groß als eine grosse Citrone, hat einen sauren Geschmak, und die Indianer machen einen guten Wein daraus.

Der Cabueriba ist ein sehr grosser Baum, und gibt Bauholz, das seiner Stärke und Nüzlichkeit wegen, vortreflich ist. Was ihn aber noch kostbarer macht, ist der Balsam, den er gibt, der wie der Balsam aus Gilead, alle grüne Wunden heilet. Man bekommt ihn durch einen Schnitt in die Rinde, wordurch der Balsam in ein darunter geseztes Gefäß herab tropft. Der Balsam und der Baum selbst, haben beyde einen sehr angenehmen Geruch.

Der Cupayba ist ein gerader und grosser Baum, und merkwürdig, weil er, wenn er gehauen wird, vieles Oehl gibt, welches sowohl zum Brennen in den Lampen, als zur Heilung der Wunden, dienet.

Dieses Land trägt auch noch viele andere Bäume und Stauden, die von den Europäischen verschieden sind, und unter andern den Brasilienbaum, den wir in einem der vorhergehenden Hauptstücke beschrieben haben.

Wir

Wir kommen auf die Thiere. Die Tapiroussou hat einige Aehnlichkeit in Gestalt und Grösse mit einer Kuhe: wiewohl sie in andern Absichten sehr weit davon abgehet. Sie hat lange scheckigte Haare von einer röthlichten Farbe; keine Hörner, einen sehr kurzen Hals und Schwanz, lange hangende Ohren, schlanke Beine, und einen ganzen Huf: ob sie aber gleich sehr scharfe Zähne hat, gebraucht sie doch dieselbe weder gegen Menschen noch Thiere. Die Eingebohrenen fangen sie bisweilen in Fallen, und schiessen sie bisweilen mit Pfeilen, nicht so wohl wegen des Fleisches, (ob es wohl gut, und dem Rindfleisch nicht viel ungleich ist;) als wegen der Haut, die, so bald sie trocken geworden, einigermassen undurchdringlich ist.

Das Cuati, ist grau wie ein Dachs, mit dem es einige Aehnlichkeit hat. Seine Klauen und Schnautze sind sehr lang, und mittelst der erstern klettert es, wie ein Affe, die Bäume hinauf. Diese Thiere sind so gefräßig, daß kein Geschöpfe, welches ihnen nicht zu stark ist, der Gefahr entgehet, von ihnen gefressen zu werden; doch, leben sie meistens von Schnecken, Vögeln und ihren Eyern.

Das Biaratata ist einem Iltis ähnlich, aber viel grösser, und hat ein sonderbahres weis und graues Creutz längst seinem Rücken. Dieses Thier richtet gleichfals eine grosse Verheerung unter den Vögeln und ihren Eyern an. Allein, ob es gleich weder scharfe Zähne noch lange Klauen hat, ist es doch eben so fähig, sich für seinem Verfolger zu beschützen, als irgend ein anderes

Raubthier. Denn, die Natur hat ihm das Vermögen gegeben, bey solchen Gelegenheiten einen so unerträglichen Gestank zu machen, daß Menschen und Hunde dardurch beynahe vergiftet und genöthiget werden, von der Jagd abzulassen.

Die **Affen** und **Pavianen** sind in diesem Lande sehr zahlreich und von verschiedenen Farben. Man hält sie für eine ziemlich gute Speise.

Die **wilde Schweine** sind von verschiedenen Arten, so wie auch die Leopard, Tyger und **Unzenthiere**. Einige dieser leztern sind schwarz, andere grau, und andere scheckigt. Kein Tyger kan grimmiger seyn. Die Schweine verfolgen einen Mann an einen Baum, und warten daselbst auf ihn. Die Unzen hingegen klettern den Baum nach ihm hinauf. Nichts, was ihnen in den Weg kommt, kan für ihrer Wuth sicher seyn. Sie greifen ganze Heerden anderer Thiere auf einmal an; sie brechen in die Schweinsheerden; zerstöhren die Hünerhäuser, und lassen Verheerung und Untergang zurück, wohin sie kommen. Eines derselben zu erlegen, wird von den Indianern für eine sehr rühmliche That gehalten; und wer dieses Glücke hat, wird nachher beständig als ein Held geachtet und verehret.

Eines der auserordentlichsten Thiere, die in Brasilien gefunden werden, ist das Stachelschwein, von den Brasilianern **Kuandu** genannt. Es ist ohngefehr so groß als ein Affe: anstatt des Haares aber mit drey oder vier Finger langen Stacheln bedekt, die dieses Thier, wenn es ergrimmet, so wie der Igel die

sei-

seinige, empor schießt, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß es Menschen damit verwundet, und oft tödtet. Seine Augen sind rund, starr, und so roth als Carfunkel. Es hat lange Knebelbärte wie eine Katze; und Füsse wie ein Affe: nur daß sie vier Zähen haben, und die Stelle des Daumenzähens leer ist. Dieses Thier schläft gemeiniglich bey Tage, und gehet des Nachts auf den Raub aus. Es ist sehr begierig nach Geflügel, und klettert Bäume hinauf, jedoch langsam, um dergleichen zu fressen. Sein Fleisch hat keinen unangenehmen Geschmak, und wird von den Einwohnern gebraten geessen.

Das Armadilla, oder Schildschwein, ist unsern Schweinen an Grösse und Gestalt ähnlich, aber mit Schaalen wie mit einem Schilde bedekt; die auf seinem Rücken sieben Abtheilungen haben, zwischen jeder derselben erscheinet eine dunkelbraune Haut. Der Kopf ist andern Schweinsköpfen ähnlich, und hat einen spitzigen Rüssel, womit es die Erde aufwühlet. Seine Augen sind klein, und liegen tief im Kopfe; es hat eine kleine scharfe Zunge, und kurze dunkelbraune Ohren, ohne Haar oder Schaalen. Dieses Thier lebt von Wurzeln, und allen Gattungen von Aesern, säuft viel, und ist sehr fett. Es hält sich gern an morastigen Oertern auf, und wühlet Löcher, worein es sich unter die Erde verbirgt. Sein Fleisch wird für einen Leckerbissen gehalten.

Das brasilianische Faule Thier bekommt seinen Namen von der Langsamkeit seiner Bewegungen, in-

deme

deme es in vielen Tagen kaum eines Steinwurfs weit gehen kan, und ist ohngefehr von der Grösse eines Fuchses. Sein Kopf ist rund; sein Maul, der einen beständigen Schaum trägt, ist klein und rund; seine Zähne klein und stumpf; seine Nase schwarz, hoch und weich; seine Augen klein, schwarz und schwehr; und sein Leib mit aschenfarbigtem Haar bedekt. Es wohnet auf Bäumen, und lebt von den Blättern derselben, ohne jemals das geringste zu trinken; und scheuet sich so sehr für dem Regen, daß es, bey dessen Annäherung, sich augenbliklich verstekt. Obgleich die Beine dieses Thieres ungemein schwach sind, und gewisser massen verrenkt scheinen, kan es sich doch damit so stark anhalten, daß es schwehr wegzubringen ist.

Der **Tamandua** oder Ameisenfresser, hat seinen Namen von seinem Futter; und ist von zweyerley Arten; der grössern und der kleinern. Die erstere ist ohngefehr so groß als ein mittelmäßiger Hund, hat einen runden Kopf, eine lange Schnautze, und keine Zähne. Dieses Thier fängt die Ameisen, indem es seine Zunge, welche, wie **Neuhoff** sagt, 25 = 30. Zolle, lang ist, auf einen Dunghaufen ausstrekt, bis seine Beute sich darauf sezt, worauf es dieselbe einziehet, und verschlukt.

Die kleinere Gattung ist von der Grösse eines Fuchses. An den Vorderfüssen hat es vier krumme Klauen: und zwey breite schwarze Streifen gehen über seinen Rücken hin. Es ist ein sehr grimmiges Thier; hält alles mit seinen Klauen fest, und wenn man es mit einem Stecken schlägt, lehnt es sich auf, und faßt den=

denselben mit seinem Maule. Es schläft den ganzen Tag; gehet des Nachs auf seine Beute aus, und wenn es säuft, sprizts etwas von dem Wasser durch seine Nasenlöcher.

Das Senembi oder Landcrocodill, ist in Brasilien sehr gemein, aber selten länger als fünf Fuß. Man sagt, sein Kopf soll gewisse Steine enthalten, die, wenn man sie zu zwey Zügen auf einmal einnimmt, ein ohnfehlbares Mittel wider das Grieß seyen. Es kan zwey oder drey Monathe ohne Futter leben, und sein Fleisch ist so weiß und gut als Canninchenfleisch.

Pappegeyen gehören unter die gemeinste Vögel des Landes: denn, sie fliegen zu grossen Schaaren mit einander, werden zu tausenden getödet, und sind dem ohnerachtet so zahlreich, daß man den Abgang der Getödeten nicht bemerkt. Es gibt verschiedene Arten derselben: und sie lernen insgesamt, eine einzige Gattung ausgenommen, mit leichter Mühe schwätzen. Ihre Farben sind sehr schön und schimmernd, und viele darunter auf eine bewunderns würdige Art vermischt. Die Brust von einigen ist so roth als Scharlach; und ihre Leiber entweder gelb, grün oder blau, aber, nicht ohne eine kleine Vermischung aller dieser Farben. Diese legen nie mehr als zwey Eyer auf einmal, und brüten in den Stämmen alter Bäume, oder in Felsen. Andere haben mit allen den obigen Farben, auch eine Vermischung von schwarz und grau; und diese brüten in den Häusern. Eine andere Gattung ist schwarz, mit ein wenig grün besprengt, die Augen und der Schnabel sind roth, und die Füsse gelb. Es gibt eine andere Gattung, deren ganzer

zer Leib grün ist: er hat eine gelbe Kappe und Ring um den Hals, der Kopf ist mit einem schönen Busche von blauen Federn geschmükt, und der Schwanz roth, gelb und grün. Allein, der Pappegay, Namens **Tuin**, ist wo nicht seiner Farben, doch seiner Grösse wegen, noch sonderbarer. Denn, er ist nicht grösser als ein Spatze, schwäzt und singt unaufhörlich, nach seiner Art, schlupft in den Busen der Person, die ihn versorgt. und ißt aus ihrem Munde.

Der **Guiranseugeta** ist so groß als ein Goldfinke. Sein Rücken und Flügel sind blau; seine Brust und Bauch gelb, und er hat eine Krone von Federn von eben derselben Farbe auf seinem Kopfe. Dieses ist ein vortreflicher Vogel für das Käfigt: denn, er besizt die Noten vieler andern Gattungen von Vögeln, und macht so viele Abänderungen und Wendungen in seinem Gesang, daß er allein die Stelle eines Concerts vertritt.

In Brasilien gibt es eine Art von **Fledermäusen** so groß als ein Rabe: diese haben sehr scharfe Zähne, und beissen heftig. Sie bauen ihre Nester in hohle Bäume und alte Mauren.

Hier gibt es auch eine Art **wilder Gänse**, die den europäischen sehr ähnlich, aber etwas grösser sind, und mehrere Farben an ihren Federn haben. Ob sie aber schon Wasservögel sind, so sind sie doch gemeiniglich beydes fleischigt und schmakhaft.

Der **Scheunenvogel** hat eine sehr seltsame Gestalt: indem er einen Schnabel von erstaunlicher Länge, und eine Krone von grünen und weisen Federn auf seinem Kopfe hat, dessen eine Hälfte, sowohl als eine Hälfte des Hal-

ses gar keine Federn hat. Er ist ohngefehr so groß als ein Storch, und wenn er gepflükt und gesotten wird, noch ziemlich zu essen.

Der **Schnabelvogel** ist ohngefehr so groß als eine Wald- oder Turteltaube, und hat einen safranfärbigten Schopf um den Hals, der drey oder vier Finger im Umfang hat. Sein Schnabel, der so groß ist, als sein ganzer Leib, ist auswärts gelb und inwendig roth: und seine Federn, die auf der Brust gelb, und an allen andern Theilen schwarz sind, sind roth gesprengt.

Brasilien bringt auch viele Arten wild Geflügels hervor, die von den Europäischen wenig verschieden sind. Unter den kleinen Vögeln, ist der brasilianische **Brammvogel** der sonderbareste. Denn, ob er gleich sehr klein ist, macht er doch ein lautes Geräusche, und hat eine so veränderliche Farbe, daß er, man mag ihn drehen auf welche Seite man will, allemal seine Farbe verändert. Einige von den brasilianischen Weibern hängen einen von diesen Vögeln, statt eines Ohrengehänges, an jedes Ohr.

Unter den mancherley Arten von Schlangen, so man hier findet, ist die Rasselschlange, die auch in den englischen Colonien gemein ist. Doch, die merkwürdigste ist die **Guaku** oder **Libova-Schlange**, von entsezlicher Grösse, indem einige davon, **Neuhoffs** Berichten nach, zwanzig, und andere, sogar dreyßig Fusse lang sind. Sie ist äusserst gefräßig, und springt aus den Hecken oft auf Menschen und Thiere loß. Doch ist sie nicht so giftig als andere Schlangen, und das Fleisch wird für eine erträgliche Speise gehalten.

Die

Die **Gekko** hingegen ist von der giftigsten Art: ihr Biß ist tödtlich, wenn der verwundete Theil nicht augenbliklich abgeschnitten oder mit einem heissen Eisen gebrannt wird. Die giftige Eigenschaft dieses Geschöpfs erhellet insbesondere aus den fürchterlichen Wirkungen, die aus einer äusserlichen Berührung ihres Urins entstehet, der, sobald er die Haut berührt, eine Schwärze und den Krebs nach sich ziehet. Die **Curcuma-Wurzel**, welche wir **Tumeric** nennen, wird von den Brasilianern für das kräftigste Mittel wider dieses Gift, gehalten.

In Brasilien gibt es **Eydexen** vier Fusse lang, welche die Negers ohne Schaden essen.

Scorpionen werden hier ebenfals sehr groß, und ihr Stachel ist giftig.

Unter den **Spinnen** ist eine Gattung von ungemeiner Grösse. Sie werden gemeiniglich in Dunghaufen, oder in hohlen Bäumen gefunden; machen Gewebe wie andere Spinnen, und wenn sie gereizt werden, verwunden sie mit einem Stachel, der so klein ist, daß man ihn kaum sehen kan, und so giftig, daß er eine blaulichte Geschwulst erregt, welche sehr schmerzhaft und sogar tödtlich ist, wenn man ihr nicht beyzeiten mit einem Gegengifte vorbeugt.

Ende des dritten Theiles.

Bericht an die Buchbinder

wegen der Kupfer zum dritten Theil.

Nro.	1.	kommt nach	Pagina	3
=	2.	=	=	15
=	3.	=	=	45
=	4.	=	=	76
	5.	=	=	123
=	6.	=	=	155
=	7.	=	=	169
=	8.	=	=	176

Schauplatz der Welt, oder, merkwürdige Sammlung von See- und Land-Reisen
aus den Schriftstellern aller Nationen gewählet ... ; nebst einer Menge
von Charten und Kupfern von Meisterhänden
Bd.: 1,3

Stuttgard (1767)

Bamberg, Staatsbibliothek -- .47 G 40#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11409479-6
VD18 80073220-001